ERNST TOLLER

QUER DURCH

Beilage: Brief Wönkemölker
an TM vom 28.6.55

Jacob Jacobs

in Bayreuth.

Ihr Adler.

31. Okt. 30.

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

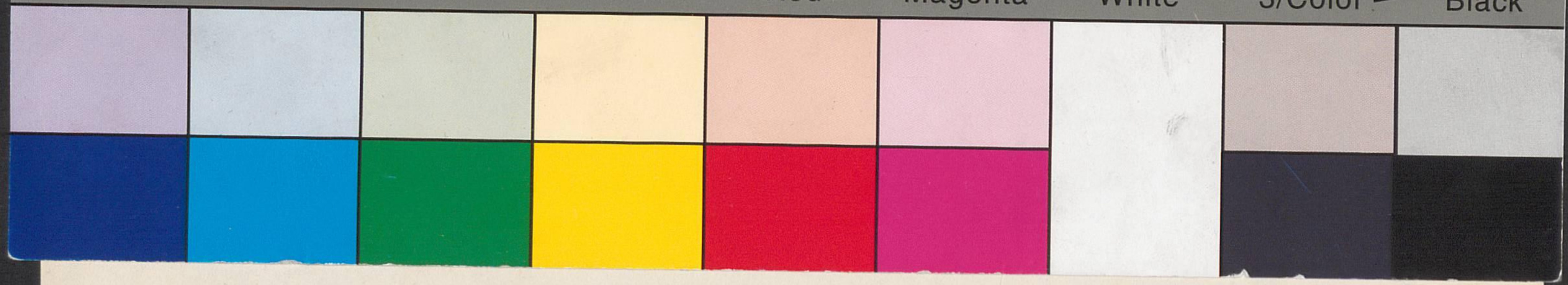
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

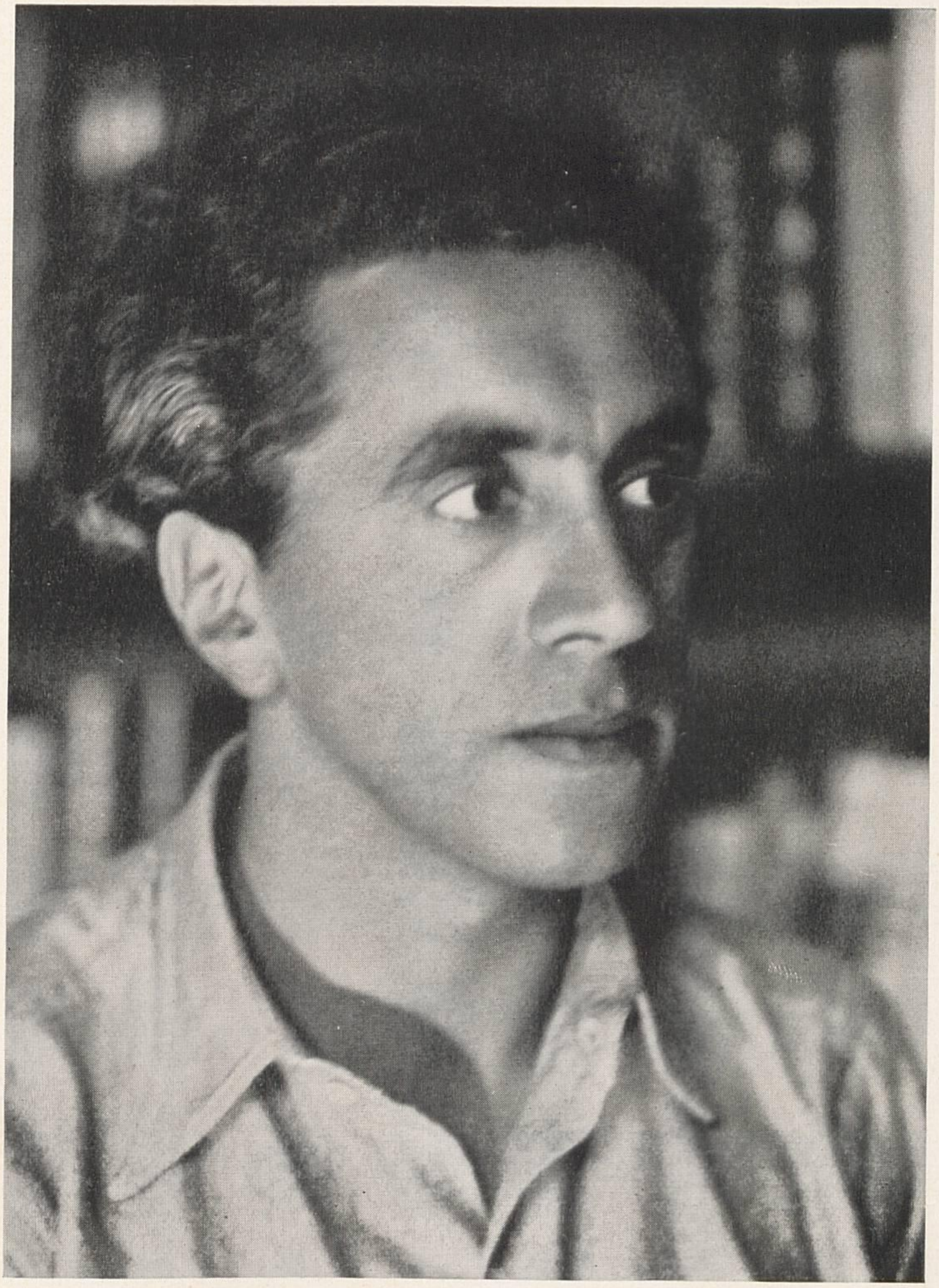
Centimetres

Colour Chart #13

DANES-PICTA .COM

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black





Ernst Toller

ERNST TOLLER

QUER DURCH

REISEBILDER UND

REDEN

ETH · BIBLIOTHEK · ZÜRICH

MCMXXX

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG · BERLIN

SAMOHT · VIIDUD · RAAMATUKOGU

FÜR LOTTE

Copyright 1930 bei Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Amerikanische Reisebilder

Ankunft in Amerika 9
Arbeiter 14
Ford 20
Im Chicagoer Schlachthaus 28
Zuchthaus St. Quentin 32
Wie man in Amerika Sozialisten behandelt 41
Aimee oder die mondäne Prophetin 44
Jazz in der Kirche 53
Tonfilm und Theater 58
Prohibition, Prostitution und Flappers 65
Auch der Neger hat eine Chance 73

Russische Reisebilder

Vorbemerkung 81
Eindrücke auf der Fahrt nach Moskau 83
Erste Tage in Moskau 91
Kleiner Zwischenfall 96
Was in Moskauer Straßen auffällt, Lenin-Kult 104
Frauenversammlungen 109
Eine Fabrik 112
Moskauer Universitäten 117
Zit 121
Wodka, Kommunistische Partei 125
Strafen, G.P.U., Männergefängnis 128

Seite

Frauengefängnis, Begegnung mit Popen 140
Liebesbeziehungen junger Menschen 146
Das Oktobern 150
Satirisches Bauerntheater 155
Zensur, Schriftsteller, Neue Literatur 159
Besuch bei Radek 170
Trotzki, Antisemitische Strömungen 174
Pawlow und seine Reflex-Lehre 178
Nationale Befreiung, Kinder 183

Reden und Aufsätze

Brief an Gustav Landauer 189
Die deutsche Konterrevolution 192
Die Friedenskonferenz zu Versailles 205
Gegen den Justizmord an Eugen Leviné 211
Schlußwort vor dem Münchner Standgericht 213
Weltrevolution 216
Zensur 221
1. August 1914 — 1. August 1924 225
Deutsche Revolution 229
Gegen Kolonialimperialismus 237
Die Debatte ist nicht geschlossen 242
Rechtsbeugung 247
In memoriam Kurt Eisner 252
Konflikte der Jugend in Deutschland 258
Henri Barbusse 268

Arbeiten

Arbeiten 277

AMERIKANISCHE REISEBILDER

Seite

I 40
I 46
I 50
I 55
I 59
I 70
I 74
I 78
I 83

I 89
I 92
205
2II
213
216
22I
225
229
237
242
247
252
258
268

277

ANKUNFT IN AMERIKA

„Sie haben die Freiheit, wir haben die Statue", heißt es in der Revue „Fifty million Frenchmen", die in New York gespielt wird. Von diesem Satz stimmt nur der zweite Teil.

Alle Passagiere der „Reliance" standen an der Reeling. Nach zehn Tagen stürmischer Fahrt: Amerika. Jeder hatte vergessen, daß das Land im Jahre 1492 entdeckt war, jeder glaubte, er sei Kolumbus. In Coney Island stoppte der Dampfer, die Herren der Quarantäne und der Einwanderungsbehörden, Reporter und Photographen kletterten an Bord. Bald werden wir die Freiheitsstatue sehen, vor der Maxim Gorki niederkniete, als er sie zum erstenmal erblickte. Ich hatte dies Vergnügen nicht. Als die andern Passagiere der Freiheit zuwinkten, winkte mir ein Einwanderungsoffizier zu.

„Sie heißen Ernst Toller?"

„Ja."

„Warten Sie, bis alle Passagiere abgefertigt sind."

Mir schwante nichts Gutes. Als ich im Jahre 1924 in die Schweiz reisen wollte, legte mir das Konsulat einen

Revers vor, in dem ich mich verpflichten mußte, in der Schweiz nicht politisch aufzutreten und (scheinbar glaubte man, ich plane ein Bombenattentat) in keiner Form an einer Völkerbundssitzung in Genf teilzunehmen.

Nach einer Stunde stand ich wieder vor dem Beamten, der ein Telegramm vor sich liegen hatte.

„Waren Sie inhaftiert?“

„Ja.“

„Ich kann Ihnen die Einreiseerlaubnis nicht geben. Über Ihren Fall muß die Einwanderungskommission selbst entscheiden. Aber sagen Sie niemand, daß Sie zurückgehalten werden, besonders keinem Reporter.“

So trieben sie es in Bayern auch, aus Feigheit. Einmal wurde mir ein Manuskript beschlagnahmt. Ich bat den Festungsvorstand, es mir zurückzugeben, es sei mein einziges, da antwortete er mir: „Bewilligt, wenn Sie sich verpflichten, die Beschlagnahme niemals, auch nicht nach ihrer Freilassung, zu erwähnen.“

Als der rührige Herausgeber der New Yorker „Volkszeitung“ und Vorsitzende des Internationalen Arbeiterverbandes, Ludwig Lore, auf dessen Einladung ich nach Amerika gekommen war, um vor deutschen Arbeitern politische und literarische Vorträge zu halten, davon erfuhr, benachrichtigte er sofort die Reporter. „Das möchte den Herren so passen. Wir bekommen Sie nur herein, wenn die Presse Lärm schlägt.“

Schon wimmelten Reporter um mich herum. Von

deutscher Politik wußten sie wenig, von Literatur noch weniger. Einer fragte mich:

„Im letzten Winter sollen Sie mit Mr. Molière ein Stück geschrieben haben. Haben Sie gut mit ihm zusammengearbeitet? Is he a good fellow? Hat er schon früher etwas veröffentlicht?“

Ein anderer:

„Was ist Gerhart Hauptmann wert?“

Als ich einige Worte über Hauptmanns Werke sagte, unterbrach er mich:

„Nein, ich meine, was er wirklich wert ist, was er verdient.“

Alle Passagiere, bis auf die Zurückgehaltenen, hatten das Schiff verlassen. Ich war wieder einmal Gefangener. Eine Freundin, die draußen am Pier stand, wollte mir guten Tag sagen, man verweigerte ihr die Erlaubnis. Ich blieb nachts auf dem Schiff. Am andern Morgen fuhr ich, zusammen mit einem blinden Passagier und mit einem Mädchen, das man nicht hereinlassen wollte, weil sie, unverheiratet, schwanger war, und andern Zurückgewiesenen nach Ellis Island. Detektive begleiteten uns. Als ich mich mit dem blinden Passagier, einem jungen Burschen aus Prag, unterhalten wollte, wurde ich angeschnauzt und weggeschoben.

Das Motorboot überquerte den Hudson, wir sahen die graue Insel mit ihren vergitterten Kasernen aus roten Ziegelsteinen. Was hat sich hier schon abgespielt an menschlicher Wirrnis. Nicht umsonst heißt sie: „Trä-

neninsel". Durch kahle Räume, endlose Korridore, vorbei an Polizisten und Beamten, wurde ich zum Verhör geführt.

Ich muß einige Minuten warten. Zwei weinenden polnischen Frauen, die es nicht fassen können, bedeutet der Dolmetscher, daß sie nach Europa zurückgeschickt würden. Ich stehe vor der Kommission. Der Vorsitzende, ein einarmiger Inspektor in Uniform, zwei Beisitzer. Babbitts von Sinclair Lewis. Ich muß schwören, die Wahrheit zu sagen. Das Verhör beginnt. Personalien. Dann:

„Haben Sie gemordet?"

„Nein."

„Sind Sie der Auffassung, daß politische Führer ermordet werden müssen?"

„Nein."

„Werden Sie in Ihren Versammlungen für die Ermordung von amerikanischen Führern werben?"

„Nein."

Während ich mir überlege, wie es kommt, daß erwachsene Menschen so idiotische Fragen stellen können und darauf vernünftige Antworten erwarten, werde ich schon mit neuen Fragen bombardiert.

„Was denken Sie heute über die bayrische Regierung?"

„Sie interessiert mich nicht."

„Was für Beziehungen unterhalten Sie zu ihr?"

„Keine diplomatischen."

„Wenn Sie in Bayern lebten, würden Sie wieder versuchen, die Regierung zu stürzen?"

„Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Erstens lebe ich nicht in Bayern, zweitens verstehe ich nicht, daß die amerikanische Regierung sich dafür interessiert, wie die Beziehungen eines deutschen Staatsbürgers zur bayrischen Regierung sind."

„Haben Sie Ihre Gesinnung geändert?"

„Nein, ich bin nach wie vor radikaler Sozialist. Sie können doch nicht verlangen, daß ich meine Gesinnung ändere, nur um nach Amerika hereingelassen zu werden."

„Werden Sie politische Vorträge halten?"

„Ja, über Deutschland."

„Werden Sie sich in die amerikanische Politik einmischen?"

„Nein."

Die Herren beraten miteinander und verkünden nach einigen Minuten, ich dürfe das Land der Freiheit unter der Voraussetzung betreten, daß ich mich nicht mit amerikanischer Politik befasse. Meine Aufenthaltserlaubnis sei an Stelle eines Jahres auf drei Monate begrenzt.

Einem englischen Dentisten ging es schlechter als mir. Er sollte an einem Kongreß in Washington als Delegierter teilnehmen. Irgend jemand hatte der Behörde denunziert, daß mit dem Schiff, mit dem er gekommen, auch seine Freundin (in eigner Kabine) gereist sei. Beide durften wegen „moral turpitude", moralischer Verworfenheit, den amerikanischen Boden nicht betreten.

ARBEITER

Anfangs glaubte ich, die Lage der Arbeiter in Amerika sei unvergleichlich besser als in Deutschland, ihr Einkommen bedeutend höher. Bald sah ich die Rückseite der „Prosperity“. Nach dem Kriege war Amerika der große Sieger. Es eroberte die Absatzgebiete Europas. Darum konnte es seine Produktion ins Maßlose steigern. Es gab so gut wie gar keine Arbeitslosigkeit, die Löhne waren hoch. Jeder hoffte, in paar Jahren so viel zu besitzen, um, auf Abzahlung, sich ein eigenes Haus, ein eigenes Auto, ein eigenes Grundstück zu kaufen. Das Wort „Every man has a chance“, richtig übersetzt: „Jeder Mann kann reich werden“, beherrschte die Menschen. Alles spekulierte, Schuhputzer, Liftjungen, Arbeiter, Friseure, Künstler. Der wichtigste Teil der Zeitung war sein Börsenteil. Ob ein Papier einige Punkte gewann oder verlor, war interessanter als Europas Politik. Der nächste Tag konnte die Ersparnisse verdoppeln. Alles schien möglich in diesem Land, in dem die Dinge in gigantischen Dimensionen sich entwickelten, sich veränderten, wechselten.

Nichts wurde „alt". Häuser, fünfzehn, zwanzig Stockwerke hoch, riß man nach zehn Jahren nieder und baute vierzig, fünfzig Stock hohe Wolkenkratzer. Eine neue Autostraße entstand, gleich wurden künstlich Bäche, Wälder, Wiesen dazu gebaut.

Die Unternehmer, klüger als ihre Kollegen in Europa, unterstützten die allgemeine Spekulationswut, boten ihren Arbeitern Werkaktien an zu niedrigem Kurs, verstanden es, große Schichten der Arbeiter an ihrem Profitsystem zu interessieren, schufen die Illusion von „Arbeits- und Profitgemeinschaft". Von manchen Werken war der Aktienbestand zu 25 Prozent in Händen der Arbeiter.

Heute beginnen die Dinge sich zu ändern. Der letzte Börsenkrach war ein Symptom. Ja, man kann in einzelnen Produktionszweigen, wie z. B. in der Automobilindustrie, beginnende Krisen beobachten.

Im Gegensatz zu Deutschland ist die Spannung im Stundenlohn eine außerordentlich hohe. Es gibt Arbeiter, die 30, 38, 40 Cent die Stunde erhalten, andere 1.50 Dollar. Am besten stellen sich Bauarbeiter, Werkzeugmacher und Buchdrucker. Im Norden verdienen die Arbeiter durchschnittlich 1600 Dollar im Jahr, im Süden durchschnittlich 600 Dollar.

Ich habe einige Male bei Arbeitern gewohnt. Sie besaßen Einzelhäuser, die man in Deutschland zweifellos kleine Villen nennen würde, gut eingerichtete Schlaf- und Wohnzimmer, Küche mit elektrischem Eisschrank und Bad. Die Möbel uniform, aber nach deutschen

Begriffen „bürgerlich". Jedes Haus hatte große Radioapparate, Grammophon, eins sogar elektrisches Klavier. Die Arbeiter aßen besser als ihre Kameraden in Deutschland, man merkte, sie hatten sich an „Komfort" gewöhnt, sie beanspruchten „Komfort". Sie besaßen Autos, nicht nur gebrauchte Wagen, nicht nur Fordcars, nein, teure Standardmarken. In einem Falle kostete das Auto 1000 Dollar, in einem anderen 1200 Dollar.

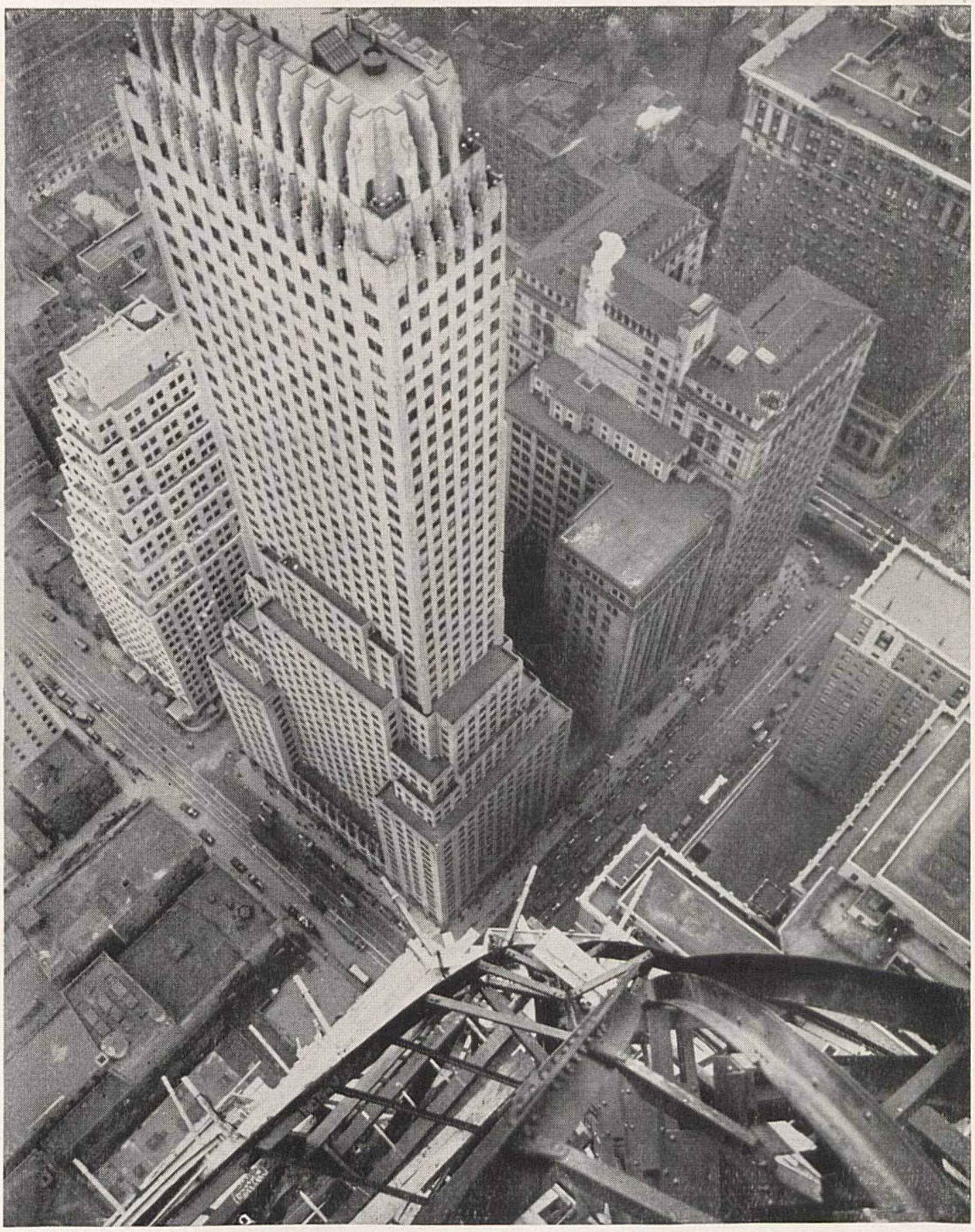
Eine Familie in Rochester, bei der auch die Töchter arbeiten, besaß zwei Autos, eins gehörte dem Vater, eins der ältesten Tochter. Die Steuer beträgt einige Dollar. Gasolin ist halb so billig wie in Deutschland.

Aber nun die Kehrseite. Wenn ein Arbeiter krank wird oder arbeitslos, hat er so gut wie keinen Schutz. Er muß seine Ersparnisse aufzehren, er ist schließlich auf private Wohltätigkeit angewiesen. Es geht nicht allen Arbeitern so gut wie denen, die mich als Gast aufnahmen. Ich war in Stadtteilen mit elenden Wohnungen, ich sah die Gegend um Pittsburgh, in der Hunderttausende in den mächtigen Bethlehemstahlwerken beschäftigt sind, „slums" ohne „Komfort" und ebenso dreckig wie viele Wohnungen im Ruhrgebiet. Bezeichnend ist, daß die Arbeiter, die in Stahl- und Bergwerken schwerste Arbeit leisten, die geringsten Löhne erhalten.

Eine Frau in Pittsburgh, private Wohlfahrtspflegerin, führte mich herum und zeigte mir „Fälle". Da war ein Mann, der 17 Jahre in einem Werk gearbeitet und



Manhattan Island



Straße in New York

regelmäßig Beiträge für die private Versicherung der Fabrik gezahlt hatte. Als er sich krank meldete, erhielt er kurze Zeit Unterstützung. Dann tüftelten der Fabrikanwalt und der Fabrikarzt heraus, daß die Krankheit mit seiner Arbeit in keinem Zusammenhange stünde, die Unterstützung wurde gestrichen. Nun sitzt der Mann mit seiner Frau und sechs kleinen Kindern da und könnte buchstäblich verhungern, würde er nicht das Glück haben, für die wohltätigen Damen der Stadt ein „Fall" zu sein.

Aber wie viele sind keine „Fälle"! Die Höhe der Kriminalität, der Einbrüche und Diebstähle ist nur durch solches Elend zu erklären. Hier ist ein Brief, den ich mir von einem Pittsburger Freund geben ließ, der Brief eines eingewanderten irischen Arbeiters:

Reynoldsville, Penns. 21. 10. 29.

LIEBE FREUNDE!

Ich möchte Euch die Neuigkeit erzählen, daß der Steuereintreiber mein Heim heute mit 100 Dollar Steuer veranschlagt hat. Könnt Ihr mir helfen, diese Summe aufzubringen? Ich leide auch an den Schmerzen, die ein Felsstück, das vor zwei Wochen auf meinen Rücken fiel, verursacht hat. Ich war zu arm, um einen Arzt rufen zu können, und verliere auch die Versicherung. Ich habe den ganzen Sommer hindurch gehungert, da ich keine Arbeit bekommen konnte bis vor einigen Tagen, und dann

verdiente ich 2 Dollar täglich, davon bezahle ich die Steuern und unterhalte eine Familie.
Dies ist alles, was ich schreiben möchte, denn es ist mir überhaupt nicht gut zumute bei dieser schlechten Behandlung, jetzt, wo ich und meine Kinder von allen Mitteln entblößt sind. Ich wollte, ich hätte dieses Land in meinem Leben nie gesehen und ich kann es nicht verlassen, weil ich zu arm bin. Aber eines Tages wird es den Herrschern heimgezahlt werden wie König David, und was ihm trotz seines Widerstandes und seiner mächtigen Herrschaft nicht erspart blieb, er mußte zugrundegehen. Genau so wird es mit unseren mächtigen Herrschern gehen, sie werden auch zu Fall kommen, denn sie sind zu gemein.

Euer Genosse D. E. J.

Die Gewerkschaften sind zahmer als die deutschen. Trotzdem stellen viele Fabriken keine gewerkschaftlich organisierten Arbeiter ein, zum Beispiel Ford.
Die amerikanische Arbeiterbewegung hat durch die Beteiligung Amerikas am Weltkrieg ihre seit 1900 wachsende Kraft eingebüßt, sie ist keine politische Macht, kein geistiger Faktor im öffentlichen Leben der U.S.A. Die sozialistische Partei, eher eine liberale und sozial-reformerische als sozialistische Vereinigung, hat nicht einen Vertreter im Senat. Die I.W.W., revolutionär-syndikalistische Gewerkschaftler, nach dem Krieg gefürchtet, wurden in brutalem Verfolgungsfeldzug niedergeknüppelt. Die offiziellen Ge-

werkschaften, im Kriege Träger des amerikanischen Chauvinismus, sind aristokratische Gebilde, zu denen nicht jeder Arbeiter Zutritt hat, er muß einige hundert Dollar zahlen, ehe er Einlaß und Nutznießerrecht findet. Dem Neger helfen selbst die Dollar nicht, er wird nicht aufgenommen. Die oppositionellen Gewerkschaften, die sich besonders an die Neger wenden, versuchen die radikalen Elemente aufzufangen. Spaltungen in Rechte und Linke, Fraktionskämpfe und Ausschlüsse verurteilen die zahlenmäßig kleine kommunistische Partei zu faktischer Ohnmacht. Während in den europäischen Ländern die Wirtschaftskrise, die gleich nach dem Krieg einsetzte, die Radikalisierung der Arbeiter beschleunigte, hat die zu gleicher Zeit scheinbar sich unbegrenzt entfaltende „Prosperität" in Amerika das Gegenteil bewirkt. Erst heute tritt mit der Wirtschaftskrise in U.S.A. der Umschwung ein. Nicht die Revolution wird am Ende dieser Krise aufflammen, wohl aber werden die sozialistischen und kommunistischen Parteien sich neu kristallisieren und radikale Zeitungen gegründet werden.

Die bürgerlichen Zeitungen hüten sich gegenüber sozialistischen Bestrebungen, auch nur das geringste Maß sachlicher Beurteilung zu zeigen. „Radikal", „sozialistisch", „bolschewistisch" sind Worte, die sie hassen wie die Pest, und kein Verbrechen ist abscheulich genug, das sie nicht sogleich mit bürgerlichem Radikalismus, Sozialismus, Bolschewismus in Zusammenhang bringen.

FORD

In Detroit besuchte ich die Fabriken Rouge Plant. Zwei Arbeiter, die jahrelang bei ihm geschafft hatten, begleiteten mich. Wir kamen ins Empfangsgebäude. Ein besonderer Führer wurde uns gegeben, früher amerikanischer Offizier, der im Kriege den Arm verloren hat. Wir stiegen in einen Autobus und fuhren zuerst zur Manufaktur. Stellen Sie sich einen Riesenraum vor, in dem Tausende von Menschen, eng gepfercht, an Werkzeugtischen, bei ungeheurem Lärm, arbeiten. Dicht über ihren Köpfen rollen die laufenden Bänder. Jeder Mann tut einen Griff, acht Stunden lang unzählige Male denselben einen Griff.

Denselben einen Griff
Der steckt eine Schraube auf
der eine Hülse
der hängt an vorüberrollende Halter Kurbelwellen
der ein Stück Gehänge
der tut zwei Hammerschläge
der bohrt mit dem autogenen Schweißbohrer
der führt das Messingband in die Maschine
der schichtet das gestanzte Blech auf
Immer denselben Griff —

Jeder der 125000 Arbeiter arbeitet acht Stunden. Der Tag ist eingeteilt in drei Schichten. Keiner darf sprechen, keiner rauchen, keiner sich setzen. Selbst der Werkzeugzeichner muß acht Stunden lang stehend arbeiten. Wenn jemand austreten will, muß er wie ein Schuljunge den Finger heben und warten, bis der Aufseher den Reservearbeiter an seine Stelle einsetzt. Wehe, wenn bei der neuen Schicht die ablösenden Männer, die hinter die alten treten, mit den Abzulösenden auch nur drei Worte tauschen! Sie würden bestraft oder sofort entlassen. Die Strafe besteht darin, daß der betreffende Mann einige Tage oder einige Wochen nicht arbeiten darf. Das ist die schwerste Strafe, die einen Arbeiter treffen kann: Er verdient nichts. Und wenn er zurückkommt, kann es ihm passieren, daß er an anderer Stelle mit niedrigerem Lohn eingesetzt wird.

In einer Fabrik in der Nähe von Philadelphia — ich habe den Namen vergessen — erhält der Arbeiter, wenn er in der Woche pünktlich jeden Tag eine Minute vor der angesetzten Zeit am Arbeitsplatz erscheint, den Lohn für zwei Stunden als Belohnung. Kommt er aber einmal eine Minute zu spät, werden ihm sechs Stundenlöhne abgezogen.

Woher leiten die Fabrikherren das Recht zu so ungesetzlichen Strafen? Aus ihrer unumschränkten Macht. Man begreift manche deutschen Industriellen, die voller Sehnsucht nach Amerika schauen. Am liebsten möchten sie das Strafsystem über-

nehmen, ohne das amerikanische Lohnsystem einzuführen.

In allen Fabrikräumen wimmelt es von Werkpolizisten und Spitzeln, die die Arbeiter kontrollieren. Die Werkpolizisten sind ähnlich angezogen wie die Stadtpolizisten. Nach der Verfassung hätten sie keinerlei polizeiliche Rechte. Sie nehmen sie sich, tragen Knüppel und Revolver. Wenn sie bei einem Arbeiter irgendeine Verletzung der Fabrikordnung entdecken, verhaften sie den Mann und führen ihn in ihr Büro. Nicht selten erhält der Arbeiter dabei Püffe und Schläge. In Pittsburgh ereignete es sich, daß Werkpolizisten einen Arbeiter erschossen. Sie wurden vom Gericht freigesprochen. Studenten, die gegen den Freispruch ihre Stimme erhoben, wurden von der Universität gejagt.

Ein Beispiel üblicher „Erziehung" erzählte mir mein Freund: Jeder Arbeiter bekommt beim Eintritt in die Fordsche Fabrik ein kleines Blechschild mit einer Zahl. Er muß, wenn er diese Blechnummer, die ein paar Cent wert ist, verliert, an die Fabrik zur Strafe einige Dollar bezahlen.

Jeder Arbeiter hat 15 Minuten Zeit zum Essen. Es fehlen besondere Eßräume für die Arbeiter. In die staubgeschwärzte, nach allen möglichen Chemikalien riechende Halle rollen Lebensmittelkarren. Dort kauft sich der Arbeiter für 25 Cent ein Lunch-Paket (mit zwei Sandwiches und etwas Früchten, einem Pappbecher voll Suppe und einer Flasche Kaf-

fee), das er, wenn er dazu Lust hat, auf der Erde sitzend hinunterschlingen kann. Aber die Stehkragenproletarier, die Beamten und Angestellten haben ausgezeichnet eingerichtete, saubere Eßräume. Da tritt man an lange Tische, nimmt sich Tablette, Teller und Bestecks, setzt das Tablett auf zwei Stangen, die an den Buffettischen entlanglaufen, sucht sich aus, was einem behagt, verschiedene Suppen, billige gut zubereitete Fleisch- und Gemüsespeisen, verschiedene Salate, Kompotte, Speisen, Kaffee, Milch. Die letzte Station ist die Kasse. Rasch übersieht der Kassierer die Speisen, drückt einem die Rechnung in die Hand, die man nach der Mahlzeit am Ausgang bezahlt. Warum baut Henri Ford nicht ähnliche Eßräume für seine Arbeiter? Auch darin steckt ein Stück raffinierter Psychologie. Denn die Angestellten stehen sich nicht besser als die Arbeiter. Sie bekommen kein Monatsgehalt wie in Deutschland, sondern Wochenlohn. Mancher Arbeiter erhält höheren. Aber dem Selbstbewußtsein der Angestellten wird auf diese kluge Weise geschmeichelt.

Der Mindestlohn bei Ford beträgt sechs Dollar den Tag. Die Arbeitswoche zählt fünf Tage. Auch in andern Fabriken ist die fünftägige Arbeitswoche eingeführt, in New York arbeiten zweihunderttausend Arbeiter nicht länger. Manche Arbeiter erreichen einen Wochenlohn von 70 bis 75 Dollar, also etwa 11—1200 Mark im Monat. In der letzten Zeit allerdings, da die große Absatzstockung begonnen hat,

stellt Ford mit Vorliebe die höchstbezahlten Arbeiter aus. Solche Ausstellungen gehen nicht wie in Deutschland vor sich, wo bestimmte Vorschriften und Kautelen gewahrt werden müssen, wo zum Beispiel erst Kurzarbeit geleistet werden soll, ehe vollständige Ausstellung erfolgt. In Amerika können Tausende von Arbeitern, die am Morgen noch keine Ahnung davon haben, abends auf die Straße gesetzt werden. Und trotzdem drängen Tausende und aber Tausende von Arbeitern aller Nationen, aller Rassen zu Ford. Die Arbeit ist dermaßen mechanisiert, daß jeder Ungelernte binnen einer halben Stunde die Handgriffe beherrscht. Schon abends um elf Uhr stellen sich die ersten vor dem Tore des Einstellungsbüros an, oft stehen Scharen von Arbeitssuchenden morgens vor der Fabrik. Braucht man keine Arbeiter, wird ein Schild herausgehängt „Heute keine Einstellungen", und wenn die Arbeiter nicht binnen einer Stunde davongehen, kommt die Feuerwehr angefahren und spritzt sie davon.

Außer der Manufaktur sah ich die Stahlwerke, in denen Ford sein eigenes Stahlblech fabriziert, die Glasbläsereien, in denen am laufenden Band die unzerbrechlichen Scheiben gegossen, geschnitten und poliert, die Hochöfen und Produktionsstätten, in denen andere Automobilteile fabriziert werden. Auf einem Hof lag ein berghoher Gerümpelhaufen: verrostete Teile von 196 außer Dienst gestellten Kriegsschiffen, die Ford zu billigem Preis von der Regierung erstanden hat, um sie wieder einzuschmelzen.

Mein freundlicher Führer wies darauf hin, daß in dieser Fabrik keine Frauen beschäftigt werden. Henry Ford, sagte er, will, daß die Frauen für ihre Männer sorgen und den Haushalt instand halten. Ja, diese Führer sind gute Propagandachefs, Ford läßt sich die Reklame ein Stück Geld kosten.

„Schaffen alle Arbeiter bei Tageslicht?“

„Sure“, sagte der Führer.

Aber später sah ich Werkstätten mit Lampen, deren Lichter die Gesichter der Menschen grünlich färbten.

„Ist es überall so sauber wie in dieser Werkstätte?“ fragte ich.

„Sure“, antwortete der Führer.

Aber später tat ich einen Blick in einen Raum, in dem die Wagen gespritzt wurden, dort stank es erbärmlich, und die Arbeiter trugen Masken vor dem Gesicht.

Als mir der Führer dann erzählte, daß 73 Prozent der Fordschen Arbeiter Einzelhäuser besitzen und 78 Prozent ihre eigenen Autos, sagte auch ich „Sure“.

Bevor ich die Fabrik verließ, sah ich mir jenen Raum an, in dem an einem laufenden Band alle Teile zusammengesetzt werden, bis am Ende das fertige Automobil, mit eigener Kraft, von einem Arbeiter geführt, über die Kontrollstation in die große Verkaufshalle fährt. Dort stehen die Agenten und übernehmen die fertigen Automobile. Denn Ford fabriziert in jedem Werke nur soviel fertige Autos, wie bestellt und be-

zahlt sind. Jeden Tag verlassen ungefähr 600 Autos die Fabrik. Die einzelnen Teile werden nicht auf Lagerplätzen aufgestapelt, sie werden vom Arbeitsplatz mit Kränen in Kisten, die Ford herstellt, geladen, und diese Kisten werden in Eisenbahnwaggons, die in der Halle auf Schienen stehen, gehoben. Vierzig Züge mit vierhundert Waggons verlassen jeden Tag die Halle.

Ich verabschiedete mich von meinem Führer und stand draußen vor dem Werk. Es war die Zeit der Schichtablösung. Zehntausende von Arbeitern strömten heraus. Ich betrachtete ihre Gesichter. Keiner sah unterernährt aus, aber alle hatten etwas unsagbar müdes, Ausgepumptes. Und als sie dann in den Trams und Autobussen saßen, schliefen viele sofort ein. „Ford's hell", „Henrys Knochenmühle", nennt der Arbeiter die Fabrik.

Die Mechanisierung der Arbeit, soweit sie überflüssige Arbeitskraft spart, hat für die Gesellschaft große Bedeutung. Aber wenn der Mensch zum leblosen Hammer oder Hebel herabsinkt, wird der Gewinn fragwürdig. Diese Gefahr kann nur dadurch gemindert werden, daß der einzelne nicht mehr acht Stunden „mechanisch" arbeitet, daß er in der frei gewordenen Zeit die Möglichkeit erhält zur Entfaltung all dessen, was in ihm schaffend und schöpferisch lebt. Es ist schon schlimm genug, wenn der Mensch nichts mehr vom Werk weiß wie früher der Handwerker, wenn er nur noch einen gleichen toten Griff sekündlich wiederholt. Bei Ford darf keiner seinen Platz verlassen,

an dem er arbeitet, keiner darf eine andere Halle besuchen. So kann es vorkommen, daß einer sein Leben lang einen und denselben Hammerschlag an einem Autoteil tut, ohne daß er je das fertige Auto, an dem er doch mitgearbeitet hat, zu Gesicht bekommt.
Das kapitalistische System wird indessen diese Probleme niemals lösen können.

IM CHICAGOER SCHLACHTHAUS

Wenn Sie ein Berliner Delikatessengeschäft besuchen, finden Sie, in schön geschmückten Blechdosen verpackt, „Armour's bacon", „Armour's ham", „Armour's tongue".

Gehen Sie nicht in Armour's Schlachthaus, Ihnen könnte der Appetit vergehen! Wenn Ford die Menschenhölle genannt wird, dies ist die Tierhölle.

Ich habe gesehen, wie man am laufenden Band Rinder, Hammel und Schweine tötet. 3600 Rinder werden an einem Tage geschlachtet. 32 Minuten dauert es, bis jedes Tier enthäuptet, ausgeweidet, zerschnitten, gespült, im Kühlraum landet.

Die Zahl der während eines Tages getöteten Schafe beträgt 10000, der Weg bis zum Kühlraum dauert 21 Minuten.

Bei den Schweinen geht es rascher: pro Stunde 2000, nach 16 Minuten hängen sie im Kühlraum.

Was für Bilder! In einem Käfig steht, eng aneinander gedrängt, ein Dutzend Kühe. Ein Mann steigt auf den Block. Mit einem Knüppel, an dessen Ende ein eiserner Hammer befestigt ist, haut er jedes Rind auf den

Kopf, daß es zusammenbricht. Die Käfigtür wird hochgezogen, der Boden des Käfigs senkt sich in Schräge, die mehr oder minder bewußtlosen Rinder gleiten auf den Boden der Halle, ihre Füße werden an Ringe gebunden, hochgezogen, und am laufenden Band gleiten sie am Schlächter vorbei, der mit raschem Schnitt ihnen die Gurgel durchschneidet. Schwer stürzt das schwarzrote Blut zu Boden, die Füße des Tieres strecken sich. Da ist es, am laufenden Band, schon bei einem Manne gelandet, der mit raschem Schnitt das Kopffell aufschneidet, während ein anderer, paar Schritte entfernt, ihm den Kopf herausschält. Der nächste trennt das Bauchfell auf, jener sammelt die Kaldaunen. Sekunden später gleitet das Tier an einem Manne vorbei, der mit beiden Händen eine elektrische Säge packt, die es in zwei Teile zersägt. Ehe man den Vorgang begreift, werden die Teile schon zerlegt und entknocht. Alles wird säuberlich getrennt. An diesem Tische schneidet man beefsteaks, an jenem werden Schwänze zerschnitten.

Mit Hammeln und Schweinen macht man weniger Federlesens. Die hängt man lebend auf, immer gleich 20, 30, 50 auf einmal. Sie gleiten am Schlächter vorbei, der sticht sie. Die Schweine merken etwas, sie schreien nicht, sie jammern und winseln. Es hilft ihnen nichts, der Schlächter, kunstgeübt, gibt jedem das Seine. Aber das gestochene Tier scheint nicht tot zu sein. Schon wird das Schwein, das noch zappelt und von dem der Führer behauptet, es lebe nicht mehr, von einem zweiten

Mann gepackt, der ihm die Füße abschneidet. Selbst das Tier, dem die Füße fehlen, zappelt weiter.

Kein noch so wissenschaftlich geschulter Fachmann kann mir ausreden, daß hier die grausamste Quälerei begangen wird. Oft verfehlt der Schlächter ein Schwein, es gleitet weiter am laufenden Band zu jenen, die verröcheln.

Ich kann das Jammern und Winseln der Schweine nicht vergessen, noch tiefer haben mich die klagenden Augen der Hammel ergriffen. Bei einem, es war ein junges Tier, hatte sich die Schlinge gelöst. Das Tier fiel zu Boden. Es erhob sich, mit Blut besudelt, blickte hilflos umher. Dort hingen Dutzende von verröchelnden Brüdern. Da sprang es wie besessen auf, aber nach Sekunden ging es, sehr zaghaft, sehr leise, zu einer Stelle, wo Hammelschenkel kunstvoll gelöst wurden. Die Metzger ließen das zitternde Wesen eine Weile stehen. Als dem Tier etwas zustieß, was die Menschen „Menschliches" nennen, packte es einer mit derbem Fluch. Schon hing es wieder am laufenden Band, bald waren seine Augen glasig.

Ich konnte mich eines Bildes nicht erwehren: die Hammel, die da hingen, verwandelten sich in Menschen.

„Werden Sie nicht sentimental, Herr Toller", sagte mir mein Begleiter.

Nein, zur Sentimentalität ist hier kein Grund. Sachlich geht es zu. Das Ideal der Sachlichkeit wird hier erreicht.

Oben in einem anderen Raume rollen auf einem Ti-

sche die Schweineschinken vorbei. Ein Griff des Kreismessers, und die Rippen sind gelöst. Zwei Schnitte, und der Schinken hat das vorgeschriebene Maß. Die Kotelettes türmen sich. Und dort werden die fein geschnittenen „drive beef"-Scheiben von jungen Arbeiterinnen mit Händen gepackt und in Büchsen gestopft.

Ich war halb betäubt von dem, was ich gesehen, vom süßlich-bitteren Geruch des Blutes und frischen Fleisches. Da stand ich in einem Raum, wo aus der Milch, die man den Kühen vor ihrem Weg ins Schlachthaus abgezapft hat, Käse bereitet, verpackt und geschachtelt wird. An der Ecke am Tisch, den die Besucher passieren müssen, steht eine Frau, sie bietet Brötchen mit selbstfabrizierter Butter und selbstfabriziertem Käse an. Kaum einer der Besucher hat den Appetit verloren. Sie stürzen sich wie die eingeladenen Gäste in reichen Häusern aufs Büfett.

Wir kommen durch einen Raum, darin Büchsen mit Würstchen gefüllt werden, besondere Würstchen, sozusagen „großdeutsche", „German Wiener, the aristocrat of the Frankforter", heißen sie.

Den Gang im Kühlraum flankieren zwei Mauern aus gelb-rosaroten Kuhleichnamen. Da hatte ich genug. Mich verlangte nach frischer Luft. Auch die Luft draußen und im weiten Umkreis schmeckte bitter-süßlich.

An den Wänden hingen große Plakate, darauf stand: Armour's Produkte haben ‚star flavor', haben Sternenaroma!

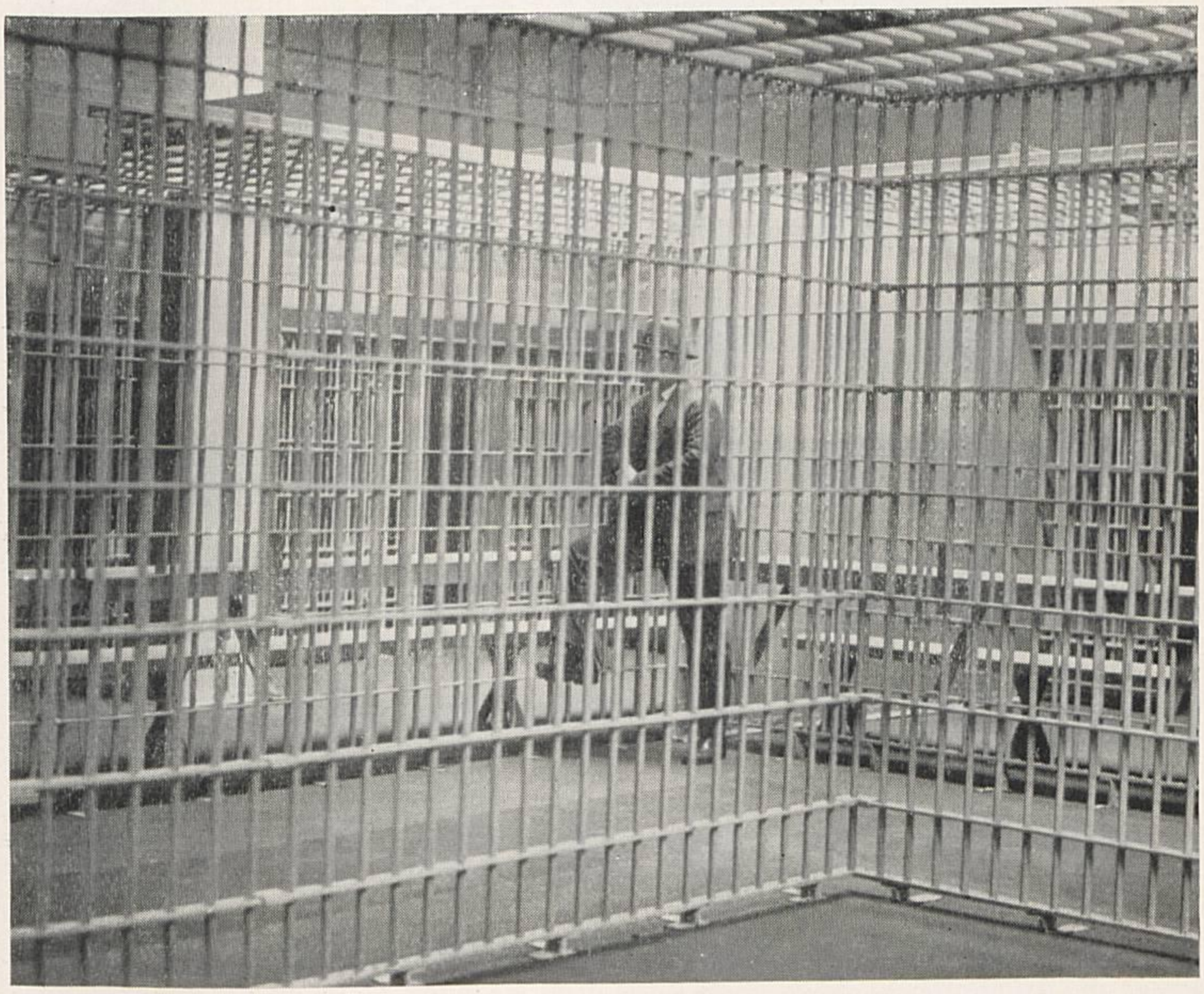
ZUCHTHAUS ST. QUENTIN

Wir fahren mit der Fähre über die Bai von San Francisco. Dann führt uns das Auto durch die hügelige, mit Eukalyptus-, Lorbeer- und Rotholzbäumen bewachsene Landschaft von Marin County zum Zuchthaus St. Quentin. Wir passieren den ersten Wachturm, der mit Maschinengewehren bespickt ist. Später häufen sich die Türme. Wir kommen ans Tor, müssen unseren Namen einschreiben. Wir gehen über einen Hof zum zweiten Tor. Wir werden in ein Büro geführt. Eine Viertelstunde später sehen wir Tom Mooney im Sprechzimmer. An einem langen Tische sitzen Gefangene, ihnen gegenüber Besucher. In der Mitte des Tisches, aus Stäben gebaut, eine kleine Scheidewand. Über diese dürfen die Gefangenen sich nicht beugen. Am Ende des Tisches, an erhöhtem Pult, sitzt der Aufseher, der Gefangene und Besucher kontrolliert.

Dreizehn Jahre lebt Tom Mooney im Zuchthaus. Als junger Mensch ging er hinein, heute ist er grau und sein Gesicht von Falten gekerbt. Unschuldig sitzt dieser Mann im Zuchthaus. Amerika, die Welt weiß es, immer noch kerkern ihn die Mauern.



Freiheits-Statue



Zuchthaus St. Quentin



Kinder demonstrieren für Sowjetrußland



Ein Kommunist wird in New York verhaftet

Mooney war einer der tätigsten sozialistischen Agitatoren im amerikanischen Westen. Er hat viele Arbeiter organisiert, hat Streiks geleitet, war einer der bestgehaßten Männer. Detektive jagten hinter ihm her, immer fehlte die Handhabe, ihn zu packen.

Am 20. Juli 1916 demonstrierten in großer Parade die nationalistischen Verbände für den Eintritt Amerikas in den Krieg. An der Market und Steuart Street explodierte eine Bombe. Zehn Menschen wurden getötet.

Ein Mann namens McDonald behauptete einige Tage nach dem Attentat, er habe Tom Mooney in der Nähe des Schauplatzes gesehen. Als Mooney die Beschuldigung vernahm, stellte er sich sofort der Polizei. Man verhaftete ihn, und in einem Monstreprozeß wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Seine Unschuldsbeteuerungen halfen nichts. Die Entlastungszeugen wurden vom Staatsanwalt verdächtigt und arretiert, Bilder, von Pressephotographen aufgenommen, die deutlich Tom Mooney auf dem Balkon eines Hauses zeigten, das weit vom Schauplatze des Attentats entfernt war, konnten ihn nicht schützen. Als man kurze Zeit nach dem Prozeß jene Bilder vergrößerte, entdeckte man eine Straßenuhr, deren Zeiger Stunde und Minuten wiesen. Die Bombe war sechs Minuten später geworfen worden. Da man unmöglich von dem Haus, in dem Mooney sich befand, in sechs Minuten zum Platz des Attentats laufen konnte, mindestens eine Viertelstunde brauchte, war Moo-

neys Unschuld offensichtlich. Auch dieser eindeutige Beweis half dem Gefangenen nichts.

In der amerikanischen Öffentlichkeit fing man an, sich für ihn zu interessieren, Komitees wurden gegründet, fortschrittliche Zeitungen setzten sich für ihn ein. Als Dokumente zum Vorschein kommen, aus denen hervorging, daß der Belastungszeuge Mc Donald gekauft war, erklärten der Richter und die Geschworenen, die ihn verurteilt hatten, daß sie heute nicht mehr an seine Schuld glaubten.

Aber Tom Mooney blieb im Zuchthaus, mit ihm der Sozialist Billings, der ebenso unschuldig war wie er.

Immer lauter wurde der Ruf nach Gerechtigkeit. Sein eigener Richter, Franklin A. Griffin, sprach in großen Versammlungen und forderte den Gouverneur von Kalifornien auf, das geschehene Unrecht gutzumachen.

Drei Gouverneure folgten einander.

Tom Mooney blieb im Zuchthaus.

Vor sechs Jahren gestand ein Mann namens Smith auf seinem Totenbett, daß er die Bombe geworfen habe, daß Mooney und Billings nichts mit dem Attentat zu tun hätten.

Tom Mooney blieb im Zuchthaus.

Er brach nicht zusammen, er kämpfte all die Jahre in steter Kraft für sein Recht. Als er mir die Hand schüttelt, spüre ich, da sitzt ein ganzer Kerl.

„Was verlangen sie von mir“, sagt er, „soll ich beweisen, daß ein anderer das Attentat begangen hat

und nicht ich? Ist es meine Pflicht, herauszubekommen, wer der Täter ist? Entscheidend ist, daß ich nichts damit zu tun habe. Jetzt greifen sie das Schuldbekenntnis eines toten Mannes auf, das seit sechs Jahren bekannt ist, und wollen untersuchen, ob seine Angaben der Wahrheit entsprechen. Darüber können Jahre vergehen. Ich verlange nichts weiter, als daß man untersuche, ob die Verhandlung, in der ich zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, nach Recht und Gesetz geführt wurde, ob man die Dokumente, die ich zum Beweis meiner Unschuld vorlegen ließ, geprüft hat. Wenn der Gouverneur zu einem negativen Urteil kommt, und er muß zu einem negativen Urteil kommen, hat er die Pflicht, mich in Freiheit zu setzen. Am liebsten wäre mir eine neue Verhandlung. Dafür sind nach amerikanischem Gesetz alle Wege versperrt. Auf Gnade, die den Schein meiner Schuld aufrechterhält, verzichte ich. Seit dreizehn Jahren sitze ich im Zuchthaus, und wenn ich noch so viele Jahre hierbleiben müßte, ich werde nicht aufhören, mein Recht zu fordern."

Ich erzähle Mooney, daß man auch in Deutschland seinen und Billings Fall kenne, daß auch dort Männer auf die Schande ihrer Einkerkerung öffentlich hinweisen.

„Womit werden Sie beschäftigt?" frage ich ihn.

„Ich muß Kartoffeln schälen."

Im Besuchszimmer neben Mooney sitzt McNamarra, der schon 19 Jahre im Zuchthaus lebt. Er gehörte zu

jener anarchistischen Gruppe, die im Jahre 1911 das Haus der „Times“ in Los Angeles in die Luft sprengte. Das Gericht hatte keine Beweise für seine Schuld. Ein bestochener Angestellter des Verteidigers stahl aus dessen Safe Dokumente, die McNamarras Beteiligung dartaten. Um fünfundzwanzig mitangeklagte Arbeiter zu retten, erklärte er seinen Bruder, Smith und sich für die einzigen Täter. Neunzehn Jahre sitzen diese Männer im Zuchthaus. In allen anderen Fällen werden nach so langer Strafzeit Gefangene begnadigt.

McNamarra erzählt mir, daß er damit beschäftigt wird, den zum Tode Verurteilten Essen zu bringen.

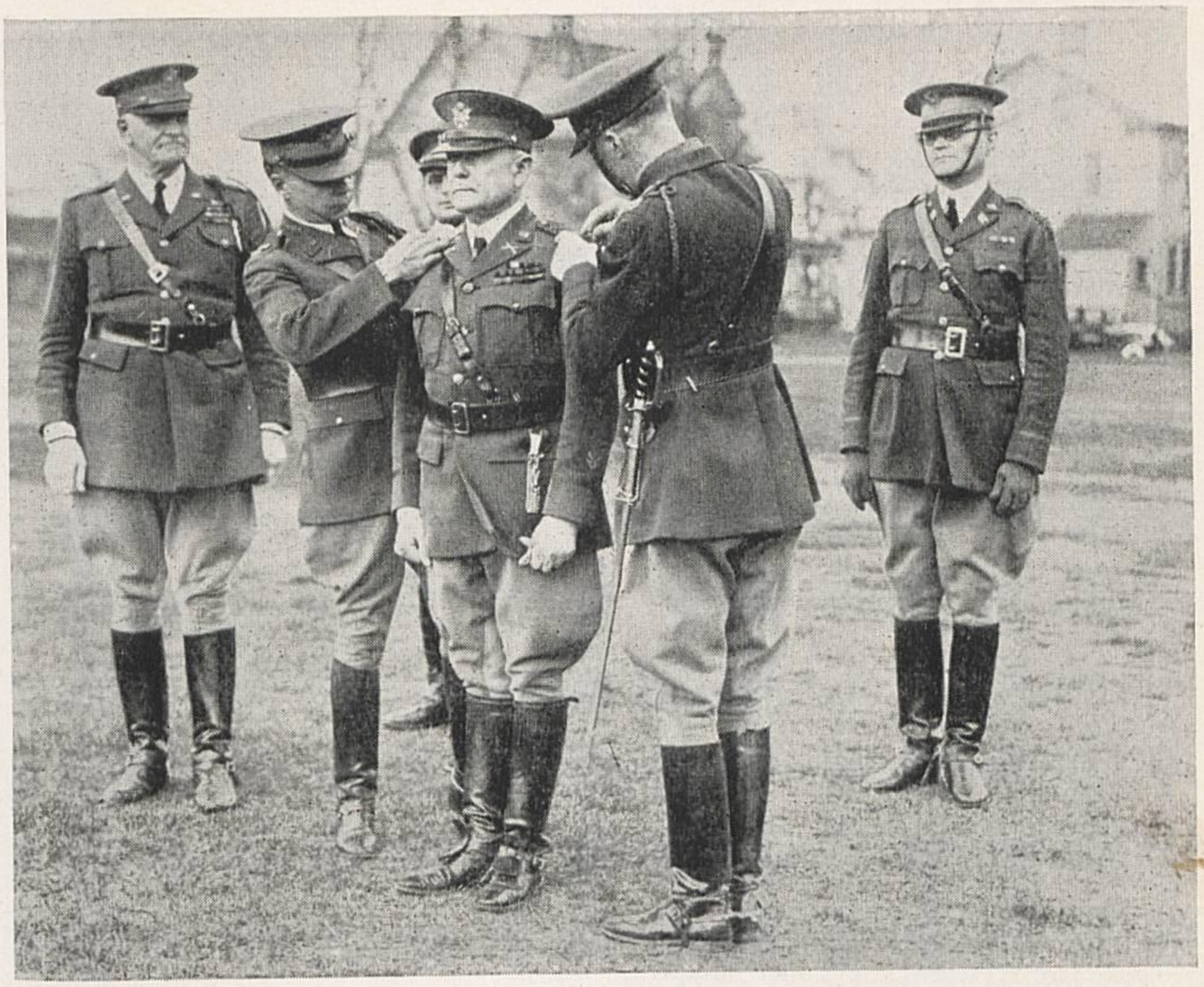
„Wieviel zum Tode Verurteilte sind im Zuchthaus?“

„Sechzehn. Am 9. Dezember werden wieder einige gehängt.“

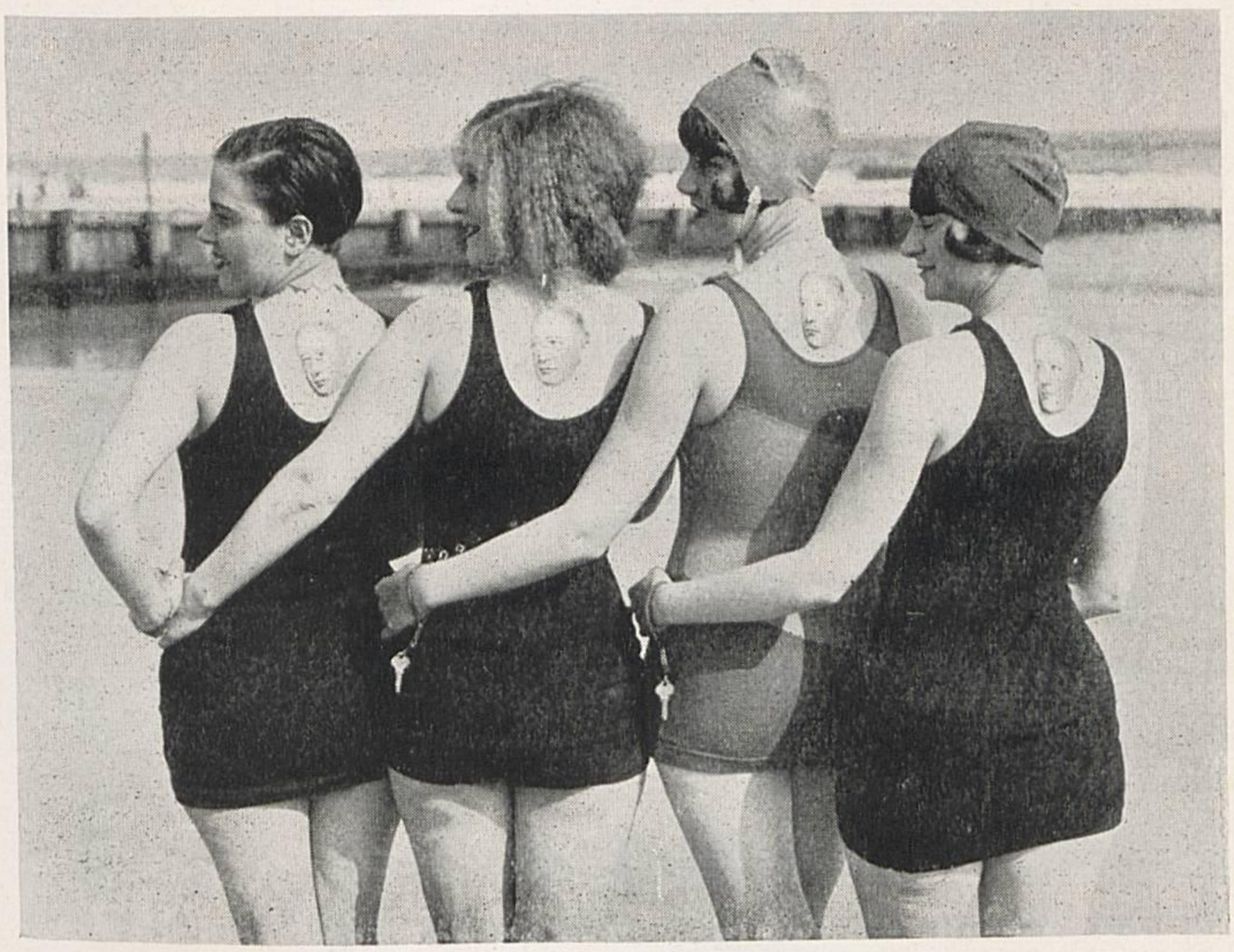
In New York kocht man die Menschen auf elektrischen Stühlen, in Kalifornien werden sie gehängt.

Später sehe ich mir das Zuchthaus an. Es ist für 2400 Gefangene bestimmt, aber 4300 sind jetzt hineingepfercht. Die amerikanische Öffentlichkeit fragt nicht nach dem Grunde erhöhter Kriminalität. Sie glaubt, nur die Menschen werden zu Verbrechern, die „bad people“, schlechtes Volk seien, und sie beruhigt sich damit. Daß die ökonomischen Verhältnisse, im Steigen begriffene Arbeitslosigkeit, ihr gerüttelt Teil Schuld tragen, sieht sie nicht.

Alle Gefangenen tragen den einheitlichen blaugrauen Anzug. Sie arbeiten in verschiedenen Werkstätten. Jeder Gefangene muß täglich eine bestimmte Auf-



Der neue Chef der amerikanischen Infanterie



Wahlpropaganda für Al Smith



Mannequin-Wettbewerb



Lynchjustiz an einem Neger
in Texas

gabe leisten, eher darf er seinen Arbeitsplatz nicht verlassen. Nicht für die Privatindustrie, nur für den Staat wird geschafft.

Alle Gefangenen arbeiten zuerst in den schmutzigen, lärmdurchtosten Webereiwerkstätten. „Hier sollen sie weichgekocht werden", sagen die Gefangenen. In den Freistunden dürfen sie rauchen, Fußball und Baseball spielen. Aber nur die Bevorzugten genießen die Privilegien, für die anderen ist kein Platz da in diesem überfüllten Zuchthaus. Sie hocken im Hofe, auf dem kein Fleckchen Grün zu sehen ist, während draußen die herrlichste Landschaft blüht.

Die Gefangenen essen gemeinsam. Ich besuche einen Raum, in dem 2000 Gefangene sitzen können.

Menschen aller Rassen findet man, Weiße, Neger, Mexikaner, Chinesen, Japaner, Indier, Griechen, Italiener, Franzosen, Deutsche. Sie hausen zu je zweien in schmalen eingebauten Schächten, die vom Zellengang nicht durch eine Tür, sondern durch ein Gitter getrennt, Tag und Nacht erleuchtet sind. Tag und Nacht erleuchtet, nie isoliert, das klingt wie Wohltat. Es ist die Hölle.

Die furchtbarste Disziplinarstrafe ist Dunkelarrest. Die Strafzellen liegen unter der Erde. Frische Luft wird von draußen durch einen Ventilator in den Zellengang hineingepumpt.

Bevor wir das Zuchthaus verlassen, führt uns der Wärter zu den Todeszellen und zum Galgen.

Einen Tag, bevor man die Gefangenen hängt, werden sie in die Todeszelle überführt, große Holzkäfige in einem vergitterten Zimmer, von allen Seiten kontrollierbar. Vor den Käfigen sitzen Tag und Nacht Wärter, die darüber zu wachen haben, daß der Gefangene sich kein Leid antue und so „dem Gesetz sein Recht stehle". Im vorigen Jahr machte ein Gefangener zwei Tage vorm Gehängtwerden einen Selbstmordversuch. Er wurde ins Hospital geschafft und sorgsam gesund gepflegt, dann erst hängte man ihn.

Im gleichen Zimmer befindet sich ein Verschlag, darin hängen Stricke auf Vorrat. Ich zähle etwa zwanzig Stricke. An jedem zieht ein Gewicht, um die Dehnung des Strickes beim Hängen zu vermeiden. Die Gewichte sind verschieden schwer, sie entsprechen verschiedenen Körpergewichten. Jeder Mann bekommt seinen eigenen Strick, der nachher verbrannt wird. Die Schlinge ist mit sieben Ringen geknotet, man nennt sie „hangmans knot".

In einer anderen Ecke des Zimmers steht ein Harmonium.

Auf meine Frage sagt mir ein Wärter:

„Es kommt vor, daß Gefangene wünschen, mit Musik gehängt zu werden. Oh, sie haben es gut", fährt der Wärter fort, „was sie wollen, das bekommen sie. Einer wünschte sich Jazzmusik, da spielte ihm die Gefangenenkapelle Jazztänze vor. Essen erhalten sie besseres als wir Aufseher, sogar Hühnerdiner."

Ich gehe in die Käfige hinein. In der Tischschublade

sind zwei Namen mit Bleistift eingeritzt: Johny Malone, Frenchy Lapiere. Beide hat man vor einigen Monaten gehängt. Den einen, weil er seine Frau getötet, den anderen, weil er einen Polizisten erschlagen hat. Einer der letzten, der in dieser Zelle auf den Galgen wartete, war der neunzehnjährige Edward Hickmann.

Eine Schiebetür trennt dieses Zimmer vom Exekutionsraum, darin der Galgen aufgebaut ist. Eine dreizehnstufige Treppe, „the last mile", führt zu ihm empor. Bevor der Gefangene zum Galgen geht, werden ihm mit einem Riemen Arme und Hände an den Leib gebunden, und wenn er oben auf der Todesklappe steht, werden mit einem anderen Riemen die Füße zusammengeschnürt. Das geschieht, damit beim Hängen der Körper sich nicht krümme.

Wird ein Gefangener vor der Exekution bewußtlos, ist auch hierfür Vorsorge getroffen. Ein schwarzes, etwa 16 Zentimeter breites Streckbrett, an dem Riemen befestigt sind, wird auf seinen Rücken geschnallt, damit der Körper aufrecht bleibt. Links und rechts vom Galgen stehen je drei Schaukelstühle für die prominenten Beamten.

Zwei Männer können zu gleicher Zeit gehängt werden. Sowie die Gefangenen auf der Todesklappe stehen, wird ihnen eine schwarze Kappe übergestülpt. Der Henker legt die Schlinge um ihren Hals und zieht sie, nahe am Ohr, fest an. In einem kleinen Raum auf der Plattform des Galgens sieht man drei Fäden auf einer Tischplatte befestigt. Einer von ihnen

hält den mit einer Eisenkugel beschwerten Strick, der die Klappe, auf der die Gefangenen stehen, jäh herunterreißt, so daß sie ins Bodenlose stürzen. Vor den drei Fäden stehen drei Aufseher, die die Fäden auf Kommando durchschneiden. Keiner der Wärter soll wissen, wer die Todesklappe gelöst hat. Auf der Tischplatte sieht man Kerben von vielen Exekutionen.

Der Wärter, der mich führt, erzählt mir, daß er schon viele Hinrichtungen gesehen habe.

„In welcher Verfassung sind die Menschen, wenn sie zum Galgen gehen?“

„In guter. Nur einige sah ich ohnmächtig. Die meisten gehen völlig stumpf die dreizehn Stufen hinauf.“

„Sind sie gleich tot?“

„Hängen ist eine ausgezeichnete Methode, viel menschlicher als der elektrische Stuhl. In einem Ruck wird ihnen das Genick gebrochen. Ihre Glieder zukken noch, das dauert 14 bis 16 Minuten, dafür binden wir ihnen ja Riemen um Arme und Füße, damit sie nicht umherschlagen, aber das spüren sie nicht mehr.“

Wir kommen am Zellenbau der Todeskandidaten vorüber. Vor jeder Zelle hängt ein Blumentopf.

Ein zum Tode verurteilter Gefangener winkt uns zu, ein anderer, als ich stehenbleibe, lacht grell.

Blumentopf, Hühnerdiner und Galgen mit Musik: that's civilisation.

Vor dem Zuchthaus strahlt in unendlichem Blau die Golden Gate.

WIE MAN IN AMERIKA SOZIALISTEN BEHANDELT

Auszug aus der Statistik der I.L.D. New York, Juni 1930.

Kalifornien / Los Angelos

22. Mai. — Bob Costello wurde wegen Verteilung von Flugblättern in der Roosevelt-Hochschule verhaftet. Er wurde wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses angeklagt.

Connecticut / New Britain

1. Mai. — Wegen Verteilung von Flugschriften wurden vier Arbeiter verhaftet. Einer bekam 30 Tage Gefängnis, die andern je 25 Dollar Geldstrafe.

New Haven

1. Mai. — Jacobson, Taylor, Bernard Case wurden wegen Verteilung von Flugblättern verhaftet.

Chicago

30. April. — Anna Schultz, Wayne Adamson, Zdanawich, Chappa Budrowiz und Aiman wurden wegen Verteilung von Flugschriften verhaftet.

1. Mai. — Sandy Willman, Alice Berlin, Jenny Stone wurden wegen Verteilung von Flugschriften verhaftet und wegen Aufreizung angeklagt.

Missouri / Kansas City

1. Mai. — J. Bagdanowich, J. White, N. Kolodko wurden verhaftet, weil sie am 1. Mai sozialistische Schriften verteilten. Es wurde Anklage gegen sie wegen „Criminal Syndicalism“ erhoben.

New Jersey / Newark

28. Mai — Razanski wurde wegen Verteilung von Flugblättern verhaftet.

New York (Staat) / Buffalo

29. April. — L. Johnson und William Falke wurden wegen Verteilung von Flugblättern zur Maifeier verhaftet. Varl Larson wurde verhaftet, weil er Zettel angeklebt hatte, die die Arbeiter aufforderten, an der Maifeier teilzunehmen.

New York (Stadt)

30. April. — Ida Miller, Paul Engler und L. Bervas wurden wegen Verteilung von Flugblättern verhaftet.

1. Mai. — Philip Ballard, Abe Schotov, Otto Trager, Ripton Jacobs und Edward Rudmann wurden verhaftet und angeklagt, Plakate an Häusern ohne Erlaubnis des Eigentümers angeklebt zu haben.

12. Mai. — May Miller wurde wegen Verteilung von Flugblättern an Matrosen verhaftet und des Anarchismus und der Ruhestörung beschuldigt.

14. Mai. — Helen Harris wurde verhaftet, weil sie die (offiziell zugelassenen) Zeitschriften: „Labour Unity‘, und „Young Worker“ verteilt hat.

18. Mai. — Eva Bloom wurde wegen Sammelns von Geld für den „Daily Worker“ verhaftet.

20. Mai. — Josef Lapidas und Morris Dick wurden wegen Verteilung des „Daily Worker“ verhaftet.

Schenectady

1. Mai. — Die Arbeiter Field und Riven wurden verhaftet, weil sie Maifeier-Flugblätter verteilten.

Scranton

1. Mai. — W. Odinokey wurde wegen Verteilung des „Daily Worker“ verhaftet und der Ruhestörung beschuldigt.

AIMEE ODER DIE MONDÄNE PROPHETIN

Wie stellen Sie sich einen Kirchengründer vor? Hager, das asketische Gesicht von schütterem Vollbart umwallt, in härenem Gewand, die Lenden mit einem Strick umgürtet? Bitte, revidieren Sie Ihr Bild.
In Los Angeles lebt Aimee Semple McPherson, die, erschiene sie auf einem der üblichen Schönheitswettbewerbe, gewiß den ersten Preis erhielte. Ihr blondes Haar hat jenen Schimmer, der die Herren der Konfektion entzückt, dunkle Wimpern beschatten die großen blauen Augen, ihre Nase ist kräftig, aber edel, ihre Lippen sind fein geschwungen, ihre Hände schmal und langfingrig. Sie trägt ein weißes, eng anliegendes Seidengewand (taylor made), darüber ein weißes Cape, dessen Faltenwürfe sehr dekorativ wirken. Auf der Brust leuchtet, mit Silberfäden eingewirkt, ein großes weißes Kreuz, an ihrer linken Schulter blüht ein Strauß zarter Orchideen. Ihre Haare sind sorgfältig onduliert, ihrem Gesicht gibt die wohlverteilte Schminke die in Amerika notwendige Süße, ihre Hände sind gepflegt und manikürt.
Sie ist die Gründerin und Prophetin einer großen Kir-



Aimee Mc. Pherson in „biblischer“ Tracht



Aimee Mc. Pherson predigt

che, die (wie könnte eine Kirche anders in einem Lande heißen, in dem man die Toten schminkt: Keep Smiling auch im Tode), Kirche des lächelnden Lichtes heißt und viele tausend Anhänger zählt.

Aimee, wie sie im Volksmund genannt wird, ist die Tochter eines Farmers. Aufgewachsen in der Einöde kanadischer Prärie, lernt sie im Alter von sechzehn Jahren einen Wiedertäufer kennen, verliebt sich bei der ersten Begegnung, heiratet und zieht mit ihm nach China, um dort die Heiden zur Allseeligkeit des evangelistischen Himmels zu führen. Ihr Mann stirbt, sie kehrt nach Amerika zurück, lernt McPherson kennen, lebt mit ihm ein Jahr, lebt nicht glücklich, trennt sich und beginnt, unterstützt von ihrer Mutter, zu predigen. Sie predigt in Sälen, Theatern, Kirchen und gewinnt eine Gemeinde. Reiche Anhänger geben ihr Geld, die Engels-Kirche in Los Angeles zu bauen, die etwa fünftausend Beter aufnehmen kann.

Hinter der Kanzel liegt die mit allen Mitteln moderner Technik eingerichtete Bühne. Rechts und links erhöhte Ränge für den hundertköpfigen Chor männlicher und weiblicher Engel.

Aimee betet gesund, Aimee heilt durch Handauflegen. Die Farmer im Westen verehren sie wie eine Heilige. Acht Jahre wirkt sie wie eine Heilige. Aber Aimee ist zu jung und zu schön, um stets eine Heilige zu sein. Eines Tages ist sie verschwunden. Man erblickt sie morgens am Strande von Santa Monica mit ihrer Se-

kretärin. Sie badet im fashionablen Kostüm — und ward nicht mehr gesehen. Man befragt die Sekretärin, sie kann keine Auskunft geben, Aimee bleibt verschwunden.

Zu Tausenden gehen die Gläubigen an den Strand, knien nieder und beten für das Seelenheil Aimees, deren sich der Teufel selbst bemächtigt hat. Taucher suchen sie am Meeresgrunde, zwei Menschen lassen beim Rettungswerk ihr Leben. Über der Stelle, an der sie verschwunden ist, kreisen Aeroplane, die Flieger werfen Aimees Lieblingsblumen ins Meer. Aimee gilt als tot. Die sie am meisten beweint, ist ihre Mutter. Aber schließlich ist die alte Dame Amerikanerin, sie geht zur Lebensversicherung und läßt sich die nicht geringe Prämie auszahlen.

Einige Wochen später herrscht großer Jubel in der Kirche des lächelnden Lichtes. Zu Aimees Mutter ist freudige Botschaft gedrungen. Aimee schreibt, sie sei am Leben, mexikanische Räuber hätten sie geraubt und in der kalifornischen Wüste gefangen gehalten, aber sie habe mit Gottes Hilfe ihre Fesseln gesprengt, sei viele Meilen, gleich den Kindern Israels, durch die sonnenverbrannte, staubige Wüste Kaliforniens gewandert und liege jetzt in einem Hospital in Arizona. Die Polizei versucht, die Räuber zu fangen. Begleitet von Staatsanwalt, Photographen, Filmkurblern fährt Aimee in die Wüste zu dem Haus, darin sie in Fesseln geschmachtet. Das Haus ist nirgends zu finden. Aimee fährt im Extrazug nach Los Angeles zurück, und in

großartigem Triumphzug wird sie zur Kirche geleitet, wo sie, im Verein mit den Gläubigen, Gott für ihre Rettung dankt.

Einige Reporter, ungläubige Heiden, bezweifeln ihre Erzählung, stellen auf eigene Faust Nachforschungen an, bekommen heraus, daß man ihr Auto in Carmel gesehen, daß sie mit ihrem schönen, jungen Radiotechniker zarte Liebestage in einem Landhause dieser Stadt verbracht habe. Nur der handgreifliche Beweis fehlt. Da finden sie vor dem Haus, in dem sie gewohnt, einen Zettel mit ihrer Handschrift, darauf sie mit profanen Worten frisches Gemüse fürs Dinner bestellt hat. Der Zettel wird photographiert und publiziert, die Behörde greift ein.

Aimee steht vor Gericht. Sie leugnet: der Zettel ist ein Werk des Teufels! Hohnlächelnd übergibt der Staatsanwalt das Papier den Geschworenen, da erbarmt sich Gott der Heiligen, der Zettel verschwindet, bevor ihn der letzte Geschworene gesehen hat, und Aimee wird freigesprochen. Der Glorienschein um Aimee wächst. Er trübt sich auch nicht, als Widersacher entdecken, daß sie auf der Bank ein wohlgespicktes Privatkonto besitzt. Dieses Geld, so sagen ihre Feinde, habe sie dem Fond entnommen, der von den Spenden der Gläubigen geschaffen, für wohltätige Zwecke bestimmt sei. Auch dieser Schlag fällt ins Wasser. Ein Dutzend ihrer Anhänger erklären, sie haben ihr das Geld gegeben für böse Tage. Aimee bleibt unbesiegbar. Jeden Tag predigt sie in der Kirche.

Zweimal besuchte ich ihre Andachten, einmal hörte ich sie am Radio sprechen. Meine Herren Regisseure, wallfahren Sie zu Aimee und lernen Sie bei ihr inszenieren. Ich habe nirgends großartigeren Spektakel gesehen. An einem Sonntag Abend führte sie mit ihrem Chor ein Oratorium „Christus die Brücke“ auf. Sie hatte die Worte gedichtet, die Ausstattung gezeichnet, Gesten und Bewegungen einstudiert, nur die Musik war… der „Lustigen Witwe“ entlehnt. Immer verwendet sie für ihre Choräle die Melodien populärer Schlager, keine Operette ist sicher vor ihr.

In diesem Oratorium trat Jesus auf. Als Zimmermann, als Schäfer, als Lehrer, als Fischer, als Matrose, als Arzt, als Ehemann, als Diener, als König der Könige. Über einer Brücke, die sich hinter dem Altar wölbte, schritt er langsam einher, jeweils im Kostüm, das die Strophe verlangte, während der Chor, mit immer neuen Symbolen und Instrumenten geschmückt, ihn begleitete. Ein Beispiel:

Aimee beginnt, nach der Melodie von „Vilja, o Vilja, du Waldmägdelein…“ zu singen, der Chor fällt ein:

Matrose, Matrose, Matrose,
Matrose von Galiläa,
Oouh, oouh, oouh,
Dunkelheit senkt sich herab,
Stürme erheben sich,
Oouh oouh oouh…

Alle Sänger und Sängerinnen tragen auf dem Kopf schirmlose Matrosenkäppis, in der Hand ein Ruder,

damit sie mit starker Bewegung die Wellen lenken. Auch Aimee trägt ein Käppi, nur ist es aus Seide und reich bestickt, sie trägt es koketter als die anderen, ihr Ruder ist größer und kostbarer, es leuchtet von falschen Brillanten.

Immer ist der Schmuck Aimees prunkvoller als der Schmuck der Chorgirls. Tragen diese Kronen aus Papier, schmückt Aimee, als Symbol gleichsam für ihre auserwählte Sendung, eine von bunten Steinen leuchtende Krone aus Goldschaum.

Aimee singt nicht nur, sie dirigiert den Chor, sie dirigiert den Schauspieler, der Jesus darstellt, sie läßt keine Auge vom Mikrophon, das ihr Wort zu Hunderttausenden trägt, denn Aimee ist eine moderne Frau, die sich auf Reklame versteht, sie hat eine Radiostunde gepachtet.

Einmal in der Woche stellt sie die geheilten Kranken vor. Zwar erzählte mir Upton Sinclair, daß sie häufig Geheilte für guten Taglohn engagiert, aber Sie wissen, Upton Sinclair ist ein Heide. Frauen, Männer, Kinder werden auf der Bühne präsentiert. Jeder berichtet, wie er von schwerem Leiden, allein durch Aimees Hand, geheilt ward. „Rückenmarkschwindsucht", unterbricht Aimee, „und jetzt gesund. Is n't that lovely?! Tumor? und geheilt, is n't it beautiful?!"

Jeden Donnerstagabend tauft Aimee, denn, so sagt sie, die Taufe an Kindern hat keinen Wert. Man bespritzt sie mit Wasser. Ins Wasser steigen muß man, im Wasser wird man mit dem Lord begraben und steht auf

gleich ihm. Dreitausend Leute tauft sie in jedem Jahr. Der Boden der Bühne hat sich gesenkt, ein großes Schwimmbassin ist hineingerollt, Aimee hat sich umgekleidet, unterstützt von einem Jünger, steht sie im Wasser. Der Täufling erscheint, mit weißem Leinenhemd bekleidet, Aimee und der Jünger packen ihn, neigen ihn nach hinten, stülpen ihn ins Wasser und heben ihn wieder hoch. Der Auferstandene wirft entzückt die Arme hoch und schreit mit ekstatischer Stimme: Halleluja! Halleluja! Manchmal kommen Vater, Mutter, Kind, die tauft Aimee auf einmal, und sie klatscht mit ihren Händen Beifall, wenn die Täuflinge vor Begeisterung außer sich geraten. Aber sie hat nicht vergessen, das Mikrophon von der Kanzel wegzunehmen und neben das Schwimmbassin zu setzen. Man muß das Mienenspiel und die Gesten dieser Frau betrachten. Eben noch hat sie ihre Hörer und sich selbst in die größte Ekstase gesteigert, da sieht sie, daß das Mikrophon nicht günstig steht, schon ändert sie mit überlegener Bewegung dessen Stellung, und mit akzentuierter Stimme spricht sie in Anlehnung an ein biblisches Wort: „Ihr, die ihr mich am Radio hört, bald werdet ihr mich sehen. Nächstens wird die Aufnahme zu einem Sprechfilm beginnen, der unsere Kirche zeigt, und ich werde dafür sorgen, daß man diesen Film in euren Kinohäusern zeigt.“

Plötzlich klingelt das Telephon, denn auch ein Telephon befindet sich neben der Kanzel. Aimee nimmt

den Hörer ab und verkündet, daß dreihundertsechzig Veteranen aus dem Bürgerkrieg zuhören. Rasch schaltet sie einen wilden, patriotischen Betgesang für die gerührten Greise ein.

Stets sorgt Aimee für Unterhaltung. Solosänger treten auf, die Hauskapelle spielt von Aimee komponierte Symphonien und Jazztänze, auf der Bühne werden bei wechselnden Kulissen lebende Bilder sichtbar. Diese lebenden Bilder begleiten ihre Predigten. Was wäre geschehen, predigte sie einmal, wenn Eva nicht den Apfel gegessen hätte? Der rote Vorhang der Bühne öffnet sich. Vor einem mit Blumen bemalten Prospekt stehen Adam und Eva. Adam in brauner, lederner Farmerkleidung, Eva im Goldgewand mit Kränzchen auf dem Haupt. Aimee wendet sich zu dem Bild, klatscht in die Hände: „Entzückend seht Ihr aus, ganz reizend!“ Sie wendet sich wieder zur Gemeinde: „Eva gab den Apfel Adam (auf der Bühne empfängt Adam den Apfel und verschlingt ihn mit gierigen Bissen), wohl sagte Eva: „Laß mir noch was übrig“, aber Adam hat ihn mit Stiel und Kernen aufgefuttert. Und doch hat auch diese Sünde ihren Sinn. Ohne Evas Tat hätten wir keine Bibel, und wir könnten nicht mit Gott auf Du und Du stehen.

Was wäre geschehen, wenn Jesus nicht geboren wäre? Wir könnten kein Weihnachtsfest in Amerika feiern! Wir sind die grandioseste, die jüngste, die sauberste, Gottes liebste Nation, keine andere weiß wie wir, Weihnachtsgaben zu schenken.

Was wäre geschehen, wenn Gott nicht zu Schwester Aimee Mc Pherson gekommen wäre?“

Was wäre wohl geschehen? Sie erzählt ihr Leben, sie preist sich, sie beginnt zu singen, und sie schließt mit dem Rufe: „Wer will mit Schwester Aimee Mc Pherson beten?“

Sie wendet sich an den ersten Rang, an den zweiten, ans Parterre:

„Jedermann, der glücklich ist, sage Amen.“

„Amen“, schallt es.

„Jedermann, der Jesus liebt, sage Halleluja“.

„Halleluja“, schallt es.

„Hebt eure Hände hoch, ihr im zweiten Rang!“

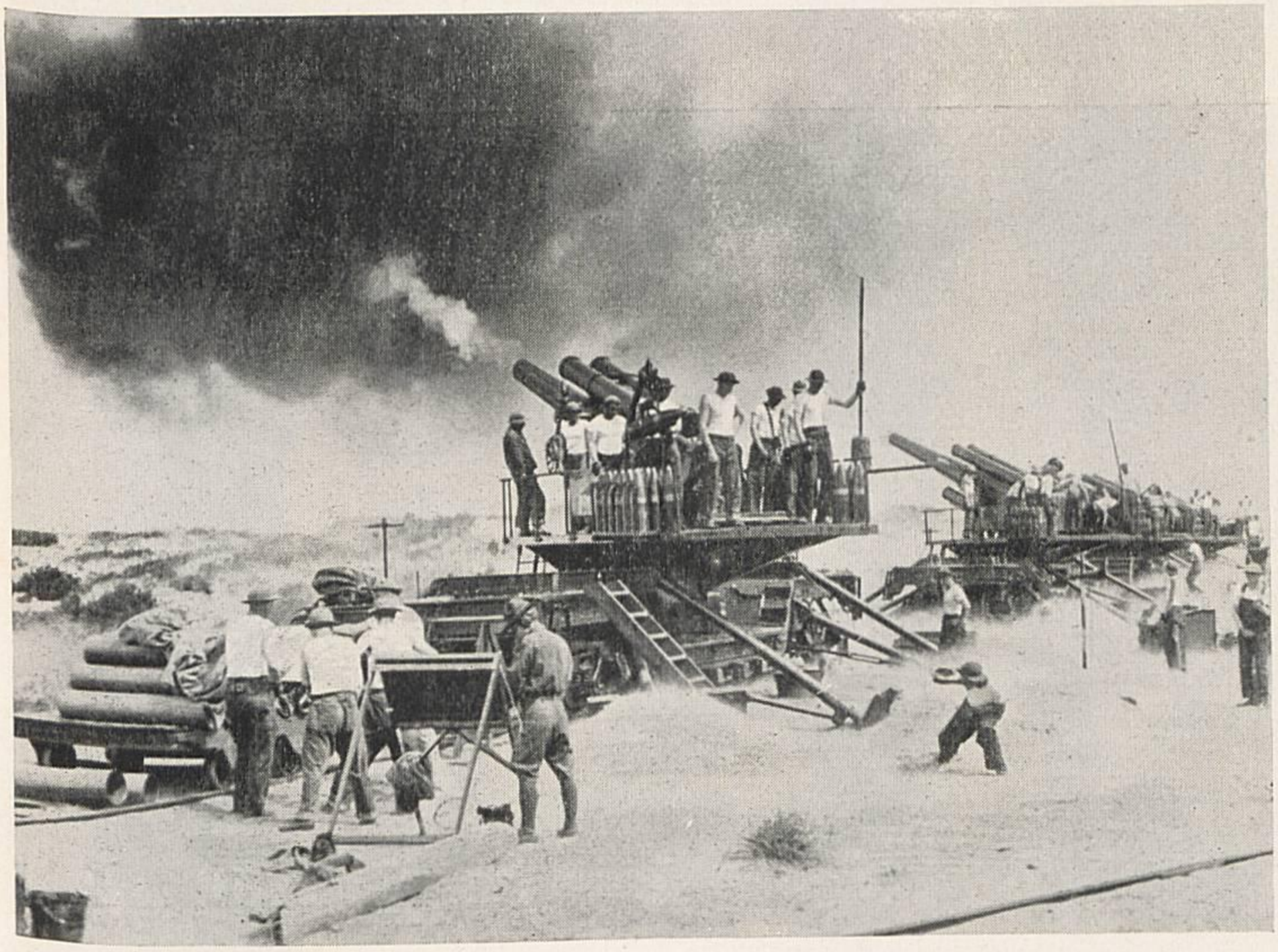
„Jetzt ihr im ersten Rang!“

Die Hände der Gläubigen schnellen empor —

Im Frühling will Aimee Palästina besuchen. Sie hat ein Schiff gechartert, um mit ihren Erzengeln singend und lobpreisend die heiligen Stätten zu durchwandern. Das Reisebüro Cook, das ihr Vorzugsbedingungen bewilligt hat, leitet die Tour.



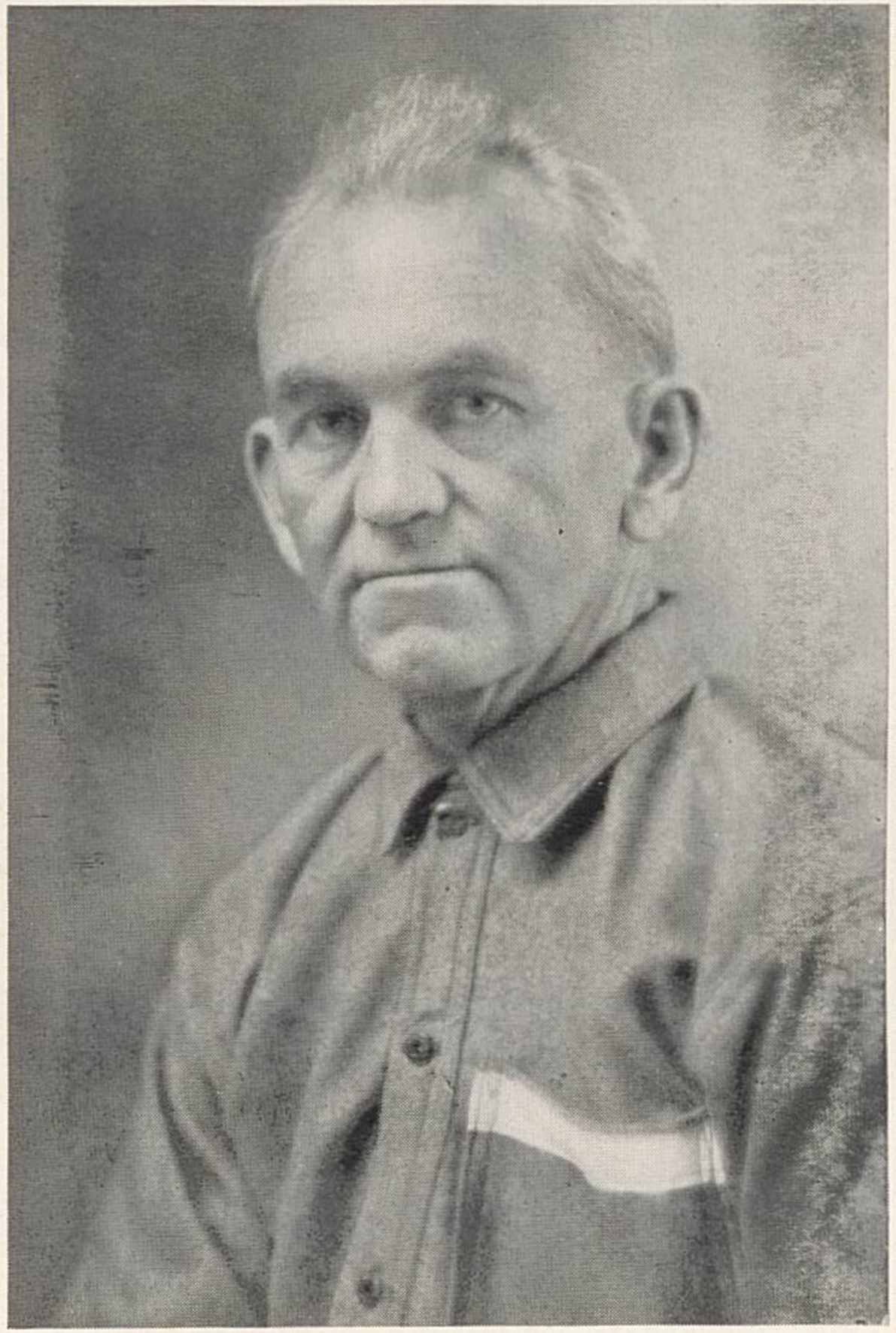
Girls exerzieren



Amerikanische Küsten-Artillerie



Tom Mooney vor Gericht



Tom Mooney
nach dreizehnjähriger Haft

JAZZ IN DER KIRCHE

Der Almanach der „World“ verzeichnet 211 Kirchen in Amerika. Die Zahl der Sekten ist Legion. Jede glaubt, in ihr offenbare sich die göttliche Wahrheit, sie, nur sie, führe ihre Anhänger ins Paradies menschlicher und himmlischer Seligkeit. Frömmigkeit und Geschäftstüchtigkeit, Hingabe und Reklamesucht, Bauernfängerei und Naivität mischen sich zu den kuriosesten Gebilden.

Man sehe sich den Inseratenteil der „Los Angeles Times“ an:

„Miß Leila Castberg predigt in der Kirche göttlicher Allmacht (in Klammern:) und fortschrittlicher Gedanken über die wesentlichen Wahrheiten Christi in dynamischer und kräftiger Form. Sie hat einen Club in Hollywood gegründet, der sich ‚der Einsame‘ nennt, und veranstaltet ab und zu besondere „Heil-Gottesdienste“. Auch der Todkranke kann gesund werden.“

„In der Kirche der Universalisten werden Sie lernen, das Häßliche aus Ihrem Leben zu bannen. Shelden Shopards bringt Ihnen bei, wie Sie Ihr Leben melo-

disch stimmen können. Bemühen Sie sich Sonntag Abend hin, und Sie sehen gleichzeitig das Drama ‚Der Prophet der Straße'. Zwölf Charaktere studieren Sie darin. Auch Lieder werden Sie hören. Kommen Sie, der Universalismus geht Sie an."

„Hören Sie John Wesby Lee! In der Gospel Tabernacle Kirche predigt er Sonntags dreimal über fleischliche Enthaltsamkeit."

„Wollen Sie erfahren, wer das Rote Meer teilte? Bob Schuler wird Ihnen die Antwort geben. Sind Sie krank oder verhindert, stellen Sie Ihr Radio auf K. G. F."

„Der berühmte Texas-Evangelist Roxford wird Sie und unsere Zeit analysieren. Christadelphian Ecclesia! Plätze sind noch zu haben."

„Erzählungen toter Männer! Da wundern Sie sich! Hören Sie! Kommen Sie! Überzeugen Sie sich!"

„In der Weltholzfällerkirche werden Sie erfahren, wie das Palästina-Mandat geändert werden muß, damit alle Nationen zufrieden sind und Jerusalem die Hauptstadt der Welt wird!"

Überall unterstützen reiche Leute diese Sekten, jede Kirche hat als Schutzheilige ihre kleinen „Rockefellers". Ein gutes Mittel gegen Unzufriedenheit, Verzweiflung und rebellische Auflehnung.

Für die Armen im Geiste bedeuten die Erbauungsandachten mit Musik und Schauspielen eine Abwechslung in der grauenhaften Monotonie amerikanischen Alltags und Sonntags.

Hier kann der Mensch, von den Fesseln typisierter Gewohnheiten befreit, sich austoben, hier kann er Ersatz finden für Alkohol, Morphium, Kokain und Sexualrausch.

Ich sah viele Sekten, sah die Kirche von Aimee Semple McPherson in Los Angeles, sah den Tempel der jüdischen Neger in Haarlem, nie aber war ein Kult so gelöst im Gefühl, so hemmungslos in der Gebärde, wie der in der „Einzigen Kirche des Lords".

Neger sind die Gläubigen. Meist Frauen. Auf rohen Holzbänken sitzen sie. Rechts und links von der Kanzel stehen Chormädchen in weißen Hemden. Im Orchester: Posaunen, Trompeten, Trommeln, Tarantellen.

Der Chor singt zu fröhlicher Jazzmelodie in hüpfendem Rhythmus ernste, sehnsüchtige Worte:

„Herr Jesus, schon lange ist es her, daß du am Flusse gewandelt bist, wann wirst du dich wieder zeigen?"

Der Chor hört zu singen auf, nur die Trommeln dröhnen dumpf und eintönig. Plötzlich klatscht ein Chormädchen in die Hände und singt mit greller, dissonanzengefärbter Stimme:

„Irgendwer rührt meine Seele an!"

Mit wildem Schrei antwortet die Gemeinde:

„Es wird Jesus sein!"

Der Wechselgesang wird unzählige Male wiederholt. Immer wilder, immer erregter werden die Stimmen, immer leiser der Trommelwirbel. Jäh springt eine Frau auf und beginnt zu tanzen. Der Chor verstummt.

Das Gesicht der Frau, eben noch flach und gewöhnlich, wölbt sich in schmerzlicher Verzückung. Während ihre Füße, die im Alltag plump und schwer sein mögen, einen herrlichen, wilden Onestep auf der Stelle tanzen, fliegen ihre Arme rhythmisch auf und nieder. Eine verharschte Schicht nach der andern löst sich von diesem Gesicht. Es schält sich gleichsam auf. Eben schien es vergraben, maskiert, jetzt wird es nackt und wesentlich. Die Gemeinde klatscht sitzend den Takt, synkopisch, gegen den Takt der Musik. So steigert sie den Tanz der Frau in Ekstase, bis diese auf ihren Sitz zurücksinkt, erschöpft und wieder gewöhnlich. Der Wechselgesang hebt von neuem an. Nach einer Weile springt eine andere Frau tanzend auf. Nun tanzen dort und dort Frauen, alte und junge, schöngewachsene und krüpplige. Allgemeine Tanzraserei will die Gemeinde packen. Da gibt der Prediger ein Zeichen, die Musik bricht ab, der Gesang hört auf. Hier und da hört man Stöhnen, dann herrscht Stille.

Der schwarze Prediger, von gedrungener Metzgergestalt, spricht zu seiner Gemeinde:

„Gott“, sagt er, „hat einst die Juden auserwählt. Sie wurden zur Hälfte getötet, die andere Hälfte vertrieb man. Die Vertriebenen kamen nach Rußland. Die Russen behandelten sie schlecht. In grausamen Pogromen mußten viele Juden sterben. Da bestrafte Gott die Russen, indem er ihnen Kerenski schickte. Jetzt sind die Neger das auserwählte Volk. Zu ihnen am

allerersten wird Christus kommen. Zu einigen kam er schon heute. Die Gemeinde hat es gesehen. Ja, er kam, er kam, er kam!“

Die letzten Worte spricht der Prediger nicht mehr, er singt sie mit schmelzendem Tenor. Die Gemeinde fällt ein, Posaunen schmettern jubelnd die Begleitung.

Ich stehe auf. Mir ist seltsam zumute. Ich habe mich dabei beobachtet, wie beim Tanz der Frauen meine eigenen Füße zu klopfen begannen, wie ich in Versuchung geriet, mitzuklatschen gegen den Takt der Musik.

Alles strömt in den Keller. Ich folge dem Zug. In einem Raume knieen die Bekehrten und beten. Auf ihnen sitzen oder hocken die Engel des Chors.

Im anderen Raume ist ein Kramladen aufgetan, der dem Negerpastor gehört. Darin kaufen Gläubige und Heiden Gebetbücher und Gesangstexte, Kreuze und Noten, Himbeerlimonade und Bonbons, alkoholfreies Bier und Schokolade, Eiscream und Soda.

TONFILM UND THEATER

Douglas Fairbanks und Mary Pickford haben das Wagnis unternommen, einen Tonfilm nach der Komödie Shakespeares: „Der Widerspenstigen Zähmung“ zu schaffen. Mir schien dieser Versuch völlig mißlungen. Trotz vieler Shakespearescher Verse ist nichts vom Geiste Shakespeares geblieben. An diesem Beispiel wurde besser als an jeder Theorie bewiesen, wo die Grenzen des Tonfilms liegen, wurde klar, daß der Tonfilm ein für die Bühne geschriebenes Werk nicht ohne weiteres übernehmen kann. Das Bühnenwerk hat Gesetze, die seit Jahrtausenden sich gebildet und geformt haben, der Tonfilm, der räumliche und zeitliche Grenzen gesprengt hat, muß seine Gesetze erst finden.

Im allgemeinen ist der Tonfilm künstlerisch und technisch ein jäher Rückschritt. Er wiederholt die Fehler und Stupiditäten, die der stumme Film in den ersten Jahren seiner Entwicklung begangen hat. Dutzende neuer Tonfilme werden in jedem Monat in Amerika uraufgeführt. Der übelste Kitsch, die süßlichste Gartenlaubenromantik, die läppischsten Verlogenheiten

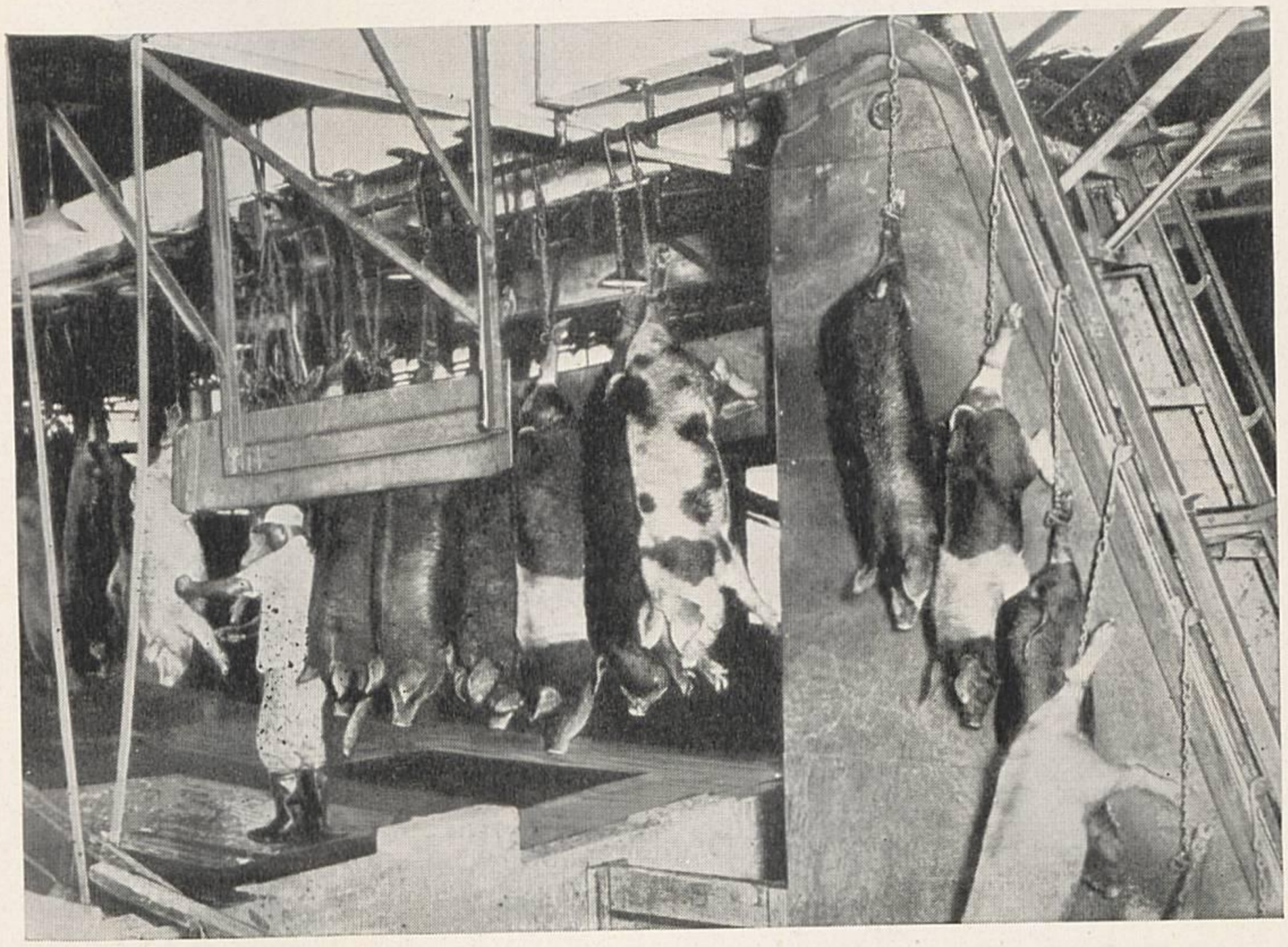
wechseln miteinander ab. Wären sie wenigstens amüsant! Aber sie wirken langweilig und einschläfernd. Immer wieder hundert nackte Beine von Chorgirls, immer wieder die gleichen dummen Liebesgespräche, immer das gleiche „Happy end". Auf meine Frage, warum in Amerika das „Happy end" zum absoluten Gesetz erhoben wird, antwortete mir der Produktionsleiter eines der größten Werke in Hollywood: das amerikanische Publikum verlange dieses „Happy end". Es wolle im Film die Rechtfertigung seines Lebens sehen, wolle bestätigt finden, daß sein harter Existenzkampf einen idealen Sinn in sich trage. Die Antwort überzeugte mich nicht, sie gehört mit zum „cant" Amerikas. Man färbt seinen eigenen Wunsch zum Wunsch des Publikums um. Gewiß, die Amerikaner sind ein junges Volk, und junge Völker ebenso wie junge Menschen hegen gern die Illusion ewigen Lebens, sie weichen in ihren Träumen der Wirklichkeit aus. Sie lügen soziale Disharmonien und seelische Konflikte in Harmonien um, sie verschließen sich der Unentrinnbarkeit des kosmischen Schicksals, des Todes. Ist es nicht merkwürdig, daß jeder Tote in Amerika einbalsamiert wird, daß man dem Toten, wenn er im Sarge liegt, Wattebäusche in den Mund steckt, um die eingefallenen Wangen auszuwölben, daß man ihn schminkt?

Von den Dutzenden amerikanischer Tonfilme, die ich sah, ragt ein Werk als geschlossene große Leistung hervor, der Negerfilm „Hallelujah". Regisseur ist King Vidor, den wir in Deutschland als Schöpfer der „Gro-

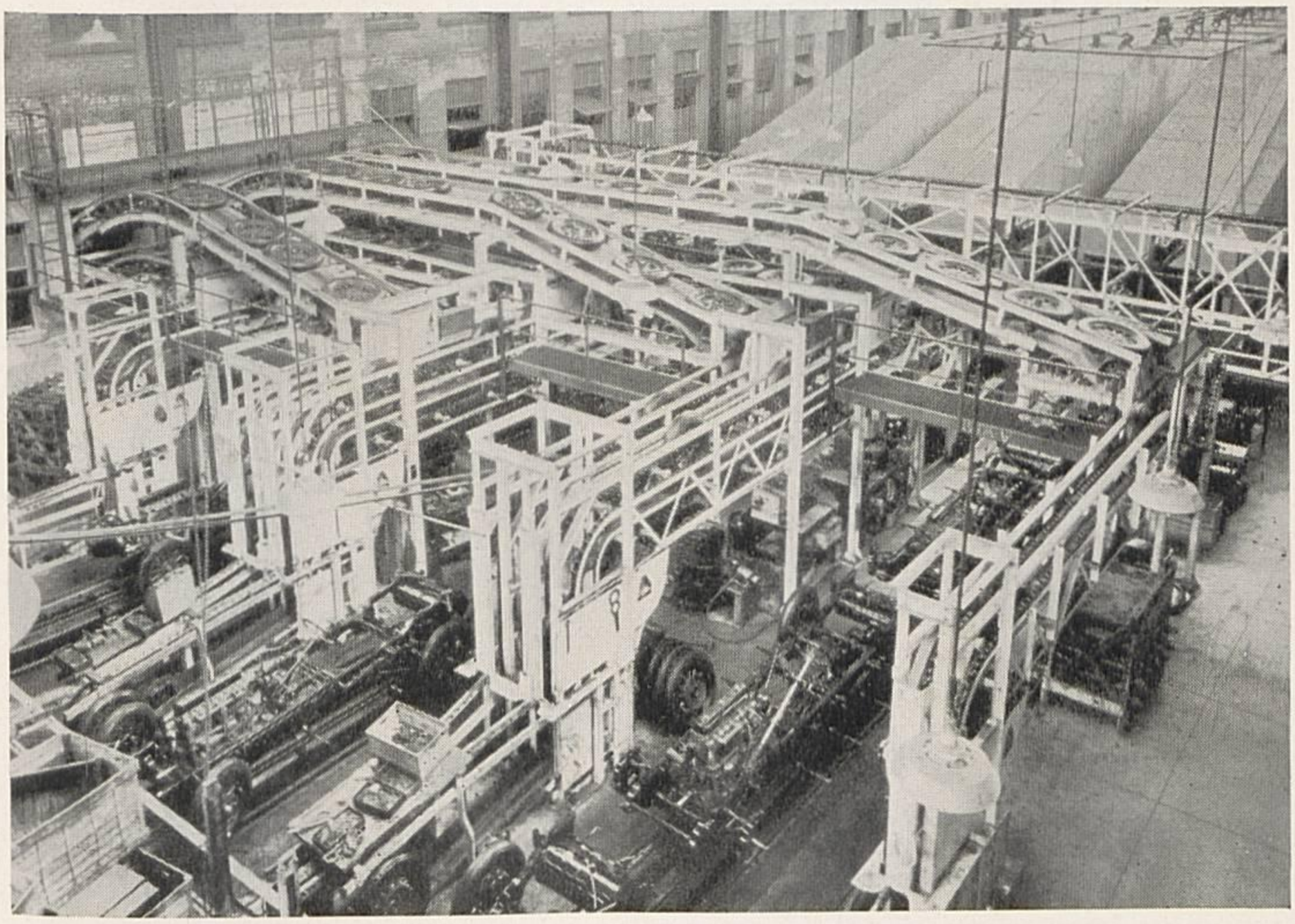
ßen Parade“ kennen. Zweifellos der bedeutendste amerikanische Regisseur. Ich will hier nicht den Inhalt dieses Films erzählen, gegen den sich als Handlung gewiß mancher Einwand erheben ließe. Aber diese herrlichen Negerschauspieler! Bis auf einen sind alle Dilettanten, die King Vidor in Südamerika gefunden hat. Diese Gesichter! Diese Gesten! Diese Lieder! Diese Tänze! Diese Chöre! Herrlich in ihrer Wildheit, ihrer Ungebrochenheit, ihrer kreatürlichen Trauer. „Hallelujah“ zeigt die großen künstlerischen Möglichkeiten des Tonfilms. Finden sich Regisseure, Schauspieler, Dichter, die die Filmtechnik beherrschen und das Wort, werden Tonfilme entstehen, die ebenso große Kunstwerke sein können, wie Bühnendichtungen. Ich betone „das Wort“, denn auch das Wort muß im Tonfilm seine eigene Prägnanz, seinen eigenen Stil finden. Ebenso wie der Schauspieler, wenn er zu sprechen beginnt, gleichsam in schärferem Scheinwerferlicht dasteht und häufig seine Unzulänglichkeit enthüllt, — es kam in Amerika vor, daß beliebte Filmstare, als sie zum erstenmal im Tonfilm sprachen, ausgepfiffen wurden, denn ein weiteres Stück seiner Menschlichkeit wird aufgerissen als in der Mimik — ebenso enthüllt das gesprochene Wort seinen Kern, wird nackter, unmittelbarer.

Zwei große Möglichkeiten hat der Tonfilm: Dichterische und dokumentarische. Seit einigen Wochen besteht am New Yorker Broadway ein Filmtheater mit dem Namen „Reels News“. Es bringt eine Stunde

Am laufenden Band:



Gestochene Schweine im Chicagoer Schlachthaus



Autoteile bei Ford



Soldaten-Werbung



Miß Amerika

lang nichts weiter als Nachrichten aus aller Welt. Die Zeitung ist lebendig geworden. Liest einer beim Morgenkaffee, daß, nach einem Wort Goethes, drunten fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, wird er kaum davon berührt, denn den meisten Menschen fehlt es an sinnlicher Phantasie. Wird aber die Nachricht Bild, Geräusch und Wort, erhält er eine Vision, die ihn zwingt, am Schicksal von Menschen teilzunehmen, die im entferntesten Erdwinkel handeln und leiden. Teilzunehmen und Stellung zu nehmen. Das bedeutet, daß die lebendige Zeitung wie jede Zeitung eminente politische Wirkung hat. Was man zeigt und was man nicht zeigt, was man aufnimmt, und wie man es aufnimmt, darauf kommt es an. Ich sehe schon den Tag, an dem es Tonfilmzeitungen der Rechten und der Linken geben wird. Dokumente der Wirklichkeit, die die Völker einander nähern können, die aber ebensosehr Mittel im Dienste skrupelloser Völkerentfremdung werden können.

Auch im Wahlkampf bedient man sich des Tonfilms. Zur Zeit der Bürgermeisterwahl stauten sich abends auf dem Broadway zehntausende. Über eine Straßeninsel gespannt leuchtete eine weiße Leinwand. Auf der Leinwand flimmerten Bilder, die Bilder begannen zu tönen.

Beliebte Chansonniers sangen Couplets, Kapellen spielten die grellen Rhythmen des Jazzes, dann erschien der Bürgermeisterkandidat Herr Jimmy Walker auf der Leinwand, lächelte, verbeugte sich und

hielt seine große Wahlrede, in der mit komischem Gemisch von anreißerischen, bigotten, biedermännlichen, dummschlauen, chauvinistischen Phrasen die Menge aufgefordert wurde, ihn, den gläubigen Sohn eines armen Iren, zum Mayor dieser von Gott auserwählten City, der schönsten und reichsten aller Städte, die je erbaut wurden, zu wählen. Bilder folgten, in denen mit anschaulicher Hochstapelei demonstriert wurde, wieviel Untergrundbahnen, Wolkenkratzer, Museen Mr. Walker „persönlich" bisher gebaut habe, zum Schluß trat der amerikanische Komiker Eddie Cantor auf und verspottete in einem an plumpen Witzen reichen Lied die Leute, die „unserm Jimmy" vorwerfen, daß er stets elegant gebügelte Hosen trage. Die Wirkung war immens.

Der amerikanische Tonfilm ist in rapider Entwicklung begriffen. Geld ist in Hülle und Fülle da, in einer Fülle, von der wir uns in Deutschland nichts träumen lassen. Am Wagemut, an der Energie der Amerikaner können wir uns ein Beispiel nehmen, aber der amerikanische Tonfilm wird sich nicht über die Grenzen hinaus entwickeln, die die von einigen Finanzmächtigen geleitete öffentliche Meinung zieht.

Er wird technisch brillant werden, aber als Dokument und künstlerische Wahrheit nur in Ausnahmefällen sich durchsetzen.

Einige Bemerkungen zum amerikanischen Theater. Ich kam mit großen Erwartungen nach New York und fand wenig. Stärker noch als in Berlin ist das

amerikanische Theater Geschäftstheater. Jede Aufführung fordert Investierung von Kapitalien, denn in New York wird, abgesehen von einigen Gesellschaften, die eigene Theater und Ensembles besitzen, für jedes neue Stück ein Theatre und eine Schauspieltruppe gemietet. So hüten sich die Manager vor Experimenten. Nur die Theatre-Guild in New York und einige Dilettantenvereine wagen es, Werke aufzuführen, die aus stofflichen und formalen Gründen vom Üblichen abweichen. Das Theater wird beherrscht von Kriminal- und Salonstücken, von Musikkomödien und Revuen.

Ibsen, Strindberg, Wedekind haben für das amerikanische Theaterpublikum nicht gelebt. So gilt als ganz kühn, was uns in Europa kaum mehr angeht. Versucht einer mit zehnmal zahmeren Worten und Szenen als Strindberg und Wedekind Konflikte der Geschlechter zu zeichnen, so gilt das drüben als maßloser Mut. Vielleicht ist diese Wertung nicht erstaunlich in einem Land, in dem es vorkommt, daß Schauspieler verhaftet werden, die gewagt haben, ein Stück aufzuführen, dessen Schauplatz ein öffentliches Haus ist. Denn in God's own country, das sich das Land der Freiheit nennt, ist von geistiger Freiheit wenig zu spüren. Sie haben vielleicht gelesen, daß sogar das „Seltsame Zwischenspiel" von O'Neill in Boston nicht aufgeführt werden durfte. Als „Die Gefangene von Bourdet" in New-York aufgeführt wurde, nahmen einige Zuschauer das vorgeschriebene Ärgernis. Darauf

wurden die Schauspieler, der Regisseur und das Publikum auf Lastautos zur Polizeistation gebracht.

Ebenso wie im Film will man auch im Theater von den Konflikten sozialen Lebens verschont bleiben. Das deutsche und das russische Theater sind viel lebendiger, viel zeitnäher als das New Yorker.

Theater ist in Amerika eine Einrichtung für das besitzende Vergnügungspublikum. Wehe den Autoren, die die Kehrseite amerikanischen Reichtums aufzeigen. Sie werden nicht gespielt, wie etwa Upton Sinclair. Nur kleine Studios nehmen sich ihrer an.

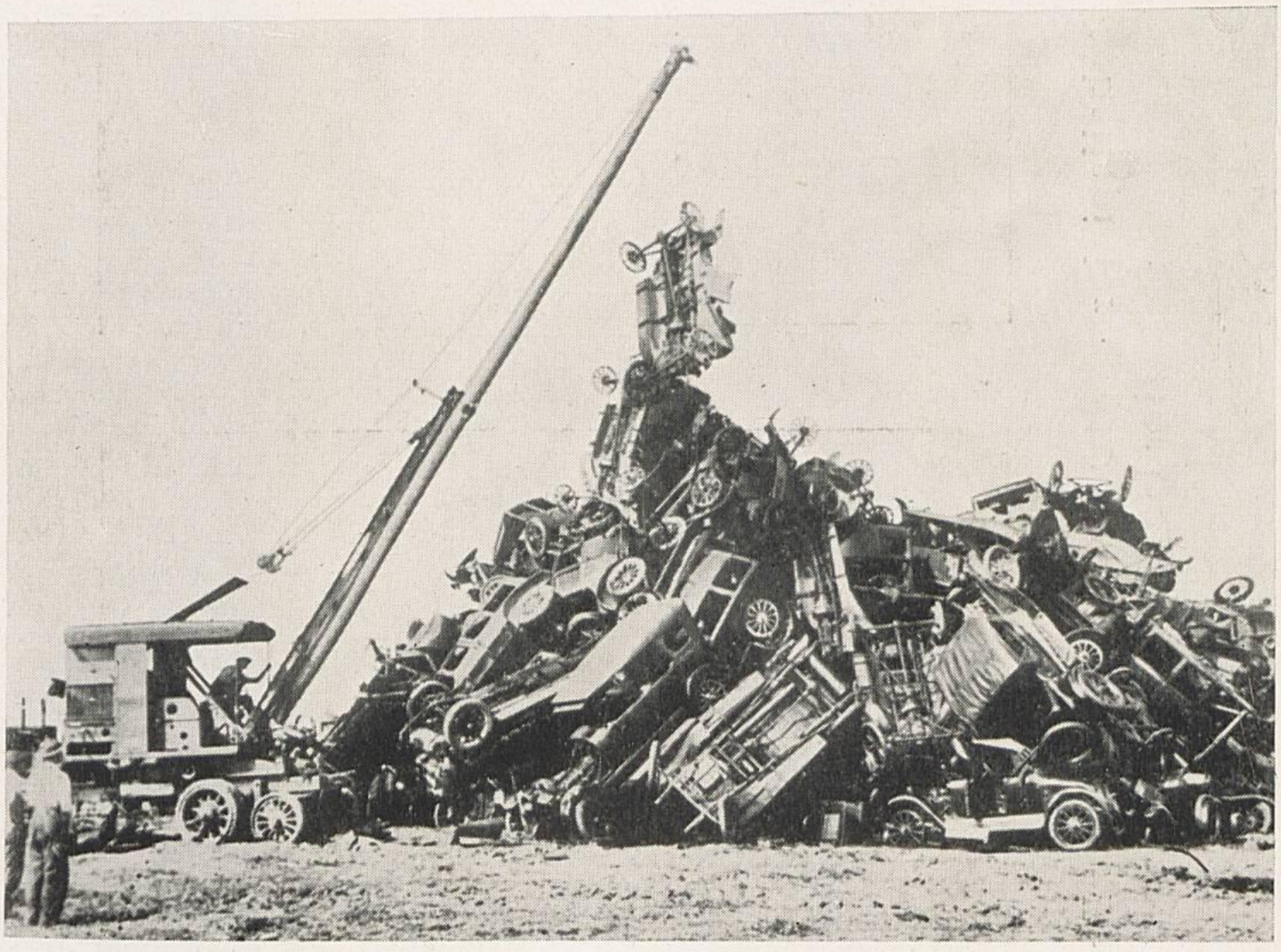
Immer ist das Theater abhängig von der gesellschaftlichen Atmosphäre des Landes.

Die Unruhe, die heute den amerikanischen Kontinent durchzittert, wird bald auf seinen Bühnen zu spüren sein.

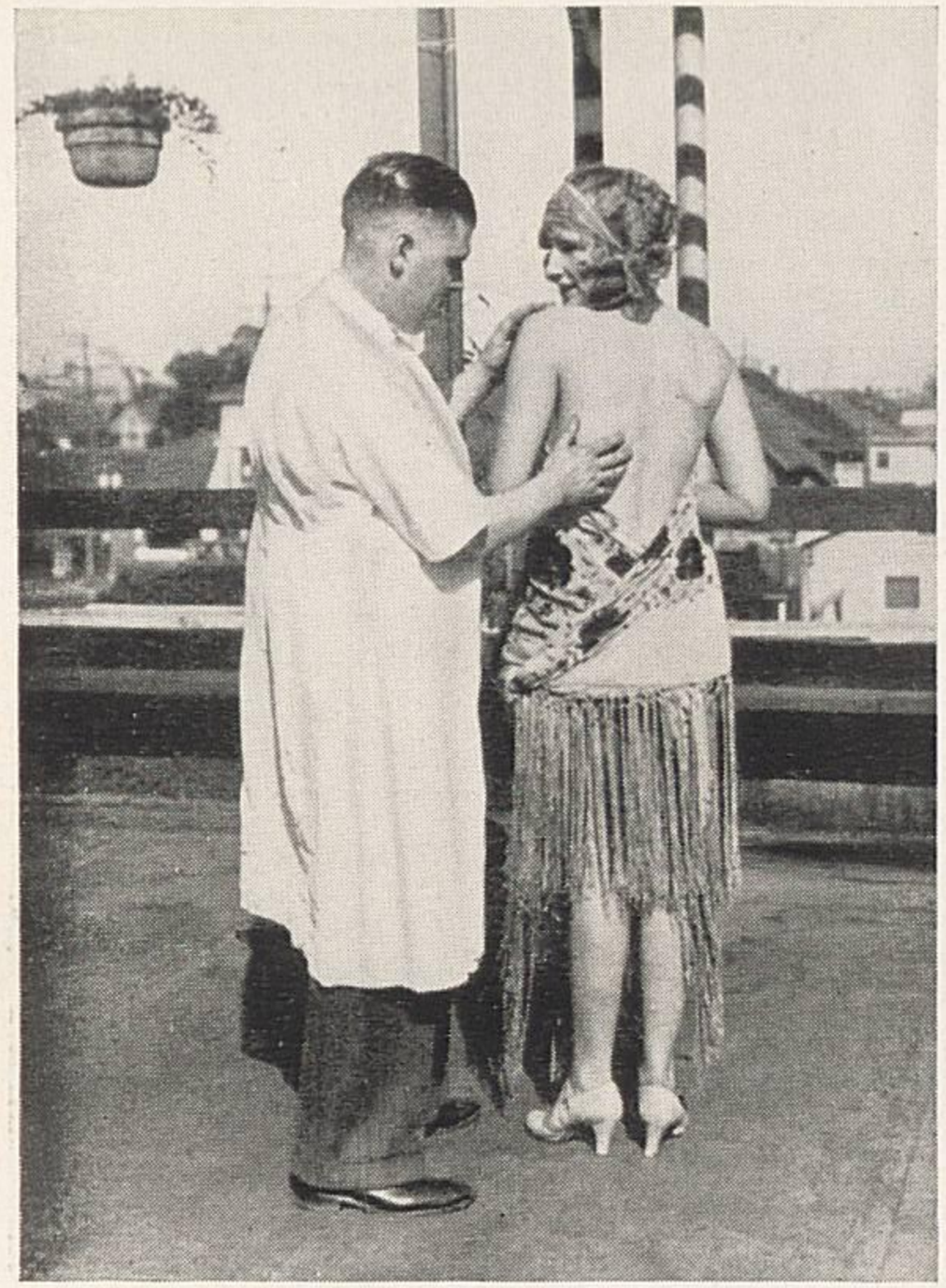
Schwarzseher, die die öffentliche Meinung Amerikas, gleich Wilhelm II., nicht duldete, werden als dramatische Gestalten dem Lande bittere und notwendige Wahrheiten sagen.



Taufe in Alabama



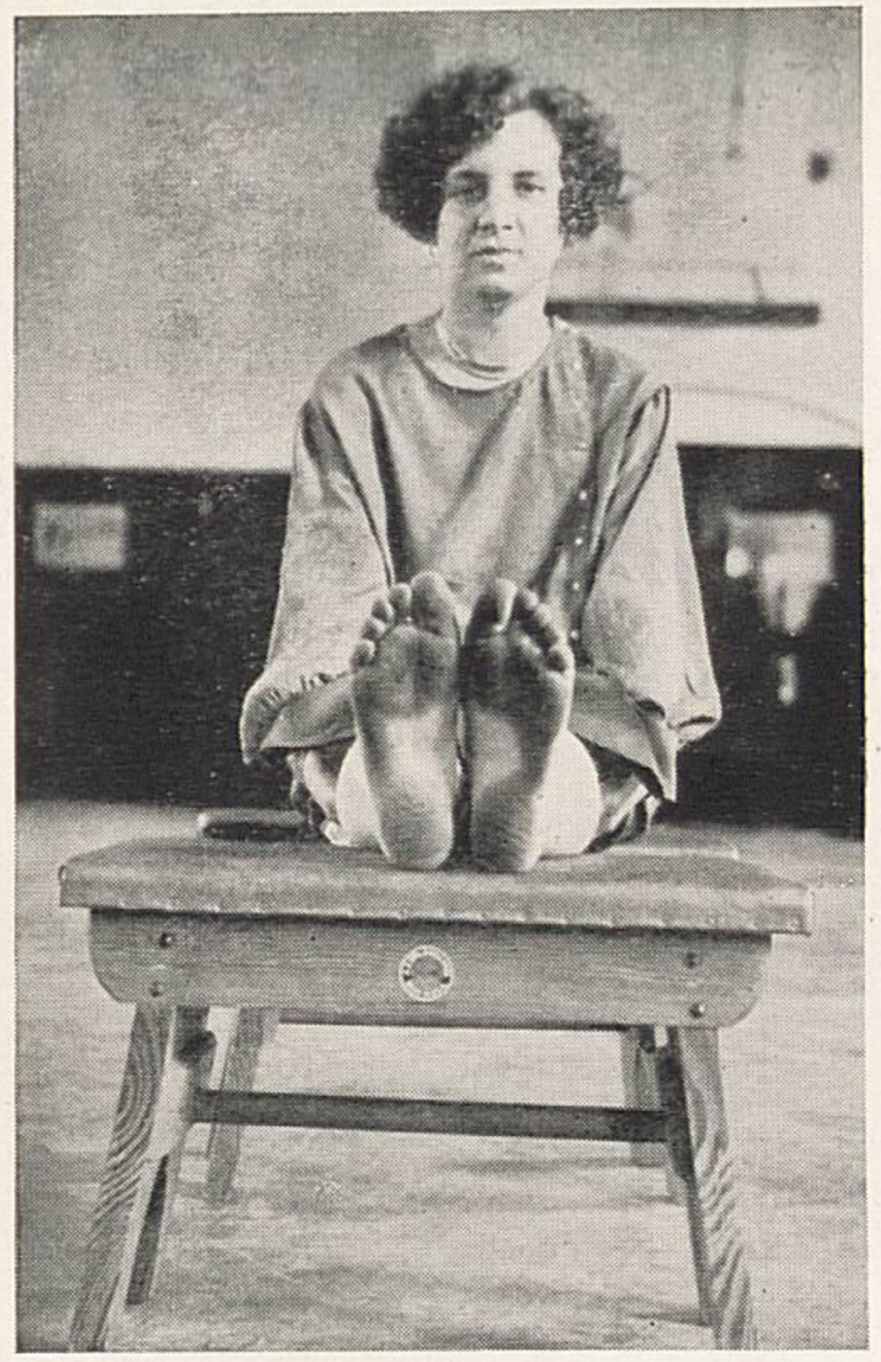
Auto-Friedhof



Der schönste Rücken von
U. S. A. wird prämiiert



Känguruh als Baseballspieler



Der vollkommenste Fuß
der Universität Pennsylvania

PROHIBITION, PROSTITUTION UND FLAPPERS

Es kursiert ein Sprichwort in Amerika: „Besser Prohibition und Schnaps, als keine Prohibition und kein Schnaps."

In Europa denkt man, nur der Reiche könne sich in Amerika Wein, Bier und Schnaps kaufen, der Arbeiter sei gezwungen, darauf zu verzichten. Das stimmt nicht. Eine Großbrauerei hat man stillgelegt, tausend Privatbrauereien sind entstanden. In vielen Arbeiterfamilien lagert „home made beer". Die Frauen brauen das Bier selbst, sie brennen Schnaps und keltern Wein. Die Getränke sind danach.

Ich war kaum eine Stunde in New York, da führte man mich in eine „spaek easy", ein Restaurant, in dem man Essen und, für teures Geld, Whisky bekommt. Manche Straßen sind mit „speak easies" flankiert. Harmlose Häuser von außen. Die Eingeweihten, Kunden und bestochene Polizisten wissen, daß man an bestimmten Türen klingeln muß. Aber selbst in offenen Restaurants am Broadway erhält der Stammgast Coctail — in Kaffeetassen.

In Nachtklubs werden kleine Flaschen Sodawasser

oder Ginger Ale verabreicht. Für Neppreise. Ein oder zwei Dollar kostet die Flasche. Whisky tragen die Gäste in der seitlichen Hosentasche in eigens fabrizierten Aluminiumflaschen, angepaßt der Wölbung des Oberschenkels. In keinem Land der Welt sprechen Menschen jeder Schicht, Arbeiter und Künstler, Kaufleute und Advokaten, soviel über Schnaps wie in Amerika.

Wie jeder Antisemit seinen Leibjuden hat, so hat jeder Verein und jedes Restaurant seinen Leibpolizisten, der einige Dollar bekommt und einige Liter Schnaps und dafür aufpaßt, daß nicht fremde Detektive den Verein überraschen.

Nicht selten drohen von der Polizei geschützte Alkoholverkäufer: „Ihr verschenkt Schnaps. Morgen werdet ihr ihn von mir beziehen, oder ihr fliegt auf."

In vielen Fällen ist die Polizei selbst Verkäufer. Irgendwo wird der Schnaps beschlagnahmt, an anderer Stelle liefert man ihn im wohlbewachten Polizeiauto, das sirenenpfeifend durch die Straßen saust und die kostbare Fracht gegen gute Dollarscheine abliefert.

Als ich einmal bei deutschen sozialistischen Freunden ein Wort gegen den Fusel zu sagen wagte, schalt man mich Reaktionär. Trotzdem wäre es falsch anzunehmen, daß der Alkoholkonsum unter dem Prohibitionsgesetz nicht vermindert oder gar gestiegen wäre. Europäische Schnapsfabrikanten lancieren gerne solche Nachrichten in die Presse. Die wohltätigen Wirkungen des Verbots sind, besonders bei amerikanischen,

englischen, irischen Arbeitern, im Anwachsen der Ersparnisse, in größerer Sauberkeit der Wohnung, am fallenden Index der Krankheiten und Unfälle zu beobachten. Gelegenheit macht Trinker, kann man, in Abwandlung eines Sprichworts, sagen.

Ähnlich wie mit der Prohibition steht es mit der Prostitution. In Wirklichkeit lebt sie unter dem Schutz der Polizei in mannigfachen Formen. Da sind die „dancing schools", in denen Mädchen, „hostesses", mit jedem Gast gegen eine Gebühr tanzen müssen. Um ein oder zwei Uhr nachts werden die Lokale geschlossen, draußen erwarten die Kavaliere die Damen.

In fast allen Städten findet man harmlose Bars, in denen Ginger Ale und alkoholfreies Bier verkauft werden. Aber der Eingeweihte geht an der Tür zur Toilette vorbei, und er findet, was er begehrt: girls.

Eine dieser Bars zeigte mir ein Chicagoer Bekannter. Wir fragten den Besitzer, ob wir uns die Räume oben ansehen dürften. „Sure", antwortete er, „if you spend money". Wir gingen über eine dreckige Treppe in eine Art Bretterverschlag, der als Vorraum diente. Der Bretterverschlag verengte sich zu einem Korridor, darin saß an rohem, hölzernem Tisch eine Negerin, die notierte. In den Korridor mündeten sechs Türen. In jedem Zimmer war ein Mädchen beschäftigt. Draußen im Vorraum harrten die Männer. Liebe am laufenden Band. Monoton hallte der Ruf der Negerin: „Who is going to bed? Who is going to bed?"

Selbst der Ruf „Who is going to bed?“ war übertrieben. Denn zum Zu-Bett-Gehen war keine Zeit, da der Liebesakt vielleicht drei bis fünf Minuten währte. Ich hatte den Eindruck, daß die Mädchen ihre Kunden antreiben müssen, wie die Aufseher Arbeiter bei Ford. Für jeden Orgasmus werden zwei Dollar bezahlt. Davon behält das Mädchen einen Dollar für sich, einen Dollar bezahlt es dem Barwirt. Die Mädchen, junge und alte, hübsche und verwüstete, bedienen bei starkem Besuch jede Stunde sechs bis zehn Männer. Die Kunden sind Arbeiter und junge Kaufleute.

Wer viel Geld hat, besucht ein luxuriöses „Private home“. Die „Dame des Hauses“ bekommt der Fremde nicht zu sehen, er unterhandelt mit der „maid“, einer Negerin meist. Der Kunde sagt seine Wünsche, beschreibt den „Typ“, den er mag, die „maid“ geht zur Kupplerin, diese telephoniert ein Mädchen an, das ungefähr den Wünschen des Kunden entspricht und bald erscheint. Die Wirtin verlangt fünf Dollar für Überlassung des Schlafzimmers. Das Mädchen erhält fünfzehn Dollar, von denen es fünf Dollar der Wirtin abgibt, so daß die Kuppelmutter im ganzen zehn Dollar einsteckt.

Die Mädchen sind Berufsprostituierte, schlecht bezahlte Verkäuferinnen und Chorgirls.

Gleichzeitig wird in solchen „Private homes“ gepanschter Whisky zu hohen Preisen verkauft.

Früher wohnten die Prostituierten in einzelnen Straßen oder Stadtteilen. Ihre Häuser sind heute nieder-

gerissen. Die Mädchen wohnen jetzt in Hotels, und es kann vorkommen, daß im Hotel der Portier oder der „bell captain", ein Mann, der die Hotelpagen beaufsichtigt, den Hotelgast fragt, ob er ein girl wünscht.

Die roten Lampen, die früher Straßen der Prostituierten zierten, sind verschwunden, sie hängen jetzt hinten am Auto, sagt man in Amerika.

Von einer kuriosen Form der Prostitution erzählte mir in Los Angeles ein Bekannter. Man kann Schnaps in den Apotheken kaufen, wenn der Arzt ihn zu Heilzwecken verschreibt. Manche Ärzte verschreiben „Liebe" als Medizin.

In Amerika sind neue Wunderdoktoren aufgetaucht, Chiropraktiker. In manchen Straßen wohnt in jedem Haus einer. Alle Krankheiten, heißt ihre Lehre, haben eine Ursache: Der Nerv, der das kranke Organ versorgt, wird beim Austritt aus dem Rückenmark infolge verrenkter Wirbel eingeklemmt. Darum massieren sie die Wirbel. Das Volk glaubt ihnen, und sie verdienen schweres Geld. Aber einzelne Chiropraktiker betreiben ein anderes Geschäft. Sie heilen den Patienten mit „medizinloser Behandlung." Ihr Assistent ist die Schwester. Zu ihr geht der Patient und fordert „Erfrischungsmassage". Doch der Arzt muß sie gutheißen, dafür erhält er die Hälfte des Honorars, und die Schwester ist vor polizeilicher Verfolgung geschützt.

Ich unterhielt mich mit einem Filmschauspieler in

Hollywood. Auf meine bestürzte Frage antwortete er mir: „Warum ich Prostituierte besuche? Aus Angst. Fast jede der vielen hundert hübschen Mädchen, die Sie hier sehen, ist ein ‚gold digger', fast jede wird versuchen, mich wegen gebrochenen Eheversprechens zu verklagen, weil sie weiß, daß der amerikanische Richter ihr zu Tausenden von Dollar verhilft. Für diese Mädchen ist Liebe ein Handelsobjekt."

Ich weiß nicht, ob in irgendeinem andern Lande der Welt die öffentliche Stellung der bürgerlichen Frau so gestützt ist wie in Amerika. In der Farmer-Epoche waren Frauen selten und kostbar. Heute sind sie weder selten noch kostbar, aber ihre Macht hat sich erhalten.

Wehe dem Mann, den eine Frau beschuldigt, er habe ihr „unsittliche" Anträge gemacht. Ich erinnere mich an einen Fall, der sich während meines Aufenthalts in New York zutrug. Ein Millionär lud eine „hostess" zu sich zum Tee ein. Der Millionär wurde zärtlich, das Mädchen lief zur Polizei und beschuldigte ihn, er habe sie zu küssen versucht, und, sie schäme sich, es zu sagen, ihr mit einer Bürste über den dekolletierten Nacken gestrichen. Der Millionär wurde verurteilt, 75000 Dollar, in Worten fünfundsiebzigtausend Dollar, an das Mädchen zu zahlen, weil er die Ehre des Staates New York verletzt und das Gefühl des Mädchens beleidigt habe. Es half ihm nichts, daß er darauf hinwies, das Girl sei ja freiwillig zum Tee gekommen, er mußte blechen. In allen Zeitungen er-

schien das Porträt des Mädchens mit der reparierten Ehre auf der „Front page“. Zur Nachahmung empfohlen.

Im Zuchthaus zu St. Quentin sitzt ein bekannter Theaterdirektor aus Los Angeles. Eine Schauspielerin, die er in sein Privatbureau bestellt hatte, behauptete, er habe sie unsittlich berühren wollen. Zu ein bis zehn Jahren Zuchthaus wurde er verurteilt, das heißt, er muß mindestens ein Jahr, im schlimmsten Falle aber, bei schlechter Führung, zehn Jahre sitzen.

Die Frau ist für den amerikanischen Geschäftsmann ein repräsentatives Idol, das er in die Watte seiner sentimentalen, kindlichen, romantischen Gefühle bettet. Wir Europäer können die Wirkung von Kitsch auf Amerikaner kaum begreifen. Gefühlsverlogene Liebesszenen im Film, die bei uns helles Gelächter erregen, erzeugen dort bei den hartgesottensten Business-Männern Tränenströme. Nur darf man nicht glauben, daß die amerikanische Frau ernstlichen Einfluß auf Politik und Geschäft hat.

Zweifellos ist der Unterschied zwischen alter und junger Generation, zwischen der puritanischen, berechnenden Mutter und dem „Flapper“ groß. Der Flapper ist eher ein Demieviergetyp. „Kissing, petting, necking“ sind die erlaubten erotischen Formen und Surrogate, weil sie die Fiktion der Jungfräulichkeit gerade noch aufrechterhalten. Auf meine Frage antwortete mir einmal ein Mädchen: „We do it conscious and unsentimental“.

Nun wissen wir aus den Büchern des Richters Lindsay, daß junge Schülerinnen unbewußter leben. Erst im heiratsfähigen Alter wird die Virginität wieder ein Kapitel, und der Mut zur Hingabe Dummheit. Oder man muß sehr reich sein, um ihn sich leisten zu können. Auf Universitäten bildet Liebe ebenso ein Objekt des Studiums, wie die chemischen Reizstoffe irgendwelcher Pflanzen. An einer großen amerikanischen Universität richtete man an die Studentinnen folgende Fragen:

Rauchen Sie?

Trinken Sie?

Spielen Sie Karten?

Sind Sie jemals geküßt worden?

Sind Sie schon von zehn Männern geküßt worden?

Knutschen Sie mit Männern?

Berühren Sie Männer oder lassen Sie sich berühren?

Waren Sie schon einmal in einem zweifelhaften Gasthaus?

Haben Sie schon einmal mit einem Manne eine Nacht verbracht?

Doch nehmen die Statistiken nicht an, daß in den fraglichen Situationen das Mädchen „sich vergaß", denn die letzte Frage lautet:

„Sind Sie jemals bis zur äußersten Grenze gegangen?

AUCH DER NEGER HAT EINE CHANCE

Man tut den deutschen Sensationsblättern unrecht, keines erreicht je das Niveau der amerikanischen Tageszeitungen. (Nur „New York Times“ und „Call“ San Francisco bilden Ausnahmen).
Eine halbe Seite politische Nachrichten.
Zwei Seiten Society-Mitteilungen.
Miß X ist in die Gesellschaft eingeführt worden. (Porträt).
Mrs. Y gab einen Tee (Bild der idyllisch gruppierten Gäste).
Mrs. Z empfing den Besuch eines albanischen Grafen (Großaufnahme).
Dann fünf Seiten Morde, Diebstähle, Einbrüche, Räubereien, Filmstaraffären.
Die Unbildung der großen Mehrzahl der amerikanischen Journalisten ist unbeschreiblich. Aber wozu brauchen sie Bildung? Die politische Linie bestimmen drei oder vier Zeitungsmagnaten, Sottisen zu sammeln haben sie Talent genug.
Der Himmel bewahre uns vor amerikanischem Zeitungsbetrieb! Der europäische genügt.

*

Vor mir liegt die „Los-Angeles-Times“. Auf der ersten Seite fettgedruckte Überschrift:

„*Er hat seine Chance nicht ausgenutzt*“

Ist von einem Boxer die Rede? Von einem Börsenmakler? Vom Völkerbund? Ich lese:

„Lynchjustiz in Texas! Sonderbericht! Alle Einzelheiten!“

In einem Walde, nahe einer kleinen Stadt in Texas, wurde ein Neger, der angeblich eine weiße Frau vergewaltigt hatte, von einer nach Gerechtigkeit dürstenden Menge aus dem Gefängnis geholt und an einen Baum gehängt. Der Strick riß, das Opfer, ohnmächtig vor Schreck und Schmerz, fiel zu Boden. Erst glaubte die Menge, der Neger sei tot. Aber bald zeigte sich, daß er noch lebte. Rasch wurde ein Reiter ins Städtchen gesandt, um einen neuen Strick zu holen.

Das Publikum langweilte sich.

In Amerika hat bekanntlich jeder eine Chance, und so rief ein Babbitt, man möge auch dem Opfer die allgemeine Gunst nicht versagen.

„Gebt ihm eine Chance“, kreischte der Mann mit dem guten Herzen, „bis der Reiter zurück ist, soll er uns erzählen, warum er die Tat begangen hat.“

Der arme Neger konnte sich kaum auf den Beinen halten. Mit letzter Anstrengung versuchte er zu sprechen. Vielleicht wollte er erklären, daß er gar nicht die weiße Frau vergewaltigt habe. Daß im Gegenteil sie ihm eine Chance gab, die er gleich Josef bei Frau Potiphar nicht ausnutzen wollte.

Der Neger stammelte. Schweiß brach ihm aus den Poren, aber ach, die Silben formten sich nicht zu Worten, aus seinem Munde floß Speichel und jammernder Laut.

„Er nützt seine Chance nicht aus!“ riefen etliche aus dem Publikum, und da inzwischen der Reiter wiedergekommen war, wurde dem Neger aufs neue die Schlinge um den Hals gelegt und zwiefach gegürtet, damit sie diesmal nicht reiße.

Nun konnte das Opfer, befreit vom Wohlwollen seiner Mörder, die Chance ergreifen, die selbst der stummen Kreatur bleibt.

Geschehen im November 1929 nach Christi Geburt in Gottes eignem Land.

*

Amerika ist ein freier Staat, er verbietet die Sklaverei. Auch das amerikanische Herz in den Südstaaten schlägt höher beim Wort Menschlichkeit, aber die Entrechtung des Negers im politischen und sozialen Leben wird als selbstverständlich hingenommen.

Daß der Neger nicht mit Weißen in einem Zugabteil, in einer Trambahn, auf einem Schiffsdeck fahren darf, daß ihm fast alle Universitäten, Hotels, Theater verschlossen bleiben, daß er in der Praxis kein Wahlrecht ausüben darf, wird als recht und billig empfunden.

Wer in Amerika wählen will, muß eine bestimmte Summe Geldes besitzen und ... Bildung.

Kommt nun ein Neger zum Richter, der über seine

Zulassung als Wähler entscheidet, so fordert der ihn auf, entweder einen weißen Zeugen aufzutreiben, der für sein Vermögen bürge, oder ihm einen Beweis seiner Bildung zu demonstrieren. Zum Beispiel soll er darüber Auskunft geben, warum die Urteilsbegründung im Prozeß gegen Herrn X., der vor zwei Jahren in Washington geführt wurde, berechtigt war, und der Neger muß schließlich voller Selbstzerknirschung einsehen, daß ihm die Qualitäten für das amerikanische Wahlrecht fehlen.

Wie gut haben es doch weiße Mädchen in den Südstaaten! Fühlen sie sich schwanger, ist immer die Ausrede zur Hand, irgendein Schwarzer habe sie genotzüchtigt. Sie behalten ihre Ehre, und die Ehrlosigkeit des Negers wird vom Richter Lynch geahndet. Denn was gilt der Eid eines Negers.

Die I.L.D. veröffentlicht jeden Monat ein Bulletin, dem ich die Lynchstatistik für den Monat Mai 1930 entnehme:

„*Delaware / Wilmington*

Mai 1930. Der Neger Theo Ruß war angeklagt, eine weiße Frau vergewaltigt zu haben. Am 17. Juli sollte er gehängt werden. Die I.L.D. nahm den Fall auf und brachte folgendes in Erfahrung: Russ hatte von einer bekannten Alkoholschmugglerin, Frau Mary Roed, Schnaps gekauft. Als er das zweite Mal kam, wollte er sich um die Bezahlung drücken. Der Ehemann und der Bruder der Frau Roed ertappten ihn dabei. Am nächsten Tage wurde er verhaftet, die

Schnapsgeschichte wurde nicht erwähnt, statt dessen wurde die Anklage wegen Vergewaltigung erhoben.

Oklahama | Chickasha

30. Mai. Henry Argo wurde der Vergewaltigung beschuldigt. Offensichtlich zu Unrecht. Das Gefängnis, in dem er saß, wurde gestürmt, und da die Gitter dem Ansturm widerstanden, schoß man in die Zelle (die in Amerika nicht durch Türen, sondern durch Eisengitter verschlossen ist) und tötete den Neger.

Tennessee | Oakdale

19. Mai. Der Neger Herbert Robertson, ein Arbeiter, wurde in der letzten Nacht im Hofe der Eisenbahnwerke von einem Beamten grundlos erschossen.

Texas | Houston

28. Mai. Im Jahre 1928 überfiel ein Weißer einen Negerportier. Der Neger in Notwehr schoß und tötete den Angreifenden. Da er wußte, daß einem Neger Notwehr kaum zugebilligt wird, entfloh er nach Arizona. Dort wurde er am 28. Mai verhaftet und wartet auf seine Verurteilung.

Sherman

10. Mai. — Ein Neger, der Arbeiter George Hughes, wurde verhaftet und der Vergewaltigung bezichtigt. Die Menge stürmte das Gefängnis, zündete es an und bemächtigte sich des Hughes. Er wurde gelyncht und sein verstümmelter Leichnam an einen Baum gehängt. Während des Lynchgerichts wurden viele Neger angegriffen und ihre Wohnungen geplündert.

Portsmouth

21. Mai. Stephan Graham wurde wegen Verteilung von Anti-Lynch-Flugblättern verhaftet. Die Polizei beschuldigt ihn der Erregung öffentlichen Ärgernisses.

*

Es wird sich einmal furchtbar an Amerika rächen, was es den Schwarzen an Schmerz und Unrecht zufügt.

Ein starker Negerbund verficht die Rechte des „coloured people", eigne Universitäten und Schulen, Hotels und Theater nehmen die von der weißen Rasse Unterdrückten auf.

Heute kämpft ein Trupp von schwarzen Pionieren, morgen wird eine selbstbewußte Millionenarmee um Menschenrechte kämpfen.

RUSSISCHE REISEBILDER



Russische Bauern



Traktor



Moskau 1. Mai



Kirchliches Begräbnis

VORBEMERKUNG

Lange zögerte ich, diese Briefe aus dem Jahr 1926 zu veröffentlichen. Konnten karge Impressionen das Bild der russischen Revolution, das Bild des nahen, so fernen Kontinents erhellen?

Ich tue es, weil ich glaube, daß auch für den Besuch von Ländern gilt, was bei der Begegnung mit Menschen entscheidend ist: der erste spontane Eindruck.

In Sowjet-Rußland geschieht so Ungeheures, für unsere Epoche Bestimmendes, daß jeder ehrliche Bericht, sei er selbst so fragmentarisch wie dieser, wichtig und wesentlich wird.

Auch darum tue ich es, weil eine Welle von Verleumdung, Niedertracht, Haß die russische Revolution zu überfluten droht. Überall in der Welt rüsten die Nutznießer des Völkerelends, die Parasiten der Geschichte zu neuen Kriegen, nicht zuletzt zum Kreuzzug gegen die Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken.

Alle Unverblendeten, die in einem Gesellschaftssystem, dessen ultima ratio: Krieg und dessen vorletzte: Ausbeutung des Menschen durch den Men-

schen heißt, nicht die ideale, unantastbare Bestimmung sehen, müssen den Mächtigen zurufen:
Laßt die Völker Rußlands ihre eigenen Wege gehen, nirgends auf der Erde sonst sehen wir so gigantische Selbstentfaltungen menschlicher Tatkraft.
Gelingt das Experiment nicht, war es in der Geschichte der Menschheit ein heroisches Beispiel schöpferischen Geistes.
Gelingt es, und manches spricht dafür, wird für die Erde eine Regeneration der Kulturen beginnen, von deren vielfältiger Wirkung wir heute nur wenig ahnen.

Berlin, Juni 1930.

1. Brief

EINDRÜCKE AUF DER FAHRT NACH MOSKAU

Es ist ein Zeichen für die Indolenz der Europäer, daß sie sich geduldig, als ob es so sein müßte, die Schikanen des Paßgetriebes gefallen lassen.

Am 1. März, gehe ich, schon im Reisefieber, zur Russischen Botschaft. Ich zeige meinen Paß dem russischen Attaché, er sieht ihn an, bedenkliches Gesicht: „Es stimmt ja kein Visum, alle sind abgelaufen."

Sie wissen, lieber Freund, daß ich anfangs geplant hatte, im Januar nach Rußland zu fahren, aber meine Reise verzögerte sich.

Was tun? Das Eisenbahnbillet für den nächsten Tag ist gelöst, ein Platz für mich im Zug Riga-Moskau bestellt. Ich renne los. Alle Paßbüros sind heute geschlossen. Am nächsten Tag bitte ich das Reisebüro, mir andere Visen zu besorgen. Das lettische Konsulat verlangt zwei neue Photographien. Wo die hernehmen? Ich treffe eine Bekannte, die hat zufällig zwei Bilder von mir, aber, o weh, zwei ungleiche. Schließlich gibt der lettische Konsul telephonisch die Erlaubnis, ich dürfe außer dem Geldbetrag für ein neues Visum zwei ungleiche Photographien einreichen — der

Weg durch Lettland steht frei! Das Reisebüro schickt einen Boten mit Paß, Geld und Bildern hin. Ich gehe abgehetzt, müde nach Hause, setze mich auf meinen gepackten Koffer und warte. Warte eine halbe Stunde, warte eine Stunde. Man ruft mich zum Telefon. Der Bote hat den Paß gebracht, aber das litauische Visum fehlt. Noch einmal zum Reisebüro. Man bedauert, der Herr Konsul zog, als der Bote kam, seine Uhr, erklärte, diese zeige zwei Minuten nach eins, die Bürozeit sei somit abgelaufen, das Visum könne heute nicht mehr gegeben werden.

Ich pfeife auf das litauische Visum, gebe ich zur Antwort. Ich fahre jetzt los.

Die Beamten an der Grenze machen anfangs einige formale Schwierigkeiten, aber ich spüre Bereitwilligkeit. Ich zahle für das Visum (Geld, das alle Staaten wie kleine Bauernfänger ihren Besuchern abjagen), paar Minuten später sitze ich im Zug nach Riga.

Abends komme ich dort an.

Ich hatte mich auf den trockenen Frost des Nordens gefreut, hier stampfe ich wieder durch Morast und Lachen im regnerischen Abend. Ich laufe eine halbe Stunde durch schmutzstarrende Rigaer Straßen. Die Straßen verödet, spärlich erleuchtet, ich sehe fast nichts von der Architektur der Stadt. In einem Café höre ich die Melodien der Jimmys, die ich in Berlin und Kairo und Jerusalem gehört habe, sehe Bürger mit der penetranten Nuance verfetteter Schieber, die ihr Gebaren vom Westen entliehen haben.

Endlich im russischen Wagen. Es fällt mir die Sauberkeit und disziplinierte Organisation auf. In den ersten Jahren der Revolution, bis zum Beginn der Neuen Ökonomischen Politik (NEP), brauchte der russische Reisende die Fahrt nicht zu bezahlen. Er benötigte die Erlaubnis seines Betriebes. War die Reise notwendig, bekam er sie, dann suchte er sich einen Platz, wo er ihn fand, gleich ob erster, zweiter oder dritter Klasse. Heute werden die Fahrkarten wieder bezahlt. Es gibt zwei Wagenklassen, hartes und weiches Abteil, daneben auf den großen Strecken Internationale Schlafwagen, die erste und zweite Klasse führen. Im Unterschied zu westeuropäischen Eisenbahnzügen ist jedes Abteil Schlafabteil. Auch der Reisende harter Klasse kann nachts sich ausstrecken. Fast immer führt er seinen Bettsack mit sich.

Der Schlafwagenführer, russischer Muschik, früher Kriegsgefangener in Deutschland, versteht paar Brokken deutsch. Gleich kommen wir ins Gespräch. Er erkundigt sich, wieviel Arbeitslose Deutschland hat, und ob die Revolution bald „ausbreche".

Mein Reisegefährte ist einer der Direktoren des Moskauer Künstlertheaters, das gegenwärtig in New York gastiert. Der russische Generalkonsul und sein Sekretär aus Riga begrüßen uns. Wir hören, daß in der vorigen Woche zwei russische Kuriere überfallen und ermordet wurden. Einer der Kuriere verteidigte sich, seine Kissen zur Barrikade aufbauend, schoß auf die Angreifer, tötete den einen, verwundete den andern.

Bis Beamte sich einfanden, gelang es dem Verwundeten zu entfliehen. In Rußland nimmt man an, daß die Mörder einer weißgardistischen Organisation angehören und von bestimmten auswärtigen staatlichen Stellen beauftragt waren, wichtige Papiere, die die Kuriere mit sich führten, zu erbeuten.

Mit uns im Zuge fährt die junge Frau des einen getöteten Kuriers. Sie war Chiffrierbeamtin bei der Russischen Botschaft in Berlin. Tragischer Zufall wollte es, daß sie als erste beim Dechiffrieren des Telegramms vom Schicksal ihres Mannes erfuhr. Aber wie diese russischen Frauen sind, sie arbeitete weiter bis zum Abend, arbeitete die nächsten Tage, bis man einen Menschen fand, der sie ersetzen konnte, dann erst legte sie die Arbeit nieder. Nun fährt sie zum Grabe ihres Mannes, den man in Moskau beerdigt hat.

Am nächsten Morgen.

Alle Nerven sind gespannt. Endlich!

Die russische Grenze, die erste rote Fahne.

Welch eine Empfindung! Und gleich etwas wie Beklemmung: Was wirst du finden? Schon ist sie zerstäubt vor dem einfachen Gedanken: Du bist im ersten sozialistischen Land. An der Grenze, im Schnee halb eingegraben, ein Eisenbahnwaggon. Ich lasse mir das Wort übersetzen, das darauf geschrieben steht: „Bibliothek".

Und darunter mit schwerer Hand gemalt:

Wissen ist Macht.

Alle müssen lesen und schreiben können.
Für große Technik
Für große Kultur.
Für Frieden.
Für Brüderlichkeit.
Für Freiheit.
Für Vereinigung aller Proletarier.

Der Zug hält in Sebesch, der russischen Grenzstation. Wieder fällt mir die Sauberkeit und Ordnung der Räume auf. Die Zollbeamten sind freundlich, haben nichts vom schikanösen Gehabe, das man ihnen in westeuropäischen Zeitungen und Büchern nachsagt. Sie greifen in Koffer, wie Zollbeamte immer in Koffer greifen, das bringt das Amt mit sich. Aber weder werden meine Bücher durchgesehen, meine Briefe durchschnüffelt, meine Kleider abgetastet, noch muß ich mich ausziehen — all das hatten mir russische Emigranten in Berlin vorausgesagt. Ich finde, man behandelt den Reisenden freundlicher als an der deutschen Grenze.

Tag und Nacht rattert der Zug durch russische Ebene. Ein Dorf mit seinen Holzhäusern sieht aus wie das andere, dies Feld wie jenes, der Wald wie dieser. Schmerzliche und weite Monotonie! Schau hinaus, ohne zu denken. Gib dich diesem Lande hin, laß dein Gefühl strömen in Erde und Himmel, nimm es, schwer vom fremden Blut der Landschaft, in dich zurück, so allein wirst du die Atmosphäre der großen Kunst Dostojewskis, Tolstois, Gogols fassen.

„Wieviel Stunden fahren wir noch bis Moskau?“ frage ich meinen Gefährten.

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Sie müssen das doch irgendwie sehen können.“

„Das kann man nicht.“

Im Zuge langes Gespräch mit einer russischen Kommunistin, die seit Jahren in einer Moskauer Fabrik arbeitet, dort die Parteischule leitet.

Ich habe nachts zwei Novellen von Alexandra Kollontai gelesen.

„Ist, was sie schreibt, typisch für die Wandlung in den Beziehungen der Geschlechter seit der Revolution?“

„Keineswegs. Ein großer Teil der Jugend hat sich von den Ideen Alexandra Kollontais abgewandt. Man kann heute von drei ideellen Richtungen sprechen. Auf der einen Seite steht Alexandra Kollontai, die die hemmungslose sexuelle Freiheit bejaht, auf der andern Seite Smidowitsch, die von der Jugend während des Studiums Askese fordert, zwischen ihnen Semaschko.“

Wir sprechen über die Diskrepanz zwischen den frauenrechtlichen Forderungen des europäischen sozialistischen Arbeiters in der Versammlung und seinem Verhalten im Haushalt, über seine Kleinbürgerlichkeit, sein Tyrannentum gegenüber Frau und Kindern.

Da wir uns von orientalischen Gouvernements Rußlands unterhalten, erzählt mir die Genossin, die aus

dem Kaukasus stammt, wie primitiv in einzelnen Dörfern das Bergvolk die Aufgaben des Sowjet auffaßt. Man müsse nicht nur in sozialen Angelegenheiten des Dorfes zusammenhalten, glauben sie, man müsse sich auch helfen, wenn einer eine Frau erobern will. Und so ereignete es sich, daß sie gemeinsam zum Raub einer Frau auszogen. Kommunisten aus Moskau suchten sie zu belehren, daß solches Tun mit Kommunismus nicht vereinbar sei, daß sie ihre Pflichten als Sowjetmitglieder gröblich verletzten. Erstaunt guckten sie in die Luft.

Ein Kommunist und eine Kommunistin aus dem nördlichen Rußland kamen als Agitatoren in den wilden Teil des Kaukasus. Nach zwei Tagen verschwindet die Frau. Der Kommunist, Ehemann der Frau, alarmiert die Miliz und läßt nach ihr fahnden, trotz Abratens der kaukasischen Freunde. Einige Tage später wird ihm ein Brief überreicht und eine Schachtel, darin ein Frauenfinger liegt. In dem Brief heißt es: „Such nicht weiter nach der Frau. Wenn Du es dennoch tust, wird sie nicht mehr lange leben, gibst Du aber Dein Suchen auf, wird es ihr gut gehen."

Mag diese Geschichte nun wahr sein oder nicht, sie ist ein Symptom dafür, wie tief orientalische Tradition lebt und, trotz der sozialistischen Lehren, die Gleichheit und Freiheit der Frau fordern, sich behauptet.

Erstes Zeichen von Moskau, der Funkturm. Ich erinnere mich, wie ich im Jahre 1919 am Funkerwagen im bayrischen räterepublikanischen Dachau stand,

am Ohr den Hörer, jene geheimnisvollen Tack-Tack-Zeichen vernahm, die das rote Budapest vermittelte, Boten aus Moskau, gesandt von jenem Turm.
Schon heult die Lokomotive, als führe ein Schiff in seinen Hafen — wir sind in Moskau.
Während ich von Delegierten der Akademie der Künste, der Gesellschaft für kulturelle Beziehungen zum Ausland, von Schriftstellern begrüßt werde, umringen mich Journalisten, Photographen, Filmkurbler.
Endlich hinauf auf den Schlitten.

2. Brief

ERSTE TAGE IN MOSKAU

Die Stadt, Warenmangel, Bauern

Ich fahre im Schlitten durch Moskau. Welch ein barbarisches Durcheinander von Dorf und Stadt, Stillosigkeit der Häuser so ins Wüste getürmt, daß die Stillosigkeit mählich Stil wird. Zuerst erschrickt man, dann ist man geneigt, über den Wirrwarr kleiner und großer Häuser in allen Stilnachahmungen (besonders grotesk wirkt der deutsche Jugendstil) zu lachen. Schließlich wird man vertraut, und nach paar Tagen ist man zufrieden.

Ich wohne in einem kleinen, ziemlich primitiv eingerichteten Hotel in der Sadowaja-Triumfalnaja, das früher, in zaristischer Zeit, wie ich hörte, als Stundenhotel fungierte. Jetzt ist es nationalisiert und wird von Sowjetbeamten verwaltet. Das Zimmer ist nicht billig, es kostet 6 Rubel (etwa 13 Mark), teuer sind auch die Mahlzeiten, und von der berühmten russischen Küche kann man im Restaurant nicht viel merken. Die Küche im Hotel ist an einen Privatunternehmer verpachtet. Als ich mich bei ihm beschwere, weil er mir für einen Topf Wasser 30 Kopeken (etwa 65 Pfg.), für Tee und trockenes Brot 1 Rubel (2,16 Mark) abfordert,

gibt er mir zur Antwort, er müsse so hohe Preise nehmen, er könne sonst die Steuern nicht herauswirtschaften.

Der erste starke Eindruck in den Straßen: Fehlen der Spannung von Luxus und kläglicher Armut. Alle Menschen tragen dürftige Kleidung, man glaubt in den ersten Tagen, alle seien Arbeiter. Schließlich nimmt das Auge differenzierende Nuancen wahr und bemerkt Nepleute, Bourgeoisie-Splitter, Intellektuelle. Aber die Bourgoisie beherrscht kein Moskauer Stadtviertel wie in Berlin, London, Paris. Die Stadt wird beherrscht vom arbeitenden Menschen.

In Schaufenstern der Läden Lebensmittel, Delikatessen, Kleider, alles sehr teuer, aber dreifach teuer für den Europäer, da der Rubel ein Drittel Realwert hat.

Es gibt keine offizielle Inflation, der Rubel wird an den großen Börsen des Auslandes nicht gehandelt, die Inflation wird bemerkbar durch das Steigen der Preise.

Manche Gegenstände sind nicht aufzutreiben, zum Beispiel Galoschen. In Rußland! Frauen-Galoschen sind noch in wenigen Paaren zu bekommen, die Frauen stehen Polonäse vor den Läden. Männer-Galoschen kann man selbst zu Schieberpreisen auf den halb geduldeten und halb verbotenen Trödelmärkten nicht auftreiben. Irgend jemand versucht mir klarzumachen, daß man waggonweise Galoschen in entfernte Gegenden geschickt habe, daher der Mangel. Wahrschein-

licher, daß es an Rohstoffen und Produktionsmitteln fehlt.

Rohstoffmangel und, eng damit zusammenhängend, Kreditnot, sind Probleme, die das russische Wirtschaftsleben beschäftigen. Sämtliche Textilfabriken müssen in diesen Tagen für zwei Wochen schließen, weil Rohstoffe fehlen. Die in Betracht kommenden europäischen Staaten können und wollen nicht Sowjet-Rußland den Kredit geben, den es braucht, Amerika sträubt sich. Wenn es Rußland gelänge, den Kredit Amerikas zum Aufbau seiner Wirtschaft zu gewinnen, Rußland würde die Industrie- und Landwirtschaftsbasis Europas werden.

Aber da man dieses hinschreibt, taucht schon die Frage auf, welche Folgen große Investierungen fremden Kapitals nach sich ziehen würden. Wäre die Sowjet-Regierung nicht gezwungen, Konzessionen zu machen, die, auf die Dauer, die Fundamente des Arbeiterstaates bedrohen müssen? Die Kommunistische Partei beherrscht den gesamten Staatsapparat und die Rote Armee, sie braucht unmittelbare Auswirkungen nicht zu fürchten. Doch in Zukunft? Heute schon ist die Regierung gezwungen, den Bauern Konzessionen zu machen, die den vorläufigen Abbau proletarischer Forderungen nach sich ziehen. Aber da 90 Prozent der Bewohner Bauern sind, und sie gegen die Bauern nicht regieren kann, kommt sie um Konzessionen nicht herum. Es war Lenins politische Tat, daß er, unter dem Eindruck des Kronstädter Aufstands, die Kon-

zessionen dekretierte, ehe passive Resistenz der Bauern sie erzwang. Das soll nicht etwa heißen, daß die Bauern samt oder sonders Gegner des Sowjetregimes wären. Befragte man sie heute: Wollt Ihr zurück zum Zarismus? — die Regierung brauchte selbst die parlamentarische Demokratie nicht zu fürchten, keine Bauernstimme würde sich dafür erklären.

Da der Staat sich außerstande sah, dem Bauern jene Waren zu beschaffen, die er notwendig brauchte, mußte er ihm die Möglichkeit geben, sie zu kaufen. In der Zeit des Kriegskommunismus lieferte der Bauer seinen Getreideüberschuß als Steuer ab, das staatliche Versprechen, ihm dafür Waren zu liefern, konnte nicht gehalten werden. Die Folge war Unwille und Resistenz, er bebaute seinen Acker weniger und weniger. Heute zahlt er einen Teil der Steuern in Geld, verkauft sein Getreide auf dem freien Markt, nutzt das groteske Konkurrenzspiel der genossenschaftlichen und staatlichen Einkäufer in pfiffiger Weise aus. Er ist auch nicht mehr, wie in den Zeiten des Kriegskommunismus, gezwungen, wenn er einen Gegenstand braucht, zu seinem Ärger einen Haufen anderer Gegenstände, die er keineswegs braucht, mitzukaufen.

Aber nicht nur in ökonomischen Fragen macht die Regierung Konzessionen. Das Ehegesetz Sowjet-Rußlands wird jetzt einer Revision unterzogen — mit Rücksicht auf die Bauern. Daß eine Frage wie die, ob die illegitime Ehe der legitimen gleichzusetzen ist, über-

haupt zur Erörterung gelangt, befremdet den Außenstehenden. Würde die Mehrheit der Bevölkerung aus Arbeitern bestehen, die Diskussion wäre gegenstandslos. Aber für den Bauern hat die Frage immense Bedeutung, zwar ist alles Land nationalisiert, aber er bebaut seinen Acker doch als eine Art Erbpächter, und er hat, wie ein Grundbesitzer, den Wunsch, es möge nicht durch Aufteilung unter zahlreiche, vielleicht feindliche Erben zerschlagen werden. Man darf auch nicht vergessen, daß der Bauer in der Tradition der orthodoxen Kirche lebt.*)

Im Beginn der Revolution haben viele Bolschewiki geglaubt, die antikirchliche Propaganda würde unter den Bauern Wunder an Aufklärung bewirken. Man hat sich getäuscht, und nicht jede Form antireligiöser Propaganda ist heute der Regierung erwünscht. Trotzdem wäre falsch zu glauben, daß die Unterstützung, die jener (an Einfluß überschätzte) Zweig der orthodoxen Kirche, der sich mit dem Sowjetregime ausgesöhnt hat, erfährt, mehr als eine Zwischenepisode bedeutet.

Die Bauern sind in abergläubischen Vorstellungen so befangen, daß, als von der Roten Artillerie der erste Versuch eines „Wetterschießens“ unternommen wurde, darob großes Geschrei in den Dörfern losbrach: „Seht nur diese Bolschewiki, jetzt schießen sie sogar mit ihren Kanonen gegen den lieben Gott!“

---

*) Heute soll im Gefolge des Fünf-Jahres-Plans und der Kollektivierung der Landwirtschaft ein Teil der hier angedeuteten Probleme bei der Wurzel gepackt und gelöst sein.

3. Brief

KLEINER ZWISCHENFALL

Lasen Sie in Berliner Zeitungen die Notiz, ich sei aus Rußland ausgewiesen? Sie war, wie die meisten Nachrichten über Rußland, Schwindel. Aber die tatsächlichen Vorgänge, die Anlaß zu der Notiz gaben, will ich Ihnen doch erzählen. Nicht um ihrer persönlichen Elemente willen, die sind unwichtig, das Atmosphärische daran ist bedeutsam. Ich erzählte Ihnen, mit welcher fast amerikanisch-geräuschvollen, herzlichen Art ich aufgenommen wurde. Alle Zeitungen brachten Bilder und Interviews, ich wurde mit Einladungen überschüttet, bald sollte ein Vortragsabend von mir stattfinden, für dessen Ehrenpräsidium Klara Zetkin und andere revolutionäre Führer ausgewählt waren, Vereinigungen ernannten mich zu ihrem Ehrenmitglied, der Bund der Arbeiter-Korrespondenten wollte mich in einer besonderen Veranstaltung als „Ehren-Arbeiter-Korrespondent“ aufnehmen.

Ich weiß nicht an welchem Tag, ich glaube am vierten oder fünften nach meiner Ankunft, verlasse ich morgens das Hotel, nichts Böses ahnend und das reiz-

volle Treiben auf Moskauer Straßen beobachtend. Ich sehe auf der anderen Seite Bekannte vorübergehen, sie scheinen mich nicht zu bemerken. Wieder sehe ich Bekannte, sie wenden ihre Köpfe fort. Ich komme ins Büro der „Gesellschaft zur Anknüpfung kultureller Beziehungen mit dem Ausland". Alle blicken mich betreten an. Ich frage nach irgend etwas Gleichgiltigem, man antwortet mir verlegen. Sie wissen, es gibt Momente vor der Erfahrung, in denen man ihren Inhalt sinnlich-unsinnlich spürt.

„Was gibts?" frage ich jäh.

„Haben Sie die ‚Prawda' nicht gelesen?"

„Nein."

„Die ‚Prawda' veröffentlicht den wütenden Angriff eines deutschen Kommunisten gegen Sie, und im Nachwort bittet sie die Leser um Entschuldigung, Ihr Bild auf der Titelseite der illustrierten Wochenbeilage gebracht zu haben. Die Vorgänge, die der Verfasser des Angriffs schildert, wären ihr unbekannt gewesen."

Man übersetzt mir den Aufsatz, dessen anonymer Verfasser Paul Fröhlich ist. Er hat unter dem Namen Paul Werner eine historisch unzulängliche und an falschen Einzelheiten reiche Broschüre über die Münchener Räterepublik geschrieben*. In seinem Artikel wirft er mir vor, ich hätte 1919 in München

* Paul Fröhlich gehört heute zur „rechten Opposition", und Moskauer oder deutsche kommunistische Blätter würden gar nicht erst in die Versuchung kommen, sein Bild zu bringen. „Klassenfeind", „Konterrevolutionär", „Verräter", „sozialfaschistischer Lakai", „Helfer der Bourgeoisie" sind die mildesten Namen, die diese Blätter ihm geben.

mit den Weißen paktiert, die Verteidigung der Stadt gehindert, Dachau von Truppen entblößt und wäre dadurch der eigentliche Urheber der Niederlage geworden. Keine von diesen Behauptungen stimmt. Das Paktieren mit den Weißen bestand darin, daß ich als Truppenführer an die Weißen, die damals Dachau besetzt hielten, ein Ultimatum stellte, binnen wenigen Stunden die Stadt zu räumen, wir würden sie sonst angreifen. (Später mußten wir es tun.) Dieses Ultimatum war politisch und militärisch notwendig, es gab uns die Möglichkeit zur Organisation der in der Nacht herausgeeilten Arbeiter. Der Befehl, der aus dem Münchener Kriegsministerium kam, Dachau sofort in Grund und Boden zu schießen, war militärisch ebenso unnotwendig wie politisch sinnlos. Gewiß, wir hatten Artillerie, und ein Befehl von mir hätte genügt, um Dachau zu zerstören, aber man bedenke die Wirkung des Befehls auf die kleinen Bauern, die uns nicht unfreundlich gegenüberstanden. Unüberbrückbarer Haß wäre die Folge gewesen. Die Öffentlichkeit hätte uns als Vandalen und Barbaren betrachtet. Nach der Niederwerfung der Räterepublik stellte sich heraus, daß bezahlte Spitzel der Weißen als Mitglieder des „Generalstabs“ bestimmenden Einfluß im Kriegsministerium hatten.

Zwischenbemerkung:

Ich will hier in einigen Sätzen noch einmal meine Stellung zur Gewalt umreißen. Keine politische Revolution kann der Gewalt entraten. Aber wie bei

allen politischen Mitteln gibt es Akzentunterschiede. Ich glaube, daß der sozialistische Revolutionär niemals Gewalt um ihrer selbst willen gebraucht. Er haßt sie, er verabscheut sie, und wenn er sie anwendet, empfindet er sie als furchtbares, tragisch notwendiges Mittel. Darum wird er sie stets nur in zwingenden Situationen verwenden. Es ist die Tugend der sozialistischen Revolution, großmütig und human zu sein. Ja, ich glaube an das Gefühl für Freiheit und Menschlichkeit, das seit Jahrtausenden in der Menschheit lebt, das in bestimmten historischen Epochen verschüttet wird und trotzdem immer wieder durchbricht. Heute lacht man über Worte wie Menschlichkeit und Freiheit, nennt sie wehleidige, kleinbürgerliche Phrasen und erinnert sich nicht, daß sie 1918, nach 51 Monaten Krieg, unser Herz bewegt, unsere Vernunft erhellt haben. Heute glaubt man, besonders in Deutschland, es sei „männlich", „marxistisch", „revolutionär", „völkisch", Brutalität zu verteidigen und Kollektivverbrechen zu heroisieren.

*

Auch die anderen Vorwürfe waren falsch. Nicht ich gab den Befehl zum Rückzug der Dachauer Truppen. Als er vom kommunistischen Kriegsminister erteilt wurde, war ich nicht mehr Truppenführer, ich hatte mein Amt schon Tage vorher niedergelegt. Gewiß, ich vertrat die Auffassung, daß die Arbeiterschaft zu schwach sei, um sich gegen den vielfach überlegenen Gegner zu hal-

ten. Daß die gesamte politische Situation in Deutschland den freiwilligen Rückzug notwendig gebiete. Daß die Arbeiterschaft retten mußte, was zu retten war, und ihre Kräfte aufsparen. Daß die Niederlage, die die anderen zum Vorwärtstreiben der Revolution für notwendig hielten, in unserer Situation das Gegenteil bewirken würde, nämlich Indifferenz großer Massen und gute Gelegenheit für Abenteurer, unter irgendwelchen Parolen die Arbeiterschaft zu gewinnen. Daß die Niederlagen-Theorie nicht revolutionärem Realismus, sondern revolutionärer Romantik entstamme. Übrigens hat ja auch Lenin 1921 beim Kampf der Ruhrarbeiter diese Revolutionsromantik als eine Kinderkrankheit des Kommunismus bezeichnet.

Aber als es, durch die Schuld der Regierung Hoffmann, durch die Schuld Noskes und der weißen Generale, die München mit Waffen besiegen wollten, zum Kampf kam, ging ich am 31. April 1919 ins Kriegsministerium, um mir vom Kriegskommissar Eglhofer die Erlaubnis zu holen, als Soldat bei Dachau mitzukämpfen. Dort erst erfuhr ich, daß die Truppen auf dem Rückzug seien, ich versuchte, Freunde wissen es, zu ihnen zu stoßen, es gelang mir nicht.

Als ich die Übersetzung des Artikels gehört hatte, war mir sofort klar, daß ich die Angriffe nicht auf mir sitzen lassen dürfe und darauf erwidern müsse.

Ich gehe zu Frau Olga Kamenewa, der Leiterin der Gesellschaft. Auch sie ist peinlich überrascht, sie zeigt mir die frisch gedruckten Plakate, in denen meine

Vorlesung angekündigt ist und sagt mir gleich, unter solchen Umständen werde die Vorlesung, um Skandal zu vermeiden, nicht stattfinden.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, bekennen Sie Ihre Fehler in der ‚Prawda', sagen Sie, daß Sie damals gegen die Revolution gehandelt haben, erklären Sie, daß Sie heute einzig in der Kommunistischen Internationale die Führerin der Revolution sehen, daß Sie ihre politische Linie als richtig erkennen und sich ihr unterwerfen wollen."

„Ich habe keine Sünde zu bekennen, ich möchte auf diesen Angriff sachlich erwidern. Bedenken Sie bitte außerdem, Genossin Kamenewa, daß die Antwort meiner Überzeugung nicht entspricht. Man müßte, mit Recht, annehmen, daß ich dieses ‚pater peccavi' aus Charakterlosigkeit gesagt habe, um meine Reputation bei Ihnen zu retten. Aber noch einmal: nicht von einer Schuld ist hier die Rede, Fehler haben wir alle begangen."

Abends treffe ich Lunatscharski, der über den Artikel sehr aufgebracht ist. Ich sage ihm von meinem Wunsch, in der „Prawda" darauf zu erwidern, er zuckt die Achseln:

„Im offiziellen Parteiblatt, das wird kaum möglich sein."

„Grade in der ‚Prawda' will ich darauf erwidern. Wenn sie das Recht sich nimmt, mich zu verleumden, muß ich das Recht haben, diesen Verleumdungen entgegenzutreten. Man hat mich nach Rußland ein-

geladen, ich bin hierher als Gast gekommen, Sie werden verstehen, daß ich nicht einen Tag länger bleiben kann, wenn ich nicht antworten darf."

„Ich werde alles versuchen."

Nach langem Hin und Her, es haben Besprechungen im Kreml stattgefunden, an denen Parteiführer, die Schwester Lenins, Lunatscharski, ich glaube, auch Fröhlich teilnahmen, wurde mir gestattet, eine Erwiderung zu veröffentlichen. Die „Prawda" brachte sie, allerdings mit einer neuen Nachbemerkung, die dem Sinne nach meine Widerlegungen als wahr anerkannte, aber sofort etliche neue Anwürfe hinzufügte. Diese kleine Geschichte hatte etwas Gutes, ich lernte furchtsame und feige von tapferen und nachdenkenden Menschen unterscheiden. Außerdem kam nun eine Reihe von Leuten, die bis dahin nicht zu sprechen gewagt hatten, zu mir und sprachen mit größerer kritischer Offenheit über die Zustände in Sowjet-Rußland. Etwas Merkwürdiges trug sich noch zu. Ich hörte, wie das russische Publikum überall über den Angriff in der „Prawda" empört war. Als im Kino die Wochenschau unter den in Moskau angekommenen Gästen auch mein Bild zeigte, klatschte das Publikum demonstrativ. Gleiches geschah gelegentlich der Aufführung meines Dramas „Hinkemann" in Leningrad, der ich beiwohnte.

Ich lasse mir freilich meinen Blick nicht verdüstern und hoffe, mit der selben Objektivität wie vorher die Dinge zu sehen.

Später sprach ich mit Radek über die Affäre.

„Solche Dinge dürfen Sie bei uns nicht tragisch nehmen, man kann leichter zu dem Attribut Konterrevolutionär kommen, als eine Hure zum Liebhaber."

„Aber wie konnte der Redakteur der ‚Prawda' diese Angriffe aufnehmen, ohne sie mir wenigstens vorzulegen und mich zu einer Erwiderung aufzufordern"?

„Wahrscheinlich saß ein Kretin in der Nachtredaktion."

Wir unterhalten uns über Revolution und Revolutionäre.

Revolutionen sind größer als Revolutionäre.

„Die Massen", sagt Radek in seiner ironischen Art, um derentwillen ihn so viele angreifen, „wollen den Führer immer als Helden sehen, wollen an ihn als Helden glauben. Man kann nicht immer Held sein. Wenn man von Zeit zu Zeit eine Stunde Held ist, das ist schon sehr viel. Es würde auch langweilig. Es wäre so, als wenn man eine liebestolle Frau hätte, und sie von einem verlangte, man solle jeden Tag dreimal mit ihr schlafen. Das würde den besten Mann zur Verzweiflung bringen vor Langeweile."

4. Brief

WAS IN MOSKAUER STRASSEN AUFFÄLLT, LENIN-KULT

Sieh da, auch hier beginnen die Frauen Schminke und Puder zu gebrauchen. Auch hier zieht die Frau aus ihrer Tasche Puderdöschen und Puderquaste, Lippen- und Brauenstift. Am stärksten wird die Nase gepudert, die bajazzohaft wirkt.

Lange wurde in kommunistischen Kreisen darüber gestritten, ob Männer und Frauen auf Kleidung irgend Wert legen sollten. In den ersten Jahren wurde mit bewußtem Stolz das proletarische Armutgewand getragen. Jetzt kommen Auffassungen zu Wort, die Formenschönheit des „äußeren" Menschen betonen. Man könnte vielleicht sagen, daß die betonte Armut der ersten Jahre Not war, aus der man eine Tugend machte. Zwei Tage, nachdem die Nepverordnung erlassen war, tauchte in den Straßen solch lächerlicher Putz im Kostüm der Frauen auf, so widerwärtiger Luxus, daß die Sowjetregierung gezwungen war, mit drakonischen Maßnahmen dagegen einzuschreiten. Übrigens sind keine Zeitschriften von Frauen so begehrt wie europäische Modejournale.

Auf den Straßen sieht man selten Prostituierte. Von

Zeit zu Zeit veranstaltet die Polizei Streifen, die Aufgegriffenen werden evakuiert. In fernen kleinen Städten versucht man die Mädchen an die Nüchternheit des Arbeitstages zu gewöhnen. Bordelle sind verboten.

*

Ich gehe durch die Twerskaja zur Kapelle der iberischen Mutter Gottes, zu jener Kapelle, die seit Jahrhunderten russische Pilger besuchten, zu der Greise aus allen Provinzen Rußlands wanderten, um vor ihr zu sterben, die aufgenommen hat Millionen Bitten und Wünsche hilfloser, geängstigter und törichter Menschenherzen. Ein paar Beter sehe ich, einen Popen. Verschwunden die Scharen, die in den ersten Revolutionsjahren die Kapelle belagert haben sollen.
Links an der Mauer des Rathauses eine bronzene Tafel, darauf die Inschrift: „Religion ist Opium fürs Volk.“ Die Bauern, wenn sie an ihr vorbeigehen, bekreuzigen sich, die einen im Glauben, der Teufel selbst sitze dort, die anderen, ein neues Heiligtum sei hier errichtet.
Nun stehe ich auf dem Roten Platz. Über der höchsten Goldkuppel des Kreml die Rote Fahne.
Die Rote Fahne über dem Kreml: gefürchtet, gehaßt, bespien, bekämpft von allen bürgerlichen Regierungen der Welt, geliebt, wo auch immer Bedrückung geschieht, wo Menschen an menschlichere Zukunft glauben.
Welch ein Anblick, wenn diese Fahne am Abend,

durch einen Feuerkegel gleichsam entzündet, im Sturme knatternd, in den Himmel flammt. Oder sieh diese Fahne im Morgengrauen, wenn Dämmerung dem Tage weicht, unbesiegt von der Nacht, unbesiegt vom Tage — du erkennst, welch ein Symbol die Revolution sich hier geschaffen hat.

Gewaltig wirkt die Wucht der Mauer am Kreml, einfach getürmte Quadern. Nur einmal sah ich gleiche Kraft: am Palast der Päpste von Avignon.

Und dort die märchenhafte Basilius-Kathedrale mit ihren roten, blauen, violetten, grünen Zwiebeltürmen.

Ist das da das Lenin-Mausoleum?

Nein, dieses unzulängliche Bauwerk, und was darin geschieht, ist kein Denkmal für Lenin.

Man hat Lenins Leib zur Mumie gemacht und aufgebahrt in einem Glassarg in rotdrapiertem Raum. An zwei Wachen ziehen die Scharen Verehrender und Neugieriger vorbei. In seinem einfachen braunen Anzug liegt er dort, noch im Tode ein verschmitztes Lächeln zeigend. Erschütternd siehst du diesen Menschen, dessen Namen die Geschichte in Jahrtausenden nicht vergessen haben wird, einer neuen Epoche Wegbereiter, von Legende umwittert.

Die Verehrung Lenins ward Leninkult. Überall findet man ihn. Jedes Haus hat sein Lenin-Zimmer, seine Lenin-Ecke. Selbst mein kleines Hotel prunkt mit einer rotausgeschlagenen Nische, darin, wie auf einem Altar, die Büste Lenins steht.

Bolschewiki sagten mir, das Volk brauche diesen

Kult, er sei Ersatz für vieles, das man ihm genommen, Lenin gelte als Symbol für die bindende Einheit des russischen Reiches, und wenn die Menschen aus Rußland zu ihm pilgern, so pilgern sie zum Bild des großen Rußland.

Befriedigen diese Gründe? Darf der Sozialismus Ersatz geben wollen für Heroenkult bürgerlicher Gesellschaft, für mystische Heiligenverehrung der Kirche? Liegt hier wirklich eine zeitlose Tendenz des Volkes zur Vergottung vor, der die Bolschewiki Rechnung tragen müssen? Es gibt eine Grenze auch für politische Taktik. Es gibt Rechnungen, die auf die Dauer nicht stimmen. Im Augenblick erreicht man viel, übermorgen sieht man, daß man zu wenig erreicht hat. Man darf nicht um der Gegenwart willen Künftiges hemmen. Denn immer lähmt Kult Selbstverantwortung, Entfaltung eigener Fähigkeiten, und gibt Kultanhängern den Glauben, daß das, was erkannt und getan werden muß, vom Idol schon erkannt und getan sei.

Alte Bolschewiki erzählten mir, daß sie nie das Mausoleum besuchen, daß in ihren Reihen viele Stimmen gegen diese Form der Leninverehrung laut werden.

In Parteikreisen wurde lange die Frage diskutiert, ob der Leninismus etwas Spezifisch-Russisches sei, Anpassung des Marxismus an die russische Gesellschaftsstruktur, oder ob er internationale Geltung, unabhängig von der Struktur des einzelnen Landes, beanspruchen dürfe. Die Kommunistische Internationale hat

sich unter Führung Stalins für die zweite Auffassung entschieden.

Auf der Straße fallen mir immer wieder die Köpfe der Jugend auf, prächtige Jungens- und Mädchengesichter. Das ist die entscheidende Frage: Wie wird die künftige Jugend den Sozialismus leben und gestalten? Früher war für die Jugend Sozialismus eine Aufgabe, der man sich näherte durch äußere Erfahrungen und innere Kämpfe, durch gedankliches Ringen, durch Drauflosgehen und Irrwege. Heute hat es die russische Jugend leicht, und man darf die Gefahr nicht unterschätzen, die darin besteht, daß die sozialistische Lehre zu einem Glaubensartikel wird, den man annimmt, ohne zu denken, wie der Katholik sein Dogma, zumal er noch einige staatliche Vorteile bringt. Mit anderen Worten: Werden Diskrepanzen zwischen Glauben und Tun bemerkbar?

5. Brief

FRAUENVERSAMMLUNGEN

Am Internationalen Frauentag sah ich vier Versammlungen. Vormittags die Versammlung der Schauspielerinnen im Theater Meyerhold, in der Lunatscharski, Meyerhold, eine chinesische Schauspielerin und ich sprachen, eine Versammlung der Arbeiterinnen im Moskauer Experimentaltheater, eine Bäuerinnenversammlung im Bauernhaus, eine Versammlung der Journalistinnen in einer Kirche. (Die Kirche war so zum Klublokal der Journalisten geworden: die Regierung dekretierte, daß Kirchen, deren Pflege nicht von 20 Gläubigen unterhalten würde, anderen Zwekken zugeführt werden müssen. Für diese Kirche hatte sich die Zahl von 20 Glaubensstreitern nicht gefunden.)

Am stärksten packte mich die Versammlung der Frauen im Experimentaltheater. Wir kennen die russischen Bäuerinnen aus der Literatur als dumpfe Wesen, preisgegeben der Gewalt des Fatums. Hier sah ich Frauen, die zu Selbstbewußtsein und Gesellschaftsbewußtsein sich durchgekämpft hatten. Das Schönste, keine sprach in abgeleierten Parteiphrasen, jede fand ihre eigenen Worte und Bilder.

Da war eine Kaukasierin aus Kuban. Sie erzählte vom Kampf der Frauen in den Bergdörfern um eine neue Welt. Leidenschaftlicher noch vom Kampf der Frauen gegen ihre Männer, die die alte Welt in der Ehe zäh und tyrannisch festhalten wollen.

„Was waren wir den Männern früher", rief sie aus, „Fußschlappen, die die Männer anzogen, und wenn sie ihnen nicht mehr paßten, auszogen und in die Ecke warfen. Auch heute wollen sie es so mit uns tun. Aber wir Bäuerinnen dulden das nicht länger. Wir sagen ihnen: wenn ihr den Sozialismus draußen einführen wollt, müßt ihr ihn auch drinnen im Haus einführen."

Eine Bäuerin aus dem Dongebiet, mit einem Kopf wie die Sintenis, berichtet von der Arbeit der Frauen. Es fehlte an Hausrat, da taten sich die Frauen zusammen, und nach vielen verfehlten Versuchen stellen sie heute Geschirr aus eigenen Mitteln her. Einen Teller hat sie mitgebracht, auf dem in einfältiger Malerei Hammer und Sichel abgebildet sind. Sie schenkt ihn den Moskauer Frauen als Zeichen, daß es Bäuerinnen gibt, die mit ihnen marschieren.

Heimarbeiterinnen sprechen von ihrer Not und ihrem Wollen, Fabrikarbeiterinnen, Dienstmädchen.

Und da kommt eine kleine Chinesin, rührend anzuschauen, ein kleines Schwälbchen, das mit dünnen Ärmchen wie mit Flügeln flattert. Ihr Stimmchen ist so schwach, daß es kaum in den ersten beiden Reihen gehört wird. Die Menschen im großen Theater sind sehr still, sie verstehen kein Wort, aber die Achtung

vor der kleinen Frau, von der sie wissen, daß sie für ein Land spricht, das den schweren und furchtbaren Kampf um seine Befreiung begonnen hat, macht sie ehrfürchtig. Und die russischen Arbeiter sind nicht leicht ehrfürchtig.

Vor der Chinesin hatte ein alter Bolschewik geredet, so tranig, so langweilig, so breit, daß er schließlich vor den Zwischenrufen, vor dem Gelächter der Frauen kapitulieren mußte. Man hatte, wie das in russischen Versammlungen üblich ist, Fragezettel auf die Bühne geworfen. Als der Redner sich anschickte, die Fragen sogleich zu beantworten, rief man ihm zu: „Genug, genug! Mach es in der Zeitung!“

Die kleine chinesische Frau hätte eine Stunde sprechen können, niemand würde gewagt haben, sie zu stören.

Ein Bild bleibt mir noch aus jener Versammlung: Der subtile Scharm, mit dem sich die Bäuerin aus dem Dongebiet verbeugte, mit dem sie ihre Hände über der Brust kreuzte, als die 3000 Arbeiterinnen ihr zujubelten.

Die russischen Frauen sind erwacht.

6. Brief

EINE FABRIK

Gestern besuchte ich die Leningrader AMO-Fabrik. Vor der Revolution diente sie als Reparaturstätte für Automobile. Heute ist sie auf Eigenproduktion umgestellt und beschäftigt 15000 Arbeiter, von denen 3000 Kommunisten, 12000 Parteilose sind. Der Prozentsatz an Kommunisten ist in dieser Fabrik besonders hoch, im allgemeinen stellen sie nur 10 Prozent der Belegschaft. Die kommunistische Partei verlangt von ihren Mitgliedern soldatischen Gehorsam, bürdet dem einzelnen Pflichten und Arbeit auf. Nicht selten kommt es vor, daß die Partei Arbeiter aus der Großstadt für ein halbes Jahr auf irgendein kleines Dorf schickt, hunderte von Kilometern von der nächsten Bahnstation entfernt, um dort agitatorisch zu wirken. Die Partei übt Zurückhaltung bei neuen Aufnahmen. Jeder einzelne wird geprüft, gewertet, und er muß eine Zeitlang als „Kandidat“ eine Bewährungsfrist absolvieren. Alle zwei Jahre erfolgt die große Reinigung der Partei. Unzuverlässige, schwankende, faule, brüchige Elemente werden ausgestoßen.

Im inneren Betrieb der Fabrik ist das System der Aufseher abgeschafft. Die Arbeiter, in Brigaden eingeteilt, wählen Vertrauensleute, die die Leistungen kontrollieren. Der Leiter der Fabrik ist ein früherer Arbeiter, sein Stellvertreter ein „Spezi", früher Ingenieur. Der Stellvertreter verdient doppelt soviel wie der Direktor, weil er der kommunistischen Partei... nicht angehört. Keinem Mitglied der Partei, gleich ob er als Volkskommissar oder als Arbeiter dient, ist es nämlich erlaubt, mehr als 180 Rubel Monatsgehalt zu beziehen.

Ich lasse mir die Lohnliste zeigen. Der niedrigste Monatslohn beträgt 40 Rubel, der höchste 180 Rubel. Ihn erhalten einige Spezialarbeiter. Die Spannung in den Löhnen überrascht mich. Sie dürfte in solcher Größe in Sowjet-Rußland nicht vorhanden sein. Der durchschnittliche Monatslohn beträgt 60 Rubel. Bei den hohen Lebenshaltungskosten ist der Reallohn ziemlich gering.

Ich wende mich an einen Anarcho-Syndikalisten, weil ich von ihm erwarte, daß er sich offener, kritischer aussprechen wird.

„Unser Leben im Alltag ist ökonomisch nicht viel besser als früher, obwohl Sie etwas nicht vergessen dürfen: wir bezahlen nur einen Bruchteil der Friedensmiete, die früher vom Lohn abging. Aber in der Fabrik ist der Arbeiter Mensch, keine „Hand" wie früher. Unsere Sonntage sind reicher, wir haben Klubs, Bibliotheken, billige Theaterplätze, wir haben

Sanatorien, in denen wir uns während des Urlaubs erholen, und wir hoffen, daß wir uns von Jahr zu Jahr bessere Lebensbedingungen erobern werden. Wir würden es heute schon angenehmer haben, wenn Sowjetrußland nicht von so vielen kapitalistischen Staaten boykottiert würde, wenn wir die Möglichkeit hätten, unser reiches Land zu erschließen. Man soll in Europa ja nicht glauben, daß bei einem Krieg gegen Sowjetrußland Anarcho-Syndikalisten und Oppositionelle das Land im Stich ließen. Sie werden den ersten Arbeiterstaat der Welt genau so verteidigen wie Parteileute. Man soll uns nur arbeiten lassen, was wir in unserem System, an unserer Bürokratie falsch finden, werden wir eines Tages allein ausmerzen."

Ich sehe mir die Bibliothek an. Einige hundert Bücher, belletristische und sozialistische finde ich. Gogol, Turgenjeff, Puschkin sind ebenso vertreten wie die neuen jungen Schriftsteller. Von deutschen und ausländischen Autoren: Barbusse, Becher, Daudistel, Kisch, Rolland, Sinclair, Wassermann, Zweig.

Der Wissensdrang der Arbeiter hält an. Eine Wandtafel fällt mir auf, die mit Fragezetteln bespickt ist. Arbeiter, die über irgend etwas nicht Bescheid wissen, schreiben ihre Fragen auf. Wer sie zu beantworten weiß, heftet einen Antwortzettel an. Ich lese folgende Fragen:

Was ist polar?

Was ist kontradiktorisch?

Was ist Hypothese?
Wer weiß etwas über Sinclair?
Wer weiß etwas über Einstein?
Wer weiß etwas über Mexiko?
Jede Fabrik, jedes Gefängnis, jede Schule, jedes Haus hat seine eigene Wandzeitung. Sie wird nicht gedruckt, sondern von der gewählten Redaktion, die die Beiträge sammelt, geschrieben. Sie ist ein Ventil für Unzufriedene: unzulängliche Verhältnisse werden kritisiert, falsche Handlungen der einzelnen getadelt.
Ich lasse mir einen Aufsatz übersetzen, der das Thema behandelt, wann in Deutschland die Revolution kommen wird, und der mit dem Satz schließt: „Die rote Garde wartet darauf, mit Deutschland zu marschieren."
In anderen politischen Aufsätzen beobachte ich recht naive Anschauungen über die politische Lage. Ich stoße auf ungläubige Mienen, wenn ich, gefragt, berichte, daß wir in Deutschland nicht unmittelbar vor einer Revolution stehen.
Ein Arbeiter erzählt mir, daß im Oktober 1923 die Hoffnung auf den Ausbruch der deutschen Revolution so der Erfüllung nahe schien, daß viele Studenten mit doppeltem Eifer deutsche Sprachkenntnisse sich erwarben, um in Deutschland ihre Studien fortsetzen zu können.
Beim Verlassen der Fabrik sehe ich, daß am Tor Arbeiter und Arbeiterinnen nach unrechtmäßig mitgenommenen Gegenständen abgetastet werden.

„Das lassen sich die Arbeiter gefallen?“, frage ich, maßlos erstaunt, meinen Führer.

„Die Belegschaft hat diese Maßregel selbst beschlossen.“

7. Brief

MOSKAUER UNIVERSITÄTEN

Die Universität des Ostens hat eine russische und eine ausländische Sparte. In der russischen studieren Tataren, Kirgisen, Tscherkessen und andere Angehörige der etwa 200 Volksstämme, die die Sowjetunion vereinigt. In der ausländischen studieren Assyrier, Ägypter, Anamiten usw. Etwa 75 Nationalitäten findet man. Die Universität setzt sich zur Aufgabe, fundierte Marxisten, qualifizierte Parteiarbeiter zu erziehen. Studenten sollen die Fähigkeit erlangen, Genossenschafts-, Gewerkschafts-, Sowjetarbeit zu leisten, in strengem Kontakt mit der Parteilinie, versteht sich. Das Studium dauert etwa drei Jahre, außer der marxistischen Lehre werden, besonders im ersten Jahr, allgemeine Wissenschaften: Mathematik, Algebra, Physiologie, Biologie, Weltgeschichte, Literatur, ökonomische Geographie gelehrt. Kurse für historischen Materialismus, Geschichte der Revolution, Geschichte der Kommunistischen Partei Rußlands. Der Aufbau des Sowjetsystems, die Nationalitätenfrage, der Imperialismus werden behandelt. Das bedeutsamste Lehrfach aber ist der Leninismus. Auf-

sätze der Schüler werden genau daraufhin untersucht, ob die inhaltlichen Elemente mit Lenins Zitaten übereinstimmen.

Im Vorbereitungskursus beginnt man mit allgemeinen Fragen, meist an Hand von Zeitungslektüre. In späteren Kursen lehrt man systematisch Theorie und Parteiprobleme. Gearbeitet wird nach dem System des Daltonplanes, der völlig verschieden von westeuropäischen Arbeitsmethoden ist. Weder finden Vorlesungen statt, noch wird Seminararbeit geleistet. Der Schüler soll sein eigener Lehrer sein. Er erhält Aufgaben, man nennt ihm die Bücher, in denen er Material und Kommentare findet. Nach einer bestimmten Frist berichtet er vom Erreichten.

Wer in die Universität aufgenommen werden will, muß die ungefähre Bildung eines Parteischülers besitzen. Die Auslese wird so vorgenommen, daß die Moskauer Zentrale die für jedes Land Zugelassenen bestimmt, die Zentrale der Landespartei wählt dann die Studenten aus. Die Ausgewählten müssen sich in Moskau einer ärztlichen Untersuchung und nochmaligen Prüfung unterziehen. Jetzt erst fällt die endgiltige Entscheidung.

In der Bibliothek bot sich mir ein seltsames Bild. In den Schränken Bücher in zahllosen Sprachen, an den Tischen Menschen weißer, gelber, schwarzer, brauner Rasse, schmale und hochgewachsene, kleine und gedrungene, schlitzäugig und mit kantigen Backenknochen.

Nur die katholische Kirche kennt eine Institution wie diese. Hier werden „Glaubensstreiter“ erzogen, die Moskau später in alle Welt sendet. Pioniere der Revolution, Agitatoren und Führer, für den Imperialismus gefährlicher als Bataillone unaufgeklärter Massen. Heimlich verlassen sie ihr Land, unter fremden Namen studieren sie in Moskau, heimlich kehren sie zurück. Sie wissen, wie gefährdet ihr Schicksal ist. Todgeweihte sind sie meist, die in China und Marokko, in Syrien und Korea, in Mexiko und Südafrika irgendwo an der Mauer, auf Barrikaden, in Zuchthäusern sterben.

Moskau besitzt eine eigene chinesische Universität, in der 300 junge Chinesen und Chinesinnen, Söhne von Kaufleuten, Beamten, Lehrern studieren. Sie brauchen keine Kommunisten zu sein. Voraussetzung ist nur, daß sie der Kuomintang-Partei angehören. Alle tragen gleiche Kleidung, alle haben das Gelübde abgelegt, in vollkommener Keuschheit zu leben, solange sie studieren, ihre Kräfte gehören der Arbeit. Jede Woche versammeln sich die einzelnen Gruppen. Da erzählt jeder, was er in der Woche gearbeitet, was er getan, welche Bekanntschaften er gemacht, welche Gespräche er geführt hat. Ist die Gruppe davon nicht befriedigt, tadelt sie ihn. Einmal sagte Radek, der Rektor der chinesischen Universität, solch asketische Lebensführung habe mit Sozialismus nichts zu tun. Sie sahen ihn verständnislos an. Für sie ist Sozialismus weniger ein Wirtschaftssystem als die große Glaubens-

lehre vom neuen Heil der Menschheit, der sie fanatisch anhängen. Ich glaube, Radek ist für sie eine Art Stellvertreter des sozialistischen heiligen Geistes auf Erden.

Ich nehme an der allgemeinen Versammlung der Studenten und Studentinnen teil. Radek referiert über das Verhältnis zwischen Kuomintang und Komintern. In lebhafter Diskussion erörtern die Studenten die Frage. Ich weiß nicht, ob europäische Studenten gleiche Intensität und Teilnahme aufbrächten. Die Fragen prallen gegen Radek, der sich bemüht, die Ruhe eines Buddha zu bewahren. Schreit einer mitten in die russisch gehaltene Diskussion chinesische Worte, antwortet Radek auch darauf, er, der Polyhistor, hat in kurzer Zeit einiges Chinesisch gelernt.

Ich beobachte starke Verschiedenheiten zwischen Nord- und Südchinesen. Bald unterscheide ich Nordchinesen an ihren breiten, geplatteten Gesichtern, ihren plumpen Profilen, von Südchinesen, die schmal gebaut, fein konturierte Gesichter zeigen. Besonders die Mädchen sind wunderschön.

Nachher spreche ich Radek.

„Wir setzen uns zur Aufgabe, aus diesen Chinesen Kommunisten zu machen."

„Wird Ihnen das gelingen", frage ich zweifelnd.

Er zuckt die Achseln.

„Vielleicht lernt mancher hier die Technik der Revolution, um sie später gegen uns zu verwenden."

8. Brief

ZIT

Im Zentralinstitut der Technik, ZIT genannt, versucht man bei kleinstem Kraftaufwand die größte Qualitätsleistung zu erzeugen. Um dieses Resultat zu erreichen, hält man die Mechanisierung jeder einzelnen menschlichen Bewegung für erforderlich. An etwa hundert grauen uniform gebauten Tischen arbeiten hundert uniform gekleidete Frauen und Männer. Das graue Gewand soll Frauen und Männer als Geschlechtsangehörige neutralisieren. Man sieht keine Aufseher. An Stelle des Aufsehers steht auf dem Tisch eine Maschine, die bestimmte Summ- und Knarr-Laute gibt, Wortbefehle ersetzend. In vier geschlossenen Reihen marschieren die Arbeiter in militärischer Ordnung auf, jeder bleibt vor einem Tisch stehen. Das erste Knarrzeichen der Maschine ertönt. Jeder Arbeiter tritt an seinen Tisch. Ein zweites Knarrzeichen. Jeder Arbeiter ergreift sein Instrument. Das dritte Knarrzeichen. Jeder Arbeiter beginnt zu arbeiten. Im Anfang der folgende Rhythmus: eine Minute Arbeit, zwei Minuten Pause. Später: Zwei Minuten Arbeit, zwei Minuten Pause. Auf der

letzten Stufe: fünfzehn Minuten Arbeit, drei Minuten Pause.

Die Haltung des Arbeiters vor seinem Tisch ist genau festgelegt, die Fußstellung auf einem kleinen Arbeitspodium eingezeichnet. Alle Arbeitsinstrumente liegen rechts vom Arbeiter auf der Tischplatte. Die Gruppe, die ich hantieren sehe, arbeitet „natürell". Das heißt: die einzelne Bewegung ist nicht mehr vom Apparat kommandiert. Jeder hat die Aufgabe, zwei Flächen eines kleinen Stahlquaders so zu feilen, daß die Fläche stets einen rechten Winkel bildet. Auf einer Tabelle wird Tag für Tag geprüft, ob Genauigkeit und Geschwindigkeit der Arbeit zunehmen oder abnehmen, in welchem Verhältnis Genauigkeit zur Geschwindigkeit steht.

Bevor der Arbeiter zu „natureller" Arbeit zugelassen wird, muß er zwei Monate hindurch zwanzig vorbereitende Bewegungen an dafür bestimmten Apparaten üben.

Zum Beispiel: ein Apparat lehrt die richtige Stellung beim Hämmern. Der Arm des Arbeiters ist angeriemt an einen sich mechanisch bewegenden Hammer, der die Hand packt. Eine halbe Stunde lang muß der Arm die Bewegung des Hämmerns mitmachen, bis sein mechanischer Rhythmus auf ihn sich überträgt. Ebenso wird die mechanische Bewegung beim Feilen geübt. Es gehört lange Vorbereitung zu der Übung, wie der Hammer am besten auf einen Meißel trifft. Am Meißel befindet sich ein Stiel, der etwa 25 cm

lang ist, die Hand umschließt ihn. Der Stiel wird kürzer und kürzer, bis er vollends fehlt. Mählich ergibt sich eine vollkommen sichere Treffbewegung auf den Meißelkopf.

In begeisterten Worten schildert mir Gastew, der Leiter des Instituts, die bisher erzielten Resultate. Man hat durch diese Mechanisierung, die in einer Zeitspanne mögliche Zahl der Arbeitsbewegungen verdreißigfacht. Mir wird beklommen zumute. Das soll das Ziel sein: Mechanisierung des Menschen, Ertötung all dessen, was als Schöpferisches in ihm lebt? Ich spreche über meine Befürchtungen. Gastew lächelt. „Wir hoffen durch unsere Forschungen zu erreichen, daß ein Arbeiter, der früher für einen bestimmten Zweck acht Stunden brauchte, in Zukunft nur noch zwei bis drei Stunden brauchen wird."

So heftig sich anfangs alles in mir gegen dieses Institut sträubte, mußte ich doch die außerordentlichen Möglichkeiten der Methode einsehen lernen. In unserer differenzierten Gesellschaft, in der Rationalisierungsformen notwendig sind, in der das Prinzip der Arbeit am laufenden Band in allen großen Fabriken eingeführt ist, wäre es sinnlos, wollten wir zur handwerklichen Kleinarbeit zurück. Das Problem liegt wirklich so, daß die Summe der notwendigen mechanischen Arbeit auf ein Minimum zurückgedrängt werden muß, um den Menschen die Möglichkeit zu schöpferischer Entfaltung in den anderen Stunden zu geben. Es kommt nur darauf an, für wen

der Arbeiter Arbeit leistet, ob für sich, seine Klasse, für die Gesellschaft, oder für eine Minderheit von Ausbeutern. Und schließlich, seien wir ohne Furcht, der Mensch ist von Natur keine Maschine. Gegen vollkommene Mechanisierung wird sich in ihm sein elementarer Spieltrieb aufbäumen. Er wird von den Resultaten dieses Instituts nur die verwenden, die er „verdauen" kann, ohne Schaden zu nehmen an seiner Gesundheit. Und gar der Russe, dessen Zeitgefühl, zum Glück, sage ich, so völlig anders geartet ist als das des Amerikaners. Kein Sprichwort wirkt in Rußland fremder als „Zeit ist Geld".

9. Brief

WODKA, KOMMUNISTISCHE PARTEI

Es ist für mich sehr schwer, die Erscheinungen russischen Lebens zu verstehen. Ich spreche nicht die russische Sprache, ich bin angewiesen auf Übersetzungen, aber da ebenso wichtig wie Tatsächliches das Imponderable ist, das in und zwischen den Worten mitschwingt, und das durch die Übersetzung verloren geht, müssen meine Eindrücke unzulänglich bleiben.

Eine gefährliche Frage ist die Einführung des Wodka in Rußland. Jahrelang war er verboten. Das Volk brannte ihn heimlich. Fälle von Vergiftungen durch schlechten Alkohol kamen häufig vor.

Im Jahre 1924 gab die Regierung ihn frei, um die Freigabe nach einer Woche für kurze Zeit wieder zu inhibieren, weil die militärische Einberufung der Wehrpflichtigen begonnen hatte.

„Aus welchen Gründen hat die Regierung den Wodka freigegeben?“

„Weil sie Einnahmequellen brauchte.“

Die Erklärung ist zu billig.

Einmal sprach ich mit einem russischen Arbeiter darüber, der deutsch verstand. Er sagte mir, wenn Kapita-

lismus in irgendeiner Form noch da ist, wenn es wieder Reiche gibt, die sich Automobile halten, die Delikatessen essen, die wir uns nicht kaufen können, weil es unsere Löhne nicht gestatten, darf man dem Arbeiter nicht das bißchen Rausch nehmen, das er im Wodka findet.
Arbeiter und Bauern wollten den Wodka wieder.
Gefährlich ist, daß die Regierung nur den halbliter- und literweisen Verkauf von Wodka duldet. Man hoffte dadurch Trunksucht einzudämmen. Erreicht man nicht das Gegenteil? Wer sich sonst nur ein oder zwei Gläser Wodka kaufen würde, muß sich nun eine Flasche kaufen. Und er trinkt sie aus.
Ab und zu sieht man auf der Straße betrunkene Menschen, die von Milizsoldaten auf die Wache gebracht werden.
Alle Verantwortlichen wissen, daß Wodka ein großes Übel für die Arbeiter ist. Auch die Arbeitsleistung wird davon berührt, in manchen Fabriken sinkt die Arbeitsleistung am Montag bis auf ein Viertel der üblichen. Aber zu neuem Verbot kann man sich noch nicht entschließen.
Den Mitgliedern der Kommunistischen Partei ist es verboten, in öffentlichen Lokalen zu trinken. Wenn man sie in der Öffentlichkeit betrunken fände, liefen sie Gefahr, sofort aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen zu werden.
Auch das zeugt für den asketischen Ordenscharakter der Kommunistischen Partei Rußlands.
Man vergleicht den Aufbau der KPR oft mit dem

Aufbau katholischer Orden. Wer den Aufbau der katholischen Orden kennt, wer die Vorschriften des Ignatius Loyola studiert hat, wer unterrichtet ist, welches Maß von Kenntnis der Individual- und Massenpsyche sie bergen, wird solchen Vergleich nicht in wertminderndem Tone gebrauchen. Wie der moderne Pädagoge weiß, daß stärker als Belehrung Beispiel überzeugt, so wissen die russischen Kommunisten, die man als Staatspädagogen ansprechen kann, genau, daß nur strenge, beispielhafte Bewährung das Fundament ihrer Stellung härtet.

So muß man die strenge, ja inhumane Disziplin der KPR betrachten. Sie ist gewachsen, zielstrebig, durch errungene Macht und Machtausübung bedingt.

Ihre Disziplin als geistige Funktion hat etwas unzweifelhaft Schöpferisches. Die Disziplin der westeuropäischen Parteien dagegen ist oft bloßes Nachahmungsklischee.

Die Unterschiede lassen sich nicht durch den Hinweis erklären, daß die Russen die Macht haben und die anderen noch nicht. Die Russen leben in größerer Hingabe an die Idee, sie sind, was die Deutschen vorgeben zu sein, Idealisten.

Es gibt wohl keinen verpönteren Begriff für den russischen Zensor als den Begriff: religiös. Aber das Religiöse muß nicht an kirchliche Institution gebunden sein. Die Gläubigkeit, der Heroismus der russischen Revolutionäre läßt sich nur von ihrem absoluten Wesensgrund her begreifen.

10. Brief

STRAFEN, G.P.U., MÄNNERGEFÄNGNIS

Sowjetrußland kennt zwei Arten von Strafen: die durch ordentliche Gerichte zuerkannten und die auf administrativem Wege, also ohne Prozeß, ausgesprochenen. Diese Strafart hat nicht etwa die Revolution geschaffen, das zaristische Rußland bediente sich ihrer seit Jahrhunderten. Die G.P.U. hat das Recht, Strafen bis zu zwei Jahren zu verhängen, wenn gegen einen Beschuldigten kein lückenloser Beweis vorliegt, aber der Beweis sich stark genug verdichtet hat. Die auf administrativem Wege verhängte Haft ähnelt der „Schutzhaft“ in Deutschland, die durch ihren Namen den Laien irreführt. Nicht der Verhaftete wird „geschützt“, sondern die Personen, die sich und ihre Interessen gefährdet sehen und darum behaupten, der Staat sei gefährdet. Wer die Schutzhaft für ein furchtbares, bekämpfenswertes Werkzeug des bürgerlichen Staates hält, muß bedauern, daß Sowjetrußland dieses Mittel in einer Zeit nicht aufgibt, in der der Sieg der Revolution gesichert ist. Wie ich höre, sind auch führende Kommunisten für Aufhebung der administrativen Haft eingetreten.



Frauen demonstrieren



„Arbeitende Frauen aller Länder vereinigt Euch“



Antikirchliches Plakat

Die meisten vom Gericht ausgesprochenen Todesurteile werden in zehnjährige Haft verwandelt. In der Regel wird der Verurteilte nach fünf Jahren freigelassen, manchmal schon nach zwei bis drei Jahren. Erschießungen werden nicht öffentlich vollzogen, keiner konnte oder wollte mir die Frage nach dem Ort der Exekution beantworten.

Ich wollte gern das Haus der G. P. U. besuchen, die Genehmigung dazu war leider bis zum Tag meiner Abreise nicht eingetroffen. Menschen, die Gefangene der G. P. U. waren, erzählten mir, daß von Folterungen keine Rede ist, die Berichte der bürgerlichen Zeitungen darüber seien samt und sonders Schauermärchen.

Ich besuchte das Ssokolniki-Gefängnis, in dem kriminelle „Rechtsverletzer“ ihre Strafe verbüßen. (Gefängnisse für politische „Rechtsverletzer“ habe ich nicht besuchen können. Man sagte mir, sie seien nur in mehrtägiger Fahrt zu erreichen, dazu fehlte mir die Möglichkeit.)

Wenn alle Gefängnisse organisiert sind wie dieses, so hat zwar nicht, wie eine lächerliche Engländerin in das Ssokolniki-Gefängnisbuch schrieb, die Menschheit gesiegt, aber eine Milderung des Strafvollzuges ward erreicht, die in Europa nicht spürbar ist.

Gefängnis ist immer etwas Furchtbares. Dem Gefangenen bleibt es schließlich gleichgiltig, ob der eine Jurist ihm erklärt, die Strafe sei Vergeltung für seine Übeltat, oder der andere, er wäre nicht bestraft, der

Staat sichere sich nur für bestimmte Zeit gegen ihn, das unsoziale Individuum. Nicht Begriffsauslegungen sind für den Gefangenen wichtig.

Ein noch so tolerantes Gefängnis bleibt Gefängnis. Bezweifeln mag es, wer Gefängnis nicht erlebt hat.

Hier soll nicht die Frage erörtert werden, ob Gefängnisse zu jenen Institutionen gehören, die der Sozialismus auszurotten die Pflicht hat. Ich gehöre zu den Anhängern dieser Meinung.

Hier soll von Gegebenheiten berichtet werden.

Mein erster Eindruck: die ungezwungene Haltung der Gefangenen. Kein Strammstehen, kein Katzbuckeln, kein schmieriges Sichanbiedern. In Westeuropa versucht man das Rückgrat des Gefangenen, sein freiheitliches Selbstbewußtsein zu zertrümmern, nachher wundert man sich, wenn er unfähig wird, sich der Gesellschaft einzugliedern.

Ich gehe zuerst in die Bibliothek. An den Tischen sitzen Menschen, die Zigaretten rauchen. Ich nähere mich dem einen in der Meinung, er sei irgendein Anstaltsaufseher, aber ich höre, daß er Gefangener ist.

„Dürfen Sie immer rauchen?“

„Immer. Solange wir uns Zigaretten kaufen können oder geschenkt bekommen.“

Ich sehe mir die Bibliothek an. Ein großer Schrank enthält Werke von Marx, Engels, Lenin, Kautski, zwei andere belletristische Literatur: Tolstoi, Dostojewski, Gogol, Turgenieff. Ich denke an die Missions- und Gartenlaube-Literatur der bayrischen Gefängnisse.

Wir kommen durch die auffallend saubere Küche. Ich bitte, daß man mir Mittagessen gibt. Ich kenne nur zu gut den Spott der Gefangenen über die Besucher, die sich einmal paar Löffel Essen reichen lassen und dann mit selbstgefälliger Miene erklären: „Dieses Essen schmeckt ja prächtig."

Ich weiß, daß Essen einmal gut sein kann, aber wenn dem Gefangenen jeden Tag das Gleiche vorgesetzt wird, würgt er es nach dem dreißigsten Male nur noch herunter, nach dem fünfzigsten Male wird er von Widerwillen geschüttelt, wenn er es sieht.

Ich aß Krautsuppe mit einem Stück Rindfleisch und Grütze.

Die Kost schien ausreichend und kräftig.

Die Frage nach Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Nahrung kann ich nicht beantworten. Auch nicht, ob die Forderungen moderner Biochemie beachtet werden. Ich bin beispielsweise im Gefängnis nachtblind geworden, weil unserer Nahrung, wie der Arzt mir nach meiner Freilassung sagte, gewisse Vitamine fehlten, die in frischer Butter und Milch, Dingen, die es im bayrischen Gefängnis nicht gab, enthalten sind.

Die Gefangenen sehen, bis auf wenige, ziemlich kräftig aus.

Die verschiedensten Werkstätten sind für die Gefangenen eingerichtet. In der einen werden Betten angefertigt, in der anderen photographische Platten hergestellt, in der dritten Kleider genäht, in der vierten

Schuhe besohlt, in der fünften Hafer gemahlen und das Mehl in Kartons gepackt.

Die Werkstätten leiten beruflich ausgebildete Arbeiter.

Man beschäftigt jeden Gefangenen in seinem Handwerk, versteht er keins, kann er eins lernen.

Die Hälfte seines Tageslohns wird seinem Konto gutgeschrieben, das Ersparte zahlt man ihm bei seiner Entlassung aus. Für die andere Hälfte darf er sich Lebensmittel, Zigaretten, Briefmarken, Schreibpapier kaufen. Der Lohn entspricht den üblichen Sätzen, bei uns in Niederschönenfeld wurde die Tagesarbeit mit vierzehn oder zwanzig Pfennigen entgolten.

Auf einem der Gänge begegnete ich einem Gefangenen, dessen intellektuelles Gesicht mir auffällt.

„Wohin gehen Sie?“

„Ich studiere mit Gefangenen ein Theaterstück ein.“

„Wie heißt der Titel dieses Stücks?“

„Wir sind uns noch nicht klar, welches Drama wir wählen sollen.“

„Und welchen Stoff behandeln die zur Wahl stehenden Dramen?“

„Revolutionären. Da wir am 18. März den Tag der Kommune feiern, wollen wir ein Kommunardendrama spielen.“

Ich gehe mit dem Gefangenen, einem früheren Schauspieler, der wegen Bestechung verurteilt ist, in den Klubsaal des Gefängnisses.

Der Klubsaal enthält eine kleine Bühne mit Kulissen-

inventar. Im Nebenraum sind Gefangene an der Arbeit, neue Kulissen zu malen.

Ich bemerke zwei Mädchen.

„Sind das weibliche Gefangene?“

„Nein, hier gibt es keine weiblichen Gefangenen.“

„Wer sind diese Mädchen?“

„Verwandte von Aufsehern, sie sind zur Probe gekommen, weil sie in dem Drama mitspielen sollen.“

Ich habe fünf Jahre, abgesehen von seltenen Besuchen, keine Frau aus der Nähe gesehen, geschweige berührt.

Ich komme in die Schlafräume der Gefangenen.

In jedem Raum schlafen ungefähr sechs bis zehn Gefangene.

Die Zellentüren sind tagsüber geöffnet, die Gefangenen dürfen sich besuchen.

Ich frage in jedem Saal, ob irgendeiner der Gefangenen deutsch spricht, unterhalte mich besonders mit ihnen, um Vermittler auszuschalten.

Es fällt mir der hohe Prozentsatz von Menschen auf, die wegen Unterschlagung im Gefängnis sitzen. Ich mache die Probe und stelle fest, daß in etlichen Schlafsälen etwa 25 Prozent wegen Unterschlagung verurteilt sind.

Der Vertreter des Kommissariats für Justiz, der mich begleitet, erzählt mir, daß Sowjetrußland gegenwärtig unter einer Unterschlagungsepidemie zu leiden habe. Er rechtfertigte damit die Höhe der Strafjahre, die mich erstaunt.

Sollte die Unterschlagungsepidemie als soziale Erscheinung nicht bedingt sein durch bestimmte soziale Mißstände?

Vielleicht werden gewisse Kategorien von Arbeitern und Angestellten zu gering bezahlt im Verhältnis zu den Kosten des Lebensstandards? Es war der Fehler bürgerlicher Gesellschaft, Symptome zu bekämpfen, statt das Übel auszuheilen, das jene Symptome zeitigte.

Ein Gefangener, der gut deutsch spricht, erzählt mir, daß er gänzlich unschuldig ins Gefängnis gewandert sei.

„Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, erzählen Sie mir, bitte, die Geschichte Ihres Prozesses."

„Ich war Vorsitzender einer Konsumgenossenschaft. Unsere Angestellten gaben den Eisenbahnangestellten Trinkgelder, damit sie unsere Waren rascher befördern. Ich habe diese Trinkgelder ordnungsgemäß verbucht. Solche Trinkgelder verteilten wir unter dem zaristischen Regime immer. Aber nun kommt das Gericht. Die Trinkgelder seien Schmiergelder, Bestechungsgelder, und darum müsse ich verurteilt werden. Mit fünf Jahren Haft bin ich bestraft worden, zwei habe ich schon abgesessen."

Ich spreche mit dem Beamten vom Kommissariat für Justiz.

„Das Gericht bestraft nicht nur Bestechungen, die privaten Nutzen erstreben, es bestraft ebenso hart Bestechungen zugunsten eines Sonderinteresses bestimm-

ter Gruppen. Das Staatsinteresse schließt jede Bevorzugung von Sonderinteressen aus.

Es fallen mir zwei junge Burschen auf. Ich frage nach ihrem Alter. Beide sind ungefähr siebzehn Jahre alt. Ihr Verbrechen: Vergewaltigung. In einem Fall war das Mädchen zweiundzwanzig, im andern vierundzwanzig Jahre alt. Beide Jungens standen, als sie die Tat begingen, im 16. Lebensjahr.

Man kann darüber streiten, ob ein Mann, wenn er kein Betäubungsmittel anwendet, imstande ist, eine Frau zu vergewaltigen. Es gibt erfahrene Frauen, die es verneinen.

Ich frage die Jungen, an welchem Tage die Tat geschehen sei. Beide Male auf einem Bauernfest. Ob sie getrunken hätten. „Ja." Ob auch die Mädchen vorher getrunken hätten. „Ja."

„Wieviel Jahre Strafe hat das Gericht diktiert?"

Im einen Fall vier, im andern drei Jahre.

Betroffen von der Höhe der Strafe, wende ich mich an meinen Führer, der mir gestattet hatte, jeden Gefangenen anzusprechen, jede Frage zu stellen.

„Wie ist es zu erklären, daß die Knaben so hoch bestraft werden? Da der Staat Wodka freigab, muß er wissen, daß er damit die Verantwortung für Taten übernimmt, die im Rausch geschehen. Hier handelt es sich doch um typische Rauschaffekte."

„Unsere Gerichte müssen die Jungen so hart bestrafen mit Rücksicht auf die Bauern. Sonst schreien die Bauern: Seht doch, was die Bolschewiki für Nichts-

nutze sind! Jetzt darf man sogar Mädchen straflos vergewaltigen!“

Was sagt dieses Begebnis?

Jeder Staat muß Rücksicht auf die Schichten nehmen, die ihn stützen, auf ihre Interessen, ihre Traditionen, ihre Sitten.

Ich denke an die Gesetze gegen Wildfrevler in Preußen, die mit maßloser Härte das Interesse einer dünnen Schicht Feudaler schützten.

In Sowjetrußland wohnen 90 Prozent Bauern. So kennt auch das Sowjetrecht keine „absoluten Normen“.

Kritik daran üben kann nicht irgendein Staatsanhänger, sei er rechter oder radikal-linker Observanz, einzig der Anarchist, der Negierer jeder Staatsherrschaft, findet an solchen Phänomenen Bestätigung seiner Theorien über den Charakter des Staates. Wobei indessen noch nicht bewiesen ist, ob in unserer Zeit differenzierter Verwaltung und Wirtschaft Herrschaftslosigkeit als Gesellschaftsform sofort möglich wäre. Ob nicht vielmehr den alten Mächten der Weg zu neuer Unterdrückung der Schwächeren freigegeben würde. An-archie, Herrschaftslosigkeit, erstrebt als Ziel jeder wirkliche Sozialist.

Man entläßt im allgemeinen die Gefangenen nach Verbüßung der Hälfte ihrer Strafe. Das bestätigen mir fünf Gefangene.

Jeden Gefangenen frage ich, was im Gefängnis er am härtesten empfindet, was am wohltuendsten. Alle

sagen, daß die größte Erleichterung für sie der Urlaub sei.

Nach einer bestimmten Strafzeit hat der von einem ordentlichen Gericht verurteilte Gefangene Sowjetrußlands das Recht, sieben Tage im Jahr nach Haus zu fahren. Die sieben Tage verteilen sich so, daß er in sieben Monaten für je einen Tag Urlaub erhält. Nach längerer Strafzeit darf er alle vierzehn Tage heimfahren. Fast alle Gefangenen kehren vom Urlaub zurück, Fluchtfälle sind selten.

Nur wer gefangen war, ermißt, was dieser Urlaub bedeutet.

Wenn mir auch ein Gefangener sagte: „Komm ich nach Hause und sehe, in welcher Not meine Familie lebt, dann weiß ich manchmal nicht, ob der Urlaub für mich ein Geschenk war oder nicht“ — er ahnt nicht, wieviel härter die Strafe für ihn wäre, wenn er seine Frau und Kinder nie sähe. Und wer erlebt hat, welche Qual jahrelanges Fernsein von Frauen jungen, gesunden Männern bringt, der ermißt die Bedeutung dieser Straferleichterung.

Am härtesten empfinden alte Männer und Intellektuelle die Gemeinschaftshaft. Dem Unwissenden mag das unverständlich sein. Er kennt nicht die Abgründe menschlicher Psyche, ahnt nichts von den erbitterten Kleinkämpfen der in einen Raum gepferchten Gefangenen, ahnt nicht, daß Zeiten kommen, in denen der Gefangene kaum das Antlitz des andern erträgt, mit Abscheu jede seiner Gesten betrachtet, die er bis

auf das Winzigste vorherzusagen vermag, deren Mechanik er kennt, wie er voll Ekel sich vor dem Geruch des anderen abwendet, kaum fähig, die eigene Stimme zu ertragen, geschweige die des anderen.
Für junge Menschen bedeutet Gemeinschaftshaft fast immer Straferleichterung.
Man sollte individuell vorgehen und jedem die Wahl lassen, ob er zeitweise in Gemeinschaftshaft oder in Einzelhaft leben will. Auch Haftzellen für zwei oder drei Gefangene müßten geschaffen werden. Die Furcht vor homosexueller Verführung durch den Mitgefangenen ist übertrieben. Selbst wenn der „Normale" sich verführen läßt, wem schadet es? Begegnet er wieder Frauen, wird er die Episode von sich streifen, ja er wird sie — vergessen.
Es ist ein Unding, daß Strafvollzugsbestimmungen von Menschen am grünen Tisch ausgearbeitet werden. Bei allen Gesetzen über Organisation und Vollzug der Haft müssen ehemalige Gefangene als Berater hinzugezogen werden.
Einen kaum siebzehnjährigen Bauernjungen frage ich, was für ihn das härteste sei.
(Es ist übrigens ein Fehler der Sowjetregierung, sechzehn- und siebzehnjährige Jungens in Männergefängnisse zu stecken.)
Er schweigt.
„Was ist für dich das Härteste?"
„Alles."
„Und das Leichteste?"

„Nichts."

Der Vertreter des Kommissariats für Justiz: „Aber Sie haben doch Theater und Kino, gefällt Ihnen das nicht?"

„Was ist Theater und Kino, wenn ich keine Freiheit habe? Nichts gefällt mir, wenn ich keine Freiheit habe."

Ja, kleiner gefangener Bruder, ich glaube dir. Nichts gefällt dem wahren Menschen, wenn ihm die Freiheit fehlt.

11. Brief

FRAUENGEFÄNGNIS, BEGEGNUNG MIT POPEN

Auch ein Frauengefängnis habe ich gesehen.
Als Gefängnisdirektor amtiert ein früherer Arbeiter. In den bürgerlichen Ländern muß ein Beamter sich in zwanzig Jahren die Hosen blank gerutscht haben, bis ihm die höhere Stelle die Fähigkeit zutraut, die Verwaltung eines Gefängnisses zu leiten. Hier genügen verständige Einsicht, einige organisatorische Praxis.
Mich interessierte, wie dem Mann das Amt des Direktors übertragen wurde.
Die Partei hat ihn delegiert.
In einem Zimmer empfangen die Frauen gerade den Besuch ihrer Angehörigen: zwei Reihen offener geschachtelter Zellen, durch kleine Zwischenräume getrennt, hier treten die Gefangenen ein, dort die Besucher. Der kleine Zwischenraum läßt alle meinen, sie müßten sehr laut sprechen, um sich mit dem andern zu verständigen, und so hallt das Zimmer von verworrenem Lärm.
Jede Gefangene darf anfangs einmal in der Woche Besuch erhalten, später jeden Tag.
Während im Männergefängnis die Zahl der wegen

Unterschlagung Verurteilten mir auffiel, fällt hier die Zahl der wegen Diebstahl Bestraften auf. Die meisten junge Mädchen. Man zeigt mir einzelne, die schon fünf- oder sechsmal rückfällig sind.

Im Gefängnis der Männer herrschte unverkennbar größere Sauberkeit. Frauen in Gefangenschaft scheinen ihre hausfraulichen Eigenschaften zu verlieren. Sie verstehen sich nicht einzurichten, vernachlässigen sich. Allerdings war das Gefängnis an dem Tage, an dem ich es besuchte, überfüllt. Man hatte die Insassinnen eines anderen Gefängnisses hierher überführt.

An Arbeitsgelegenheiten sah ich Waschküchen, Plättstuben, Nähstuben. Die Einrichtung war primitiver als im Männergefängnis.

Mir fallen spielende Kinder auf. Ich höre, daß manche Mütter ihre Kinder mitbringen. Sie dürfen innerhalb des Gefängnisses frei umherlaufen.

Man zeigt mir eine Frau, eine frühere Agentin der Ochrana, die das Gericht zum Tode verurteilt hat, und die später zu zehn Jahren Gefängnis begnadigt wurde. Die Sowjetregierung läßt die zaristischen Polizeiakten studieren und verfolgt jene Personen, die im Dienste der Polizei standen, gegen Bezahlung Revolutionäre verrieten, oder in den Reihen der Arbeiterbewegung als Provokateure wirkten.

Ein Akt der Gerechtigkeit, den nur Heuchelei verwerfen mag.

Die Frau, mit der ich spreche, hat nach Ausbruch der Revolution in einer Leningrader Fabrik gearbeitet.

Die andern Arbeiterinnen schätzten sie, man wählte sie in den Sowjet. Ich glaube ihren Worten, daß sie ihre Vergangenheit bereute und nun ernstlich entschlossen war, als „neuer Mensch“ zu arbeiten.
Oft forderte man sie auf, der Kommunistischen Partei beizutreten. Immer lehnte sie ab. Schließlich vertraute sie sich einer Kameradin an, erzählte ihr, was sie früher getan. Die Kameradin riet, sich bei der Tscheka freiwillig zu melden, sie und die anderen, die ihre Arbeit kannten, würden für sie zeugen. Sie tat es. Auch sie wurde verurteilt.
Die Frau eines Spions, Tochter eines Popen, war zum Tode verurteilt und dann zu zehn Jahren Haft begnadigt worden. Die Zensur hat einen Brief an ihren Mann abgefangen, der den Beweis erbrachte, daß er im Dienste der polnischen Regierung militärische Geheimdokumente über die Grenze schmuggelte.
Ich betrachte die junge Frau, die achtzehn Jahre alt ist.
„Und warum haben Sie nicht Ihren Mann angezeigt? Warum haben Sie das nicht getan?“ fragt der Aufseher, der mich begleitet.
„Ich werde doch nicht meinen eigenen Mann verraten“, gibt sie zur Antwort.
Der Aufseher, Kommunist, schüttelt den Kopf. Für ihn steht das Kollektive höher als das Individuelle. Er würde nicht zögern, wie er mir sagt, seinen besten Freund zu erschießen, wenn dieser Freund die kollektive Sache verraten hätte.

In der Art, wie sich die Frauen mit den Aufsehern unterhalten, sehe ich, daß auch hier militärische Unterordnung nicht üblich ist, daß ein freundschaftlicher, fast kameradschaftlicher Ton herrscht.

Wie ich das Gefängnis verlassen will, fragt mich der Direktor nach meinen Eindrücken. Und bald führe ich ein Gespräch mit ihm darüber, welche neuen Formen die künftige Gesellschaft statt des Gefängnisses finden wird. Was ein Mensch auch begangen haben mag, als Gefangener ist er ein unglückliches Wesen, das unsere Schuld mitbüßt. Es gibt keine individuelle Schuld, immer ist der eine verantwortlich für die Tat des anderen. Nur Zufall führt den einen Menschen ins Gefängnis, den anderen nicht. Tragische Verkettung könnte jeden von uns zum Dieb, zum Betrüger, zum Mörder machen.

Der Direktor bittet mich, ein paar Worte ins Besuchsbuch zu schreiben. Ich blättere in den Seiten.

Wie es Byzantinismus vor Thronen gab, gibt es heute Byzantinismus vor dem Proletariat.

Ich will Ihnen drei Einzeichnungen von Besuchern mitteilen, die ich fand.

„I found the place the most interesting place I have visited. The cleanliness is wonderful."

Cäcilie Kuper.

„Manche europäische Proletarierfrau wäre froh, so ein Leben zu führen wie die, die sich hier in dieser Besserungsanstalt befinden." Lucas, Wien.

„Auch auf mich machte Ihr Gefängnis einen günstigen Eindruck, und wäre es in einem neuen Gebäude, so könnte man beinahe fürchten, daß sich manche Frau zu wohl bei Ihnen fühlen wird."

Gisa Schulz, Mitarbeiterin des Prager Tageblatts. Ich hoffe, daß Sie mir beistimmen, wenn ich dieser Gisa Schulz einige Jahre Aufenthalt im Frauengefängnis wünsche.

Vor dem Gefängnis erblicke ich den Popen, der seine Tochter eben besucht hat. Ich spreche ihn an. Anfangs ist er mißtrauisch, dann wird er zutraulich, als er hört, daß ich vom Schicksal seiner Tochter unterrichtet bin. Wir unterhalten uns über die Bestrebungen der neuen Kirche, die das Sowjetregime anerkennt. Der Pope meint, daß die neue Kirche Schiffbruch erlitten habe, sie sei lächerlich klein. In Moskau gehören von vierhundert Kirchen drei der neuen Kirche an, von fünfzehnhundert Popen fünfzehn bis zwanzig zur neuen Richtung.

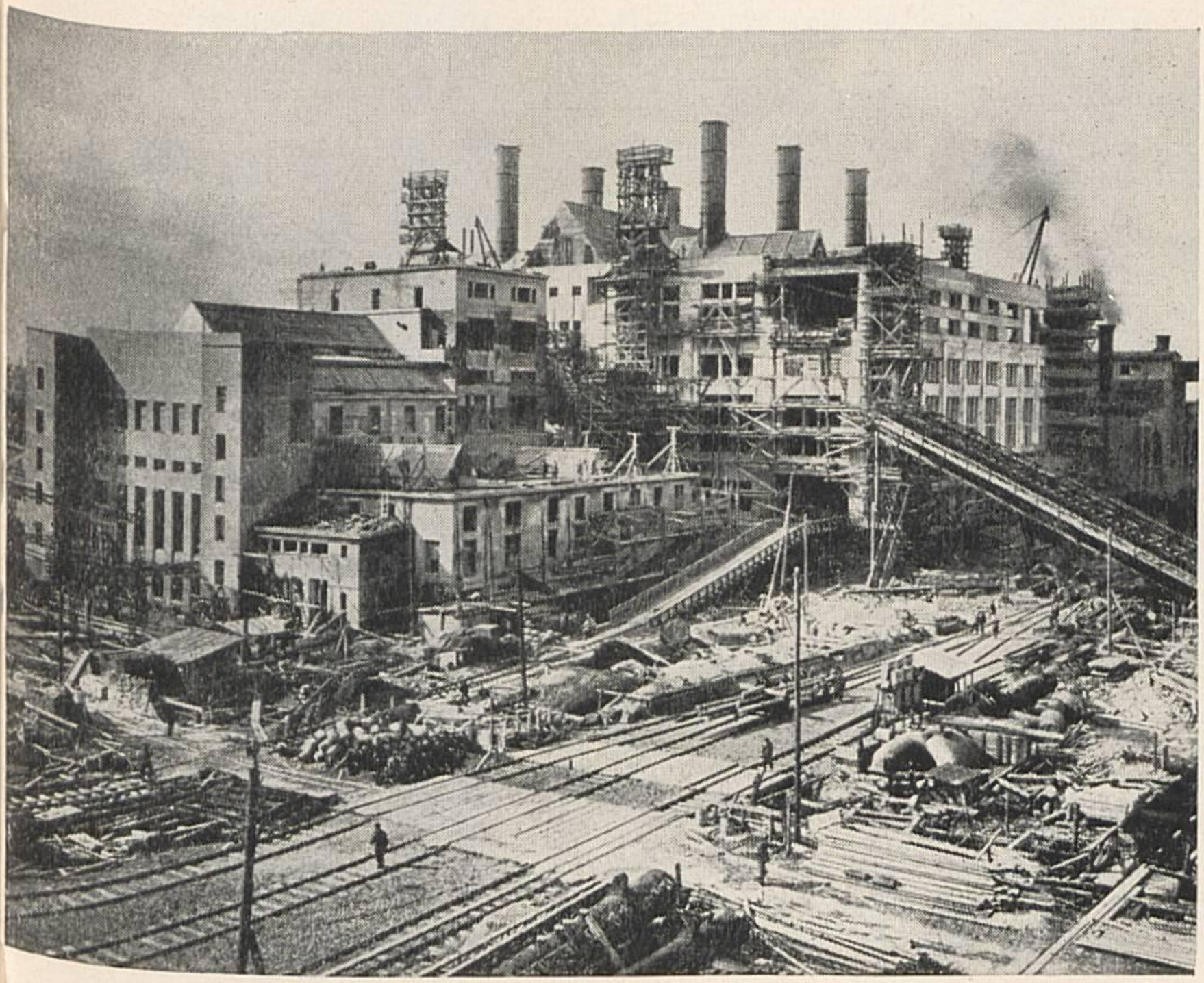
„Sind Sie mit dem Kirchenbesuch zufrieden?"

„Von Alten kommen viele, Junge selten. Schuld daran ist, daß es keinen Religionsunterricht in den Schulen mehr gibt. Weil der Jugend Religion fehlt, darum fehle ihr Moral und Sitte. Nur die Kraft herrscht und nur Grobheit. Besonders wir Popen haben darunter zu leiden, sogar vor Gericht — dort gilt nur das Interesse der Arbeiter, ob sie Recht oder Unrecht haben."

„Und unter dem Zarismus gab es keine Klassenju-



Werkversammlung in Leningrad



Bau des Bezirkskraftwerks „Kranni Oktjabr“



Politischer Unterricht auf dem Dorf



Führer der Roten Armee

stiz? Hat da nicht das Gericht zugunsten der Herrschenden entschieden?“

„Das ist nicht richtig. Ich habe im Arbeiterviertel gewohnt und gesehen, wie Arbeiter unparteiisch behandelt wurden. Ausgebeutet wurden die Arbeiter, ja, das ist schon wahr.“

„Glauben Sie, daß viele in Sowjetrußland die Rückkehr des Zarismus wünschen?“

„So kann man nicht fragen. Denn die den Zarismus nicht wollen, wollen deshalb doch nicht das Sowjetregime. Die Kirche ist mächtig geblieben trotz aller Kämpfe, die man gegen sie führt. Besonders auf dem Lande ist die Kirche stark.“

„Gehen auch junge Bauern in die Kirche?“

„Selten. Aber wenn sie sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alt sind, kehren sie zur Kirche zurück. Nur Geld fehlt uns. Die Regierung gibt keinen Kopeken...“

12. Brief

LIEBESBEZIEHUNGEN JUNGER MENSCHEN

Man macht sich in Westeuropa die seltsamsten Vorstellungen über die erotischen Beziehungen junger Menschen in Rußland. Ich meine gar nicht die Boulevard-Blätter, die ihren Lesern einreden, „alle Bande frommer Scheu“ seien zerrissen, in hemmungsloser, wahlloser Vermischung tobten sich Burschen und Mädels aus.

Ich sprach gestern mit einer jungen Komsomolzin. (Sie wissen, daß ein beträchtlicher Teil der russischen Jugend in der Komsomolzen-Bewegung organisiert ist.)

Sie schildert mir freimütig den Wandel in den Beziehungen der Geschlechter. In den ersten Jahren sei die Reaktion auf bürgerliche Verkrampftheit und Einzwängung stark gewesen, man wollte sich „ausleben“, verachtete Umwege, zärtliches Bemühen, übertriebene Beteuerungen, Mondscheinpoesie, die gedeutet wurden als bürgerliche Romantik zur Verbrämung eines „biomechanischen Vorgangs“. Gefiel dem Jungen ein Mädchen, fragte er, ob sie mit ihm schlafen wolle, und sie antwortete darauf mit ja oder

nein. Oder umgekehrt. Es kam sogar vor, daß ein Junge dem Mädchen unkommunistisches Verhalten vorwarf, weil sie ablehnte. Andrerseits neigten die Mädchen dazu, die Umarmung zu bagatellisieren und auch zu den Jungens zu gehen, die sie nicht sonderlich gern hatten. „Wenn er Brot von mir verlangt, gebe ich es ihm auch, warum nicht das? Mir schadet es nicht, und ihm macht es Freude." Solch kuriose Form war zweifellos durch den Zustand des Bürgerkrieges begünstigt. Heute war der Junge in der Stadt, morgen schon kämpfte er an der Front. Heute feierte man ein Revolutionsfest, morgen bauten beide Barrikaden. Der offene Bürgerkrieg ging zu Ende, der revolutionäre Alltag kam. Die Geschlechter haben wieder größere Achtung voreinander, man begegnet sich zärtlicher, wechselt seltener. Ja, man schreibt sich Liebesbriefe. Es bildet sich, sagte mir die junge Komsomolzin, „ein neuer ideologischer Überbau für sexuelle Triebe". Frühe Heiraten sind häufig, Scheidungen seltener. Ein großes Problem ist die Kinderfrage. Mann und Frau, meist junge Arbeiter und Studenten, können kaum sich selbst ernähren. Die wirtschaftliche Basis der Ehe würde in sich zusammenbrechen, wenn einer als lohnverdienender Partner ausfiele. Darum ist die Frage der Kinderverhütung sehr wichtig. Der Sowjet-Staat hat sie gesetzlich geregelt. Verhütungsmittel werden öffentlich propagiert. Der Abort wird in einem Krankenhaus von staatlichen Ärzten unentgeltlich vorgenommen, wenn die Frau aus physischen Grün-

den nicht gebären soll, oder beide Ehegatten nachweisen können, daß sie keinerlei Arbeitsmöglichkeiten haben. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, kann der Abort in den ersten Monaten durch Ärzte gegen Bezahlung erfolgen. Die Kosten betragen etwa dreißig Rubel. Eigene Kliniken sind dafür eingerichtet.

In Vorträgen, Diskussionsabenden und aufklärenden Filmen, die mit krasser Deutlichkeit realistische Einzelheiten enthüllen, wird auf die Schädigung der Frau durch zu häufige Aborte und durch kurpfuscherische Eingriffe (die billiger sind) hingewiesen.

„Beobachten Sie“, frage ich die junge Komsomolzin, „daß durch die Ehe Menschen kleinbürgerlich werden und das Interesse an der politischen Bewegung verlieren?“

„Gewiß. Etwa dreißig bis vierzig Prozent verspießt die Ehe heute noch, die andern bleiben aktiv.“

Sie erzählt mir eine reizende kleine Geschichte, deren Schauplatz Moskau ist. In einem der von hunderten von Bewohnern übervölkerten Häuser lebt in dem ihm zugewiesenen Zimmer ein früherer zaristischer Beamter mit seiner Frau und seiner Tochter. Mann und Frau meiden ängstlich Zeitungslektüre, Theaterbesuche, jede nur erdenkliche Berührung mit den Äußerungen des neuen Lebens. Sie verbergen sich zu Hause, warten auf das Ende der Hölle, auf die Wiederkunft des Zaren. Der Mann arbeitet als Angestellter in einer Sowjet-Genossenschaft. Wenn die Frau

von ihm zur Tochter spricht, sagt sie verächtlich: „Er arbeitet bei „ihnen."

Die Tochter lernt einen jungen Menschen kennen, der auf der gleichen Etage wohnt. Sie hat nie Zeitungen gelesen und erfährt erstaunt, was draußen vorgeht. Sie läuft zur Mutter, erzählt ihr, was sie gehört. Wütend verbietet die Mutter den Verkehr mit „ihm", denn aus abgründigem Haß spricht sie das Wort Kommunist niemals aus. Nun treffen sich die beiden jungen Menschen nachts heimlich auf dem Korridor, und eines Tages erklärt die Tochter ihren Eltern, daß sie der kommunistischen Jugendorganisation beigetreten sei. Die Verwirrung war unbeschreiblich.

13. Brief

DAS OKTOBERN

„Blaue Blusen“ heißen die Truppen, die in origineller Form, mit künstlerischen Mitteln, Propoganda treiben. Es gibt deren in Rußland etwa vierhundert. Die Artisten sind Arbeiter, die im Betriebe bleiben und abends spielen. Die Truppen treiben Propoganda für die Rote Armee, für Genossenschaften, für Intensivierung der Arbeit, für Physkultur usw.

(Physkultur ist der neue Name für Sport. Sport mit seiner Rekordmanie gilt als bürgerlich, was an seine Stelle trat, heißt Physkultur.)

Die künstlerischen Mittel der „Blauen Blusen“ sind Lieder, Akrobatik, Tanz-Sketsche.

Akrobatik spielt eine große Rolle in den Sowjetttheatern, und das ist merkwürdig. Denn was macht die Freude an Akrobatik aus? Nicht nur Gefallen an der Biegsamkeit, an der Leistung der Artisten, hinzu kommt der sensationelle Reiz, daß der andere sein Leben aufs Spiel setzt, und man diese Lebensgefährdung ruhig genießen kann. Also etwas, was der proletarische Ideologe als kleinbürgerlich bezeichnet.

Sollte diese „Sensation“ mit der Klassenzugehörigkeit nichts zu tun haben?

Sechs junge Burschen und sechs Mädchen singen ein Propoganda-Lied für die Rote Armee mit dem Refrain: Wir sind keine Militaristen, wir sind Schützer der Arbeit!

Die soldatische Disziplin in den Bewegungen!

Am lustigsten und gleichzeitig künstlerisch am stärksten wirken Satiren auf Zeitvorgänge.

Die Bolschewiki fanden als Ersatz für die Taufe eine neue Form: sie „oktobern“ ihre Kinder. Das Kind erhält die merkwürdigsten Namen, Maja nach Mai, Oktobra nach Oktober, Elektrifikatia, weil Elektrifizierung die Forderung des Tages, Traktora, weil vom Traktor die rapide Entwicklung der Landwirtschaft erhofft wird, Kim, entstanden aus den Anfangsbuchstaben für die Kommunistische Jugendinternationale, Ninel, Mädchenname, entstanden aus der Umkehrung von Lenin.

Eine kleine Episode wurde aufgeführt, „Oktobern“ genannt.

Ein junges Arbeiterehepaar, das sich parteilos nennt, aber auf Vorteile von allen Seiten bedacht ist, hat das erste Kind bekommen und läßt es oktobern. Die Fabrik, in der Mann und Frau arbeiten, übernimmt beim Oktobern die Patenschaft. Sie schickt als Delegierte zum festlichen Akt fünf Genossen in die Wohnung des Ehepaares. Mutter und Vater haben sich kommunistisch herausgeputzt. Mutter trägt ein knall-

rotes Kopftuch, Vater im Jackett alle möglichen Abzeichen mit Bildern von Lenin, Trotzki, Frunse, Stalin usw.

Der Vorsitzende der Delegation, allen als Bramarbaß bekannt, beginnt seine Rede:

„Dieses Kind, dieses rote Kind, dieses revolutionäre Kind soll ein Soldat gegen den Kapitalismus, ein Soldat der Weltrevolution sein. Der Kapitalismus... überhaupt der Kapitalismus" ... und plötzlich, als wenn er sich auf einem Meeting befände, hält er eine wütende Rede gegen den Kapitalismus.

Ein anderer Delegierter stößt ihn mit der Faust in die Rippen.

Er hält inne und beginnt von neuem:

„Wir sind zusammengekommen, um das Kind unseres tapferen Genossen, das rote Kind, das revolutionäre Kind zu oktobern. Das wollte ich sagen. Und dann wollte ich sagen: der Kapitalismus..." und schon entströmt seinem Munde eine nicht aufzuhaltende Suada gegen den Kapitalismus.

„Esel, denk daran, wozu du hergekommen bist", ruft ein Delegierter ihm zu.

„Also wir sind hergekommen, weil unsere rote Fabrik beschlossen hat, das rote Kind, das revolutionäre Kind Marat zu nennen zur Erinnerung an den großen Helden der französischen Revolution, Marat."

Mutter schreit vor Schrecken auf.

Vater bedeutet ihr, sie möchte ruhig sein und sich das Geschenk der Fabrik anschauen, schöner Stoff fürs Kind.

Mutter beruhigt sich.
Die Delegierten nehmen Abschied.
Ob der Pope endlich erscheinen dürfe, er warte schon seit einer Stunde am stillen Ort, meldet die Tante.
Flugs reißt Mutter ihr rotes Kopftuch vom Haupt, schlägt Vater seinen Jackettkragen hoch, daß alle Abzeichen und Bilder verschwinden — mit Verbeugung und Bekreuzigung öffnet man die Tür zum Klosett und bittet den Popen hereinzukommen. Ebenso die beiden christlichen Taufzeugen, die im gleichen Raum gewartet haben.
Minutenlang küßt man dem Popen die Hände, bekreuzigt sich wieder und wieder.
Zum Taufbecken wird ein Küchenzober bestimmt.
Unterdessen erzählt die Frau dem Popen, die Bolschewiki hätten sie gezwungen, ihr Kind oktobern zu lassen und in schreiendem Weinen: „Diese Hunde haben mein Kind Mara genannt."
„Mara"! keift der Pope, „Marat, das war ein Räuber, ein Lump. Niemals kann ein christliches Kind den Namen Mara bekommen."
Alle beraten, wie man das Kind nennen soll.
Damit die Bolschewiki nicht merken, daß das Kind einen anderen Namen hat als den, den sie ihm gegeben, wird einer gesucht, der so ähnlich klingt wie Mara. Jeder macht Vorschläge: Tara, Rata, Arta, Marta, schließlich einigt man sich auf einen Namen.
Nur Mutter will ihn nicht. Vater droht ihr, wenn

sie nicht gleich den Mund halte, haue er ihr paar runter. Mutter beruhigt sich.

Die Zeremonie beginnt: Chorgesang und Sichbekreuzigen, Taufe des Kindes. Doch mitten im heiligen Akt öffnet sich die Tür, und herein kommt ein Kommunist, der seine Galoschen vergessen hat.

Im allgemeinen Tumult, Vater hat inzwischen seinen Rockkragen geöffnet und läßt seine kommunistischen Abzeichen sehen, endet die Szene.

14. Brief

SATIRISCHES BAUERNTHEATER

Als ich in das Haus der Bauern kam, in dem jeder Bauer Rat, Belehrung und Hilfe findet, waren die Referate beendet, der zweite, heitere Teil hatte begonnen. An feiertäglichen Versammlungen folgt immer ein heiterer Teil.

Im Haus der Bauern spielen Dilettanten eine Bauernkomödie.

Ich will Ihnen davon erzählen. Ich glaube, daß kein Buch, kein Gespräch mir sinnlichere Eindrücke hätte vermitteln können als ein Akt dieser Komödie.

Im Dorf schaltet und waltet ein reicher Bauer, dem es gelang, sich zum Vorsitzenden des Dorfsowjets wählen zu lassen. Willkürlich behandelt er die armen Bauern, versagt dem einen Wohnungsrechte, gibt sie dem andern, weil er sein Favorit ist, verwendet das Geld, das ihm nicht gehört, zum Einkauf eigener Maschinen und so fort.

Eine Revisorin wird vom Sowjet-Gouvernement geschickt, da ein Bauer sich beschwert hat. Die Revisorin soll seine Bücher prüfen. Dem Bauern kommt das sehr ungelegen.

„Wie kann eine Frau Revisorin sein?“ schreit er sie an. „Gib mir deinen Zettel.“

Der „Zettel“, das beglaubigte und abgestempelte Mandat, spielt eine wichtige Rolle in Sowjet-Rußland.

Er selbst kann nicht lesen, er läßt sich den „Zettel“ durch seinen Schreiber vorlesen.

Er kratzt sich den Kopf, sein Gesicht bekommt was Pfiffiges.

„Ist da eine Nummer drauf?“, fragt er den Schreiber.

„Nein.“

„Siehst du, ich habe gleich gewußt, du bist keine richtige Revisorin, sonst trüge dein Zettel eine Nummer. Amtliche Schriftstücke tragen immer eine Nummer, und da auf deinem Zettel die Nummer fehlt, bist du eine falsche.“

Die Frau will erwidern.

„Halt dein Maul“, schreit er, „wie kannst du wagen zu reden, ich, der Vorsitzende des Dorfsowjets, habe dir nicht das Wort erteilt.“

Er läßt den Bauern holen, der Beschwerde geführt hat.

Der Bauer torkelt betrunken herein.

„Du bist mir ein richtiger Beschwerdeführer“, spricht der Vorsitzende des Dorfsowjets mit gravitätischer Miene. „Beschwerst dich und betrinkst dich wie ein Schwein, nur weil du daran Spaß hast, du Beschwerdeführer!“

„Ja, du hast Recht“, sagt der Bauer, „ich habe mich betrunken, aber ich habe mich nicht betrunken, weil ich daran Spaß habe, sondern weil ich verzweifelt bin über die Wirtschaft, die in unserem Dorfe herrscht, und an der du Schuld trägst.“

Und der Bauer geht auf den Vorsitzenden des Dorfsowjets zu und will ihn an den Schultern packen.

„Schreib ins Protokoll“, ruft der Vorsitzende dem Schreiber zu, „der Beschwerdeführer hat mich angegriffen.“

„Ja, Knecht, schreib das“, lallt der Betrunkene, „aber schreib auch, daß sich der gnädige Herr Maschinen kauft für unser Geld“.

Der „gnädige Herr“ beugt sich zum Ohr des Schreibers.

„Das schreib nicht hinein, das laß lieber weg mit den Maschinen.“

Am Ende befiehlt der Dorfgewaltige, den Bauern in Arrest zu stecken.

Die andern Bauern beraten, was man gegen den Vorsitzenden tun soll.

„Es gibt ein Recht“, ruft der eine.

„Wo denn?“ fragt ein zweiter.

„In Moskau“, antwortet der erste.

„Moskau ist weit. Der Sowjetvorsitzende hat die Macht, und so hat er das Recht. Das Recht sitzt hier im Dorfe.“

„Ja, Bruder, Moskau ist weit.“

Ich mußte an ein russisches Sprichwort denken, als ich die Bauern so sich unterhalten hörte:

„Zum Himmel ists hoch, zum Zaren ists weit."
„Do Boga wyssoko, do Zarja daleko."
Daß die Sowjetregierung diese Satire erlaubt, ist erstaunlich, wenn man die Strenge der Zensur kennt, aber ein Zeichen großer Klugheit. Denn Satire als gesellschaftspositives Mittel objektiviert die Unzufriedenheit der Einzelnen, schiebt sie auf eine Ebene der Gemeinsamkeit, und der Unzufriedene, getröstet, daß er nicht allein leidet, findet das befreiende Gelächter und den Mut zu gemeinsamer Tat.
Gewiß hat Satire auch gesellschaftszersetzende, revolutionierende Funktion. Das hängt davon ab, ob sie einzelne Erscheinungen bloßstellt oder sie kristallisiert als Ausdrucksgestalten fundamentaler Fäulnis.

15. Brief

ZENSUR, SCHRIFTSTELLER, NEUE LITERATUR

Einige Anzeichen sprechen dafür, daß die Zensur in Sowjet-Rußland gemildert wird. Der russische Schriftsteller kannte niemals Zeiten, die frei von Zensur waren, nur, sagt mir Lunatscharski, wurde sie früher zugunsten einer Minderheit gegen die Mehrheit ausgeübt, heute richte sie sich im Interesse der Mehrheit gegen eine Minderheit.

Es gehört zum Wesen des Zensors, daß er versucht, seinen Aufgabenkreis ständig zu erweitern und danach trachtet, Kunstrichter und Staatshüter in einer Person zu werden. Er führt unmögliche Kriterien ein, er findet das eine Buch zu sentimental, das andere mystisch, jenes kleinbürgerlich und verbietet es. Er tadelt an dem einen Schriftsteller, daß er in seinem Werk zuviel von Liebe gesprochen habe, am anderen, daß der Bürgerkrieg nicht scharf genug gezeichnet sei.

Auch unserem Freund Egon Erwin Kisch spielte die sowjetrussische Zensur einen Streich. Kisch hat eine Geschichte geschrieben, in der er von einem Kleinbürger erzählt, der, wohnungslos, sich in einem Eisen-

bahnwaggon in Wien ansiedelt. Bald entwickelt er sich zu einem kleinen Bourgeois, der auf die Bolschewisten schimpft: Ich weiß schon, warum die Bolschewisten an die Macht kommen wollen, nur weil sie mir mein Häuserl wegnehmen wollen.

Der humorlose Zensor hat den humorvollen Satz nicht verstanden und gestrichen.

Die Stücke Pirandellos dürfen nicht in russischer Sprache erscheinen, weil die Zensur sie als mystisch verwirft. Tairoff, der „6 Personen suchen einen Autor" aufführen wollte, mußte seinen Plan aufgeben. Werke wie „Lohengrin" und „Die Meistersinger" sind vom Spielplan gestrichen. Sehr stark werden Werke mit philosophisch-idealistischer Tendenz verfolgt, sie schüfen Verwirrung und sperrten den Blick für die sozialen Grundlagen der Wirklichkeit. (Übrigens sind alle Professoren, die an russischen Universitäten Vertreter der idealistischen Philosophie waren, entlassen.)

Über die Zensur beschweren kann man sich nur beim Zentralkomitee der Partei. In letzter Zeit wurde die Zensur gemildert, ein kommunistischer Schriftsteller, selbst Zensor, erzählte mir, von 2000 Büchern wurde nur eines nicht durchgelassen, und dieses eine war... ein Drama Lunatscharskis. Man sieht, die Zensur trifft den Volksbeauftragten genau so wie den kleinen unbekannten Schriftsteller.

Die Zeitungszensur wird sehr streng durchgeführt. Man erlaubt Journalisten nur Kritik an einzelnen Mißständen. Kritik an den großen Linien der Innen-

und Außenpolitik ist verboten und wird, wo sie auftaucht, unterdrückt. Nicht nur revolutionäre Sicherungsgründe können hierfür bestimmend wirken. Mit der Einführung der Nep-Politik, mit dem Beschluß, die Investition fremden Kapitals in Sowjet-Rußland zuzulassen, setzte eine Entwicklung ein, die notwendigerweise Differenzen zwischen den Interessen der Regierung und den Interessen beträchtlicher Teile der Arbeiterschaft heraufbeschwören mußte. Die Frage ist nur, was staatspolitisch klüger ist, der Unzufriedenheit Ventile zu schaffen, oder die Ventile zu verstopfen. Eine Arbeiter-Regierung muß die lebendige Kritik aller Schaffenden fördern.

Irgendwelche Tätigkeit gegnerischer Parteien duldet die Sowjet-Regierung nicht. Organisationen bürgerlicher Parteien sind ebenso verboten wie Organisationen der Menschewiki, Sozialrevolutionäre, Anarchisten.

In eigentümlicher Art rächt sich Rußland an den Schriftstellern, die auswanderten und im Exil in sowjetfeindlichem Sinne wirken. Die Werke dieser Männer werden nicht gelesen, ihr Name nicht genannt. Übrigens scheint es, daß die Emigranten, gleich welcher Schicht sie angehören, von niemand in Rußland geliebt werden. Leute verschiedenster politischer Haltung waren in ihrem Urteil einig: sie haben Rußland verlassen und so den wirklichen Verrat begangen, man darf nicht fliehen.

Wie verhalten sich nun die jungen Schriftsteller zum

Umsturz? Im Anfang waren sie alle Hymniker und Sänger der proletarischen Revolution, ihre besten Gedichte wurden Marschlieder der Rotgardisten, ihre Titel Propagandalosungen der Agitation. In der Zeit der Nep-Politik kamen die ersten Enttäuschungen. Dann die Desillusion durch den Menschen. In den Feiertagen der Revolution war oder schien wenigstens der Mensch gut, war der Proletarier der sittlich Höhere, der Künder und Verkünder einer neuen Zeit, der Gott auf Erden. Der Alltag lehrte sie sehen, und nicht viele fanden die Beziehung zur Wirklichkeit. Sie begriffen nicht, daß gut und schlecht keine Kategorie für den Massenkampf ist, daß der oder jener Einzelne in der Masse korrupt, die Masse dennoch im Recht sein kann und den Weg der zukunftsträchtigen Idee geht. Die nicht mitkonnten, verharrten im Banne alter Tradition, der Traum neuer Menschheit war zerbrochen, sie wußten nicht, was schreiben. Nicht selten begingen sie Selbstmord. Andere wieder flohen in Mystik oder sehnten sich nach fremden Ländern, dort „das Wunder" erhoffend! Auch Essenin, der große Lyriker des neuen Rußland, gehörte zu jenen Verzweifelten. Er haßte die Stadt, er liebte das Dorf, aber das Dorf liebte ihn und seine Lieder nicht. Daß die Städter ihn liebten, war ihm gleichgiltig. Er fuhr nach Westeuropa, dort würde er seines Lebens neuen Sinn finden. Als auch diese Illusion zerbrach, kehrte er müde und hoffnungslos zurück. Er wollte nicht mehr, er setzte seinem Leben ein Ende. Aber ist es nicht merkwürdig, daß die-

ser Dichter von vielen jungen Revolutionären gelesen wird, daß man in Schulen beobachten kann, wie unter dem marxistischen Lehrbuch versteckt, seine Verse liegen? Sein Grab ist stets mit Blumen geschmückt, und einige Wochen hindurch soll eine Wache dort postiert gewesen sein, weil Lebensmüde diese Stelle aufsuchten, um sich zu töten.

In seinem Aufsatz „Dem Andenken Sergei Essenins“ schreibt Trotzki:

„Die Härte der Wirklichkeit besiegte ihn. Am 27. Dezember 1925 gestand er sich seine Unterlegenheit ein, ohne Herausforderung oder Vorwurf. Von der angenommenen äußeren Form müssen wir hier einiges sagen, weil Essenin die rauhe, derbe Art, sich zu geben, nicht einfach aus Gefallen an dieser Art annahm, sondern sie aus dem alles andere als zarten und weichen Zeitalter in sich aufsog. Sich unter der Maske des Händelsuchenden verbergend, und ihr den inneren, d. h. nicht zufälligen Tribut zollend, war das Wesen Essenins weltfremd. Nicht zu seinem Lobe sei letzteres gesagt, denn diese Weltfremdheit war der Grund, weshalb wir Essenin verloren haben. Aber wir wollen ihm auch das Weltfremde nicht zum Vorwurf machen, ist es denn möglich, dem Lyrischsten aller Dichter, den wir nicht für uns zu erhalten verstanden haben, noch hinterher Vorwürfe zu machen!

Unsere Zeit ist eine herbe, vielleicht die herbste in der Geschichte, der sogenannten zivilisierten Menschheit. Der Revolutionär, für diese Jahrzehnte geboren, ist

von einem fanatischen Patriotismus seiner Epoche beherrscht. Essenin war kein Revolutionär. Der Autor von ‚Pugatschow' und der ‚Ballade der 26' war der intimste Lyriker. Unsere Epoche ist keine lyrische. Das ist der Hauptgrund, warum Sergej Essenin freiwillig und so früh uns und seine Epoche verließ.

Jemand sagte, daß jeder in sich die Feder, die Spirale seines Schicksals trägt, und daß das Leben diese Spirale bis zu Ende aufrollt. Darin liegt nur eine teilweise Wahrheit. Die schaffende Feder Essenins stieß, sich aufrollend, auf die Grenzen der Epoche und sprang.

Seine lyrische Spirale hätte sich nur unter harmonischen Bedingungen bis zu Ende entfalten können, wenn er unter glücklichen unbeschwerten Menschen, die nur Freundschaft, Liebe und Anteilnahme kennen, hätte leben können.

Nach der gegenwärtigen Epoche, in deren Innerem sich noch viel unerbittliche und erlösende Kämpfe der Menschen untereinander verbergen, werden andere Zeiten kommen, und zwar solche Zeiten, die durch den herrschenden Kampf vorbereitet werden. Die menschliche Persönlichkeit wird neu erstehen und mit ihr die Lyrik. Die Revolution wird für jeden Menschen das Recht nicht nur auf Brot, sondern auch auf Lyrik erkämpfen."

*

Ich unterhalte mich mit einem „bürgerlichen" Schriftsteller.

„Wir waren anfangs naiv, gläubig", sagt er, „jetzt wis-

sen wir zuviel, und dieses Wissen lähmt unsere Schaffenskraft. Uns fehlt ein neues Fundament."

„Aber das neue Fundament wird doch hier gebaut", werfe ich ein.

„Wir sehen diese Zeit, diese Bewegung als Ende einer alten Epoche, nicht als Anfang einer neuen."

„Sie sind ein Freund Brjussows. Brjussow war bis zu seinem Tode Kommunist."

„Brjussow kam mittelbar zum Kommunismus. Er glaubte, der Künstler habe der tapferste zu sein, müsse an der Spitze marschieren. Und da er die Kommunisten für die Tapfersten hielt, gesellte er sich ihnen zu."

Neben solchen „bürgerlichen" Schriftstellern gibt es eine Reihe von Autoren (meist jene, die im Ausland am stärksten bekannt sind), die nicht Partei-Kommunisten sind, aber die Revolution als notwendig betrachten und sie begrüßen. Man nennt sie „Paputschi", Reisebegleiter. Ehrenburg gehört zu ihnen, Babel, Pilnjak, Ssejfulina. Niemand kann bezweifeln, daß gerade diese Dichter die entscheidenden geistigen Pioniere der russischen Revolution waren, daß sie am überzeugendsten für die Sowjet-Union geworben haben. Und doch werden sie leidenschaftlich von den „rein proletarischen" Dichtern befehdet. Sie kennen ja, lieber Freund, ähnliche Erscheinungen in Deutschland. Niemand wird hier so mit Schmutz beworfen, niemand so häufig Verräter und Konterrevolutionär genannt, wie der geistig Schaffende, der der Revolution und dem Sozialismus dient und dabei doch die

Freiheit des Blicks, Selbstverantwortung und kritische Haltung wahrt, kurz, der der Idee treu bleibt, ohne ein Opfer des Intellekts zu bringen. Die proletarischen Schriftsteller sind in der Organisation „Wap“ vereinigt. Sie tragen häufiger das Parteibuch in der Tasche, polemische Fähigkeiten in der Feder, als Geist im Kopf und Talent in der Gestaltung. Sie eignen sich vorzüglich zu Funktionären, Sekretären, Büro-beamten, Thesen-Verkündern, und sie agieren päpst-licher als der Papst, in diesem Fall „rrrevolutionärer“ als die revolutionär handelnden politischen Führer. Doch sie sind nicht alle in einen Topf zu werfen. Auch unter ihnen gibt es große Begabungen, Männer, die aus freiwilliger Selbstbeschränkung, aus zäher Tapfer-keit, aus Disziplin der Partei angehören. Männer wie Gljebow, Lebiedinskij, Biednyj, Kirschon, Besymenskij zählen zu ihnen.

Die proletarischen Schriftsteller treten der Auffassung entgegen, daß in der Übergangsepoche keine prole-tarische Kunst möglich sei, wie Trotzki und Woronski behaupten. Sie sagen, man könne heute noch nicht übersehen, wie lange die Übergangsepoche andauern werde. Ebenso wie bürgerliche Kunst wuchs, werde proletarische entstehen.

Überall in Sowjet-Rußland eröffnen sie Schulen, in denen die Grundprinzipien proletarischer Kunst ge-lehrt werden.

„Wie lehrt ihr in den Kursen?“ frage ich einen prole-tarischen Schriftsteller.

„Das Revolutionsgeschehen betrachten, wie es der Marxist betrachtet, immer die Rolle der Kommunistischen Partei hervorhebend."

„Glaubt Ihr wirklich, daß Ihr so Kunstwerke hervorbringt?"

„Auch die Werke der bürgerlichen Schriftsteller sind mit bürgerlichen Prinzipien durchsetzt."

„Zweifellos. Der bürgerliche Schriftsteller bringt die bürgerliche Atmosphäre als traditionelles Erbe mit. Aber keineswegs verstärkt der große bürgerliche Künstler sie bewußt. Und darum halte ich eure Prinzipien für falsch. Wenn proletarische Lebensregeln „selbstverständlich" geworden sind, Wirklichkeit, Tradition, die der Einzelne hinnimmt, ohne sie zu bezweifeln, kann so etwas wie proletarische Atmosphäre im Werk entstehen."

„Was ist denn Ihre Ansicht, glauben Sie an proletarische Kunst?"

„Ich sagte ja eben, was ich für proletarisch oder bürgerlich am Werk halte: die Aura. Aber das Letzte im Kunstwerk lebt jenseits der Klasse, weil es die Formung der Beziehung zwischen Mensch und Kosmos darstellt. Glauben Sie nicht, daß ich Agitatorisches in künstlerischer Form nicht gelten lasse, ich arbeite selbst daran, zwei Sprechchöre, die ich, vielleicht als erster in Deutschland, schrieb, gehören dazu. Der künstlerische Agitator unterläßt etwas, er zeigt, ebenso wie der Parteiagitator, nicht „das Recht" der anderen. Führen wir den Begriff „Kunstwerk" ein, so ist

sein Spezifisches das Vielgeleisige, die Notwendigkeit jedes Weges, der oft dunkle, noch häufiger zu durchschauende Zwang, aus dem jeder Mensch handelt wie er handelt, und jedes Geschehen wird, wie es wird. Damit rede ich nicht künstlerischer Neutralität das Wort. Kein wirklicher Künstler, der nicht einer Idee vor anderen den Vorrang gab. Auch die Griechen wußten darum, oder halten Sie Sophokles und Euripides für neutral?“

*

Heute besuchte mich ein junger Schriftsteller, der mir von einem merkwürdigen Erlebnis aus der Zeit des Bürgerkrieges erzählte. Eine rote Truppe nahm im Kaukasus, wo er lebte, drei Räuber gefangen, die dem Stamm der Tschetsensi angehörten. Sie wurden zum Tode verurteilt. Die Soldaten des Pelotons, das sie erschießen sollte, waren gleichfalls Tschetsensi-Leute. Im Augenblick, da der Offizier den Befehl zum Anlegen gab, schrien die Räuber: „Wenn ihr uns tötet, kommt ihr alle durch Blutrache um.“

Keiner der Soldaten wagte zu schießen, trotz aller Drohungen des Offiziers. In der Verwirrung gelang es zwei Räubern zu entfliehen, der dritte wurde durch andere Soldaten erschossen.

„Sahen Sie der Exekution zu?“ fragte ich.

„Ja, der arme Kerl winselte, weinte, schrie, die aufgeregten Soldaten schossen schlecht, man mußte ihm mit dem Revolver den letzten Schuß geben.“

„Hat dieses Erlebnis Sie entscheidend beeinflußt?“

Er sah mich verständnislos an.

„Erst habe ich soviel lachen müssen über die Weigerung der Soldaten und die Flucht der Räuber ... man war mit seiner eigenen Not beschäftigt ... die Weißen kamen, die Roten kamen ... immer war man in Gefahr ... immer hatte man Hunger ... solche Vorgänge berührten nur die Haut...“

16. Brief

BESUCH BEI RADEK

Radek besuchte ich im Kreml. Er bewohnt dort in einem der früheren Kavalierhäuschen zwei kleine Zimmer. Die Bücher stapelten sich auf Tischen und Fußböden, und über den Büchern türmten sich Zeitungen aus allen Ländern. Wir sprechen über die deutsche Revolution.

„Der deutsche Arbeiter ist skeptisch geworden", sagt Radek, „er glaubt keinem Führer mehr. Ich nehme die kommunistischen Führer nicht aus. Thälmann hat beim Hamburger Aufstand sich tapfer gehalten, darum bildet er im Moment eine Ausnahme."

„Wie sehen Sie die Entwicklung in Deutschland", fragt er mich.

„Vorläufig ist an eine revolutionäre Zuspitzung der Lage nicht zu denken. In den Jahren 1919—1923 hat die Entente gern die Arbeiter gegen den Staat, den Staat gegen die Arbeiter ausgespielt. Seit der Investierung von beträchtlichem Ententekapital in Deutschland tut sie das kaum mehr. Sie hat ein Interesse an der Aufrechterhaltung von „Ruhe und Ordnung". Der Zustand der Indifferenz bei den großen Massen der

Arbeiter ist nicht überwunden. Möglicherweise wird er zunehmen und eine Situation schaffen, bei der konterrevolutionäre Parolen, die unter scheinrevolutionärer Maske auftauchen, Anhänger finden."

Wir sprechen über die Entwicklung der jungen Literatur Sowjet-Rußlands.

„Ich sehe viel talentvolle Schriftsteller, die ein Buch schreiben, das für seine Zeit Wert hat. Aber dann sind sie erschöpft, sie wiederholen sich in schwächeren Versuchen, und der Tagesruhm verblaßt. Ein eklatantes Beispiel ist Lebedinski, der das wirklich gute Buch ‚Eine Woche' schrieb. Was dann kam, war dünn und blutlos. Keiner zeichnete Gestalten, die haften blieben. Von den Jungen, die hier leben, sehe ich einen Überragenden: Babel. Der hat die Revolution erlebt, und er gestaltet sie aus der Fülle seiner Erfahrungen. Wie ausgezeichnet sind seine Reitergeschichten aus der Budjonyschen Armee. Übrigens ist nur einer mit den Geschichten unzufrieden, und das ist Budjony selbst. Er möchte, daß Babel seine Soldaten so zeichnet, als hätten sie alle Marx gelesen und keiner hätte den Tripper. Aber leider ist es manchmal umgekehrt... Mit jungen deutschen Schriftstellern kann ich nicht viel anfangen. Die deutschen Arbeiterdichter, die aus dem Proletariat hervorgegangen sind, taugen nicht viel."

„Mir will die hochmütige Scheidung zwischen solchen Dichtern, die aus dem Proletariat hervorgegangen, und solchen, die zu ihm gestoßen sind, nicht be-

hagen", erwidere ich. „Ihr haftet etwas Pharisäisches an. Wer war Proletarier, Liebknecht oder Noske, Luxemburg oder Auer?"

Wieder sprechen wir von Politik. Mit bemerkenswerter Sachlichkeit sieht Radek die objektiven Schwierigkeiten der deutschen Revolution.

„Es ist schon richtig, was Heilmann 1919 mir sagte: Ihr könnt Eure Lokomotiven, wenn Not am Mann ist, mit Holz heizen. Würden wir das Gleiche versuchen, müßten wir kläglich versagen."

Radek glaubt an ein Anschwellen des nationalen Gedankens. Er hält es für möglich, daß es zwischen nationalen und revolutionären Elementen zu einer Verständigung kommt und diese kurios zusammengesetzte Armee eines Tages den Krieg am Rhein führen wird.

Man könnte über Radeks Ansicht lächeln, würde sie nicht in ihren Folgen gefährlich für die deutsche Arbeiterbewegung sich auswirken.*

*

Gestern Abend beobachtete ich einen lustigen Vorgang.

Ich wollte mit einer Frau ins Theater gehen. Wie ich zu ihr komme, trägt sie ein hübsches Kleid. Sie entschuldigt sich und kommt nach einigen Minuten zurück, angetan mit einem Fähnchen, das proletarisches Gewand markiert.

---

* Man denke an den Aufsatz Radeks über Schlageter, an den Leitartikel des Faschisten Grafen Reventlow in der „Roten Fahne".

Hier werden sichtbar die Keime einer Art proletarischer Scheinkultur, einer Diskrepanz zwischen ideologischer Forderung und privatem Sein. Man hat hübsche Kleider, ein bißchen Luxus sehr gern, aber man tut nach außen, als sei dies nicht der Fall. Ich glaube, daß früher oder später ideologische Forderungen, die ohne Kontakt zum Leben erdacht wurden, kapitulieren müssen vor den elementaren Mächten individueller und kollektiver Psyche.

Der geistige Hochmut des Intellektuellen ist geschwunden. Man bemerkt dafür bei Intellektuellen die manchmal lächerliche Sucht, als Handarbeiter zu gelten und äußere Formen proletarischen Lebens, auch in der Kleidung, anzunehmen.

Ich mußte mich an meinen Gefängnisgefährten Wollenberg erinnern, einen früheren Offizier, dessen Anzug eines Tages wohl an die zwanzig Löcher aufwies. Mir kam das verdächtig vor, und ich konstatierte, daß die Löcher mit einem Messer in den Anzug hineingeschnitten sein mußten.

„Warum tust du das?“ fragte ich ihn.

„Ich habe die Pflicht, meinem Leben proletarische Formen zu geben“, war die pathetische Antwort.

17. Brief

TROTZKI, ANTISEMITISCHE STRÖMUNGEN

Die umstrittenste Gestalt Sowjet-Rußlands ist Trotzki. Kein Mensch wird so angegriffen wie der Organisator des revolutionären Heeres. An den Jahrestagen der Roten Armee annoncieren die Zeitungen alle Bücher, die sich mit ihr befassen. Kein Buch Trotzkis wird genannt. In allen Versammlungen wird der Schöpfer der Roten Armee gefeiert, er heißt... Frunse, Trotzkis Nachfolger. In einer Moskauer Versammlung trug sich Folgendes zu. Der Redner erwähnt Trotzkis bekanntes Zitat: „Wir müssen den Granit der Wissenschaft zerkauen." Er erschrickt und fährt fort: „... wie unser großer Frunse gesagt hat."

„Warum sprechen Sie nicht?" fragt man in der Zeit der schärfsten Auseinandersetzung Trotzki.

„Ich bin sehr gesund, ich brauche keinen Urlaub."

„Was kostet ein Billet nach dem Kaukasus?" fragt ihn ein Anhänger der Sinowjew-Gruppe.

„Ich muß den normalen Preis zahlen, Sie werden Vergütung bekommen, bei Massenfahrten stellt sich der Preis billiger."

Ich hörte Trotzki in einer Versammlung zu Ehren Sun-Yat-Sens sprechen.

Der große Saal des Gewerkschaftshauses im früheren Adelsklub ist überfüllt. Auffallend die Menge orientalischer Menschen. Auch die dreihundert chinesischen Studenten und Studentinnen sind da. Sie haben in der Vorhalle eine Ausstellung chinesischer Kleider, kunsthandwerklicher Arbeiten eröffnet und freuen sich kindlich über jede Anerkennung.

Die Versammlung leitet Joffe, nach ihm spricht Radek, sehr geistreich, pointiert, witzig. Dann der chinesische General Feng, der bekannte Führer revolutionärer Truppen.

Als Trotzki erscheint, stürmisches Klatschen. Trotzki geht zur Rednertribüne, verbeugt sich einmal, bleibt trotz des minutenlang währenden Klatschens aufrecht und mit akzentuierter Straffheit stehen. Die Energie dieses Gesichts wird durch den Kneifer nicht verwischt. Sein Haar ist stark ergraut. Wie er zu reden beginnt, spürt man, hier spricht ein großer Rhetor, bei dem leidenschaftliches Temperament und logische Klarheit sich synthetisch durchdringen. Diesen Mann hat die Revolution nicht verbraucht. Jeder Satz läßt erkennen, daß er mit ihr gewachsen ist, mag er nun objektiv recht haben oder unrecht. Nicht viele Gestalten der Revolution besitzen die gleiche Universalität der Bildung wie er. Ob er über ein Problem der Politik, der Ökonomie, der Literatur schreibt oder redet, immer tut er es mit profundem Wissen und origi-

nalen Einfällen. So beschwingt ist die Art seiner Gedankenführung, daß der Hörer ihr kritiklos folgt, und erst später zweifelnde Einwände wach werden.

Trotzki spricht über Sun-Yat-Sen.

Seine Rede eine einzige große Drohung gegen England, gegen den europäischen Imperialismus.

„Wenn man China angreift, wird China Rußland an seiner Seite finden. Chinas Schicksal ist mit dem Rußlands verbunden. Man sagt, wir wollten die Mandschurei erobern, wir sind gar nicht so bescheiden. Wir wollen", schließt er unter den Beifallsstürmen des Saales, „die ganze Welt erobern."

Trotzki ist geborener Jude, aber kein antisemitischer Angriff ist irgendwo gegen ihn zu hören.

Antisemitismus, fragen Sie, gibt es den in Sowjet-Rußland?

Ja, auch Sowjet-Rußland kennt antisemitische Strömungen, nur werden sie im Unterschied zu Westeuropa von der Regierung bekämpft.

Spricht man mit Bürgerlichen, wird einem häufig gesagt, die größten Gewinner der Nep-Politik seien Juden, in den staatlichen Trusts seien die leitenden Stellen mit Juden besetzt. Regierungsführer bewiesen mir später, daß diese Meinung falsch wäre, der Prozentsatz an Juden gering sei im Verhältnis zu den Russen. In den ersten Jahren der Revolution brauchte man für die Trusts Fachleute, und man entnahm sie den Kreisen der früheren Bankleute, die allerdings zum größten Teil Juden waren.

Man wußte nicht, daß ich selbst Jude bin, und so hörte ich oft in privaten Gesellschaften antisemitische Bemerkungen. Einmal erzählt man mir eine Geschichte, die nicht wahr zu sein braucht, die aber auch als Erfindung aufschlußreich ist: Um ein Mädel warben drei junge kommunistische Burschen. Der dritte sprang ab, von den zweien war einer Jude, ihn erhörte sie. Der zweite begann zu trinken und verluderte. Eines Tages traf ihn der dritte. „Du willst ein Kommunist sein", schrie er ihn an, „um eines Mädchens willen besäufst du dich und vernachlässigst die Parteiarbeit."

„Ach Bruder", erwiderte der andere, „Mädchen hin, Mädchen her, daß sie einen Juden mir vorgezogen hat, darüber komme ich nicht hinweg."

In den Zeiten des Bürgerkrieges gab es kaum eine weißgardistische Rebellion, die nicht gleichzeitig pogromartigen Charakter trug.

18. Brief

PAWLOW UND SEINE REFLEX-LEHRE

Fragen Sie einen russischen Kommunisten nach Ivan Petrowitsch Pawlow, er wird lächeln: „Pawlow".

Dieser weltberühmte Gelehrte genießt in Rußland gleichsam die Vorzüge der Exterritorialität. Jedermann weiß, daß er Gegner der Kommunisten ist, daß er es ablehnt, in seinen Kollegs die Studenten mit „Genossen" anzureden und das traditionelle „Meine Herren" mit Betonung, beibehält, daß er in seinen Kursen mit wohlgesetzten, verdeckten Worten den Marxismus feindselig kritisiert. Die Sowjet-Regierung unterstützt ihn und sein Institut mit erheblichen Geldmitteln, leiht ihm jede Hilfe zu seinen Forschungen.

„Mag er", sagte mir Lunatscharski, „denken, was er will, mit seinen Resultaten stützt er die Erkenntnisse marxistischer Wissenschaft."

Was ist das große Verdienst Pawlows? Bis 1900 waren alle Methoden zum Studium psychischer Funktionen subjektiv, strittig, unexakt. Pawlow führte experimentelle, naturwissenschaftlich gesicherte, exakte Forschungsmethoden ein, die man als Mittel bisher nur in der Physik, Chemie, Biologie kannte. Er beobachtete

die Existenz zweier Arten von Reflexen: bedingte und angeborene. Das Studium des Großhirns führte ihn dazu, anzunehmen, daß alle Reflexe (für den Laien ist vielleicht das Wort psychische Erscheinungen verständlicher) im Zusammenhang stehen mit den Großhirn-Hemisphären, den oberen Teilen des zentralen Nervensystems. Mit anderen Worten: vom Großhirn sind alle psychischen Funktionen abhängig. Pawlow betrachtet das Großhirn nicht als Sitz geheimnisvoller Seele, sondern als Organ, in dem die Reflexe ablaufen.

Wenn ich an einer Flamme mich verbrenne, zucke ich zurück. Dieser Reflex ist angeboren, unbedingt. Später, aus der Summe meiner Erfahrung resultierend, ergibt sich der bedingte Reflex. Wenn zum Beispiel meine Hand sich der Flamme nähert, zuckt sie zurück, ohne mit ihr in Berührung geraten zu sein.

Pawlow nimmt an, daß nur drei angeborene Reflexe existieren: Der Reflex des Hungers, der Reflex aus geschlechtlichem Trieb, der Reflex aus Angst, auch Schutzreflex genannt. Die andern psychologisch komplizierten Reflexe sind anerzogen, bedingt, auf der Basis der angeborenen, unbedingten entwickelt.

Im Leningrader Pawlow-Institut werden Experimente ausschließlich über den Hungerreflex gemacht, weil seine Erscheinung am sinnfälligsten, unkompliziertesten, am schärfsten beobachtbar ist. Die Objekte für das Experiment sind Hunde.

Wenn wir Brot essen, läuft Speichel. Das Laufen des Speichels ist ein angeborener Reflex.

Wenn wir hungrig sind und Brot sehen, läuft Speichel. Dieser Reflex ist bedingt, als Funktion gebunden an das Großhirn.

Man kann den Reflex auch mit andern Mitteln erzeugen als durch Anblick der Speise.

Experiment: Man reicht einem Hund Futter, gleichzeitig erzeugt man einen Summlaut. Mählich gewöhnt sich der Hund daran, Laut und Futter in Verbindung zu bringen. Nach einiger Zeit kann man einen Hungerreflex auch dann beobachten, wenn nur der Summlaut ertönt und keine Speise gereicht wird.

Wie diese Beobachtung zustande kommt, soll hier nur angedeutet werden. Dem Hund wird durch eine Fistel eine Kanüle in die Speicheldrüse eingeführt. Ob Speichel läuft und in welchen Mengen, ist mit Hilfe eines Meßapparates an einer Skala abzulesen.

Anderes Experiment: Das Futter wird gereicht, gleichzeitig leuchtet eine elektrische Lampe auf. Nach einiger Zeit beobachtet man, daß der Hungerreflex auftritt, wenn nur die Lampe aufleuchtet.

Um das Differenzierungsvermögen eines Hundes festzustellen, geschieht folgendes Experiment. Man läßt ein Metronom schlagen, z. B. in der Minute 38, 62, 86, 104 mal. Wenn das Metronom 62 und 104 mal schlägt, bekommt der Hund Futter, wenn das Metronom 38 und 86 mal schlägt, bekommt er keins. Nach einiger Zeit beobachtet man, daß bei 62 und 104 Schlägen ein Hungerreflex auftritt, bei 38 und 86 keiner.

Das Differenzierungsvermögen eines Hundes gegenüber der Außenwelt ist bedeutend stärker als das der Menschen. Der Hund differenziert ein Achtel des Tons, Experimente haben es bewiesen. Der Mensch ist dazu nicht imstande. Dagegen vermag ein Hund nicht auf Reize synthetisch zu reagieren. Verbindet man beispielsweise einen bestimmten Tonreiz mit Licht-, Farben-, Geräuschreizen, so reagiert der Hund auch dann, wenn einer der Reize eine andere Farbe (zum Beispiel rot statt blau), eine andere Schwingung als die übliche hat. Das synthetische Vermögen beim Menschen ist außerordentlich entwickelt. In jedem Moment empfängt der Mensch eine Summe von Reizen. Begegne ich einem fremden Menschen, empfange ich Gehörreize, Geruchreize usw. Aus der Synthese aller Erreger wird ein komplizierter Reflex ausgelöst. Im allgemeinen erzeugt ein starker Reiz einen starken Reflex, ein schwacher einen schwachen Reflex. Nur Neurastheniker und Hysteriker sollen eine Ausnahme bilden, bei ihnen erzeugen schwache Reize starke Wirkungen, starke Reize schwache Wirkungen.

Auch Worte und Vorstellungen erzeugen bedingte Reflexe. Starke Worte stärkere, schwache Worte schwächere. (Man denke an die Beziehung von Wortreiz und geschlechtlichem Reflex. Zum Beispiel beim erotischen Witz. Oder erotische Phantasien.)

Die Bindung der Reflexe an die großen Hemisphären beweist Pawlow durch das schauderhafte Mittel der

Vivisektion. Pawlow hat festgestellt, daß verschiedene Teile des Großhirns auf Ton-, Geräusch- und Farbenreize reagieren. Entfernt man den Gehirnteil, der auf Farbenreize reagiert, so wird der operierte Hund, zeigt man ihm eine bestimmte Farbe, auf die früher der Hungerreflex auftrat, gegen diese neutralisiert sein.

Man darf annehmen, daß die Untersuchungen Pawlows für den Philosophen entscheidende Bedeutung haben. Auch für den Pädagogen, den Politiker, den Richter, den Künstler sind sie wichtig. Wer die Resultate Pawlows durchdenkt, der versteht den Sinn der ixfach wiederholten Pater-Noster, Gebetsmühlen, Rosenkranzgebete usw.

Auf der Basis von der Lehre der bedingten und unbedingten Reflexe müßte eine fundamental neue Pädagogik entstehen.

Die entscheidenden Erkenntnisse Pawlows hat ein deutscher Philosoph, der große Psychologe des letzten Jahrhunderts, vorweggenommen: Friedrich Nietzsche.

19. Brief

NATIONALE BEFREIUNG, KINDER

Auch der mißgünstige Kritiker Sowjet-Rußlands kann an zwei Phänomenen nicht vorbei gehen: der stürmischen Selbstentfaltung der Nationen und der ebenso stürmischen Fürsorge für die Jugend.

Nur dem Laien scheint es paradox, wenn ich behaupte, daß allein in sozialistischen Ländern die Nation als Kultur- und Sprachgemeinschaft ihre großen Möglichkeiten zum Wachstum und zur Selbstverwirklichung hat, keineswegs in kapitalischen Staaten. Für den Wissenden ist das nicht überraschend, denn im Kapitalismus lebt in Wirklichkeit gar nicht die Nation. Staatsträger und Nutznießer der Wirtschaft sind eine Minderheit. Diese nationale Minderheit hemmt die Entwicklung der nationalen Mehrheit. Das Minderheits- und Mehrheitsproblem hat der kapitalistische Staat also in seinen eigenen Grenzen, in ganz anderer Weise, als er es wahr haben will.

In der Sowjet-Union enthüllen viele Völker, die vom zaristischen allrussischen Nationalstaat unterdrückt waren, erst heute wieder ihr eigentümliches Gesicht, finden zu ihren alten Literaturen, Kunstwerken, Na-

turbeziehungen. Hier wird die Idee des Internationalismus, die Nation zu befreien und dadurch den Nationalismus zu überwinden, Wirklichkeit. In Leningrad sprach ich im Museum für Völkerkunde einen Kustos, der mir offen erklärte, daß er Antibolschewist sei, aber in der Nationalitätenfrage erkenne auch er die großen Verdienste der Bolschewiki an.

Das Jahrhundert des Kindes hieß eine Zeitlang das Modeschlagwort in Westeuropa. Ach, es war nur eine Mode, und wer die Statistiken für Kindersterblichkeit, Tuberkulose und Hungerepedemien liest, wird bald erkennen, in Westeuropa gehört das Jahrhundert dem Kind des reichen Vaters.

Jede Stadt in Sowjet-Rußland hat Kinderheime, die fast selbständig von Kindern verwaltet werden. Dienstboten kennt man darin nicht. Auch im Küchendienst wechseln sich Knaben und Mädchen ab. Der Schülerrat beaufsichtigt die wirtschaftlichen Dinge, als Delegierter gehört ihm ein Lehrer an. Der Lehrerrat berät die pädagogischen Fragen, als Delegierter ist darin ein Schüler vertreten. Das Selbstgefühl der Kinder soll nicht gebrochen, sondern entwickelt werden. Man hat in Sowjet-Rußland die besten Resultate der Montessori-Schule und anderer pädagogischer Institute übernommen. Sie sind im einzelnen zu bekannt, als daß ich sie zu schildern brauche. Lassen Sie mich Ihnen lieber eine kleine Geschichte erzählen. Sie wissen ja, ich liebe mehr als theoretische Beschreibungen sinnliche Episoden, weil sie beziehungsreicher sind.

Die Hausordnung, die sich die Kinder selbst geben, verbietet ihnen das Tragen von Mützen im Gebäude. Ein Lehrer begegnet einem Knaben auf dem Korridor, der seine Mütze auf behalten hat, und nimmt ihm diese etwas unsanft herunter. Der Knabe blickt ihn fest an. „Was tun Sie, ich bin nicht Ihr Leibeigener, Sie haben mich beleidigt."

Der Knabe ruft das Gericht an, das aus dem Schülerrat gebildet wird. Die Zeugen werden vernommen, und das Gericht entscheidet: der Knabe hatte unrecht, weil er die Mütze auf dem Kopf behielt, und er wird dafür getadelt, aber falsch war auch das Verhalten des Lehrers, er besaß nicht das Recht, dem Knaben wortlos die Mütze herunterzuziehen.

Man merkt an diesem Beispiel, die Schule bemüht sich, ungebrochene Entfaltung individuellen und kollektiven Lebens zu fördern.

Nachmittags besuchte ich ein Kindertheater. Ich sah „Robin Hood". In diesem Stück wird ein Räuber gezeigt, den die Reichen verfolgen. Dieser Räuber ist eine volkstümliche Gestalt, er behält das Geraubte nicht für sich, er schenkt es den armen Bauern. Gewiß, man beeinflußt die Kinder politisch, aber nicht aufdringlich. Am Schluß wird der Sturm der Bauern unter Robin Hoods Anführung gezeigt, keine Brutalität, geschweige Metzelei, verletzt das Auge des unbefangenen Zuschauers. Man scheint sich mit wohlüberlegter Absicht zu hüten, die Phantasie des Kindes aufzupeitschen.

Ich höre, wie einige Kinder hinter mir, zehn-, elfjährige Jungen, sich leise zurufen: Das ist Ernst Toller.
Ich greife mir einen heraus.
„Woher kennst du mich?“
„Nach Bildern aus der Zeitung.“
„Liest du schon die Zeitung?“
„Ich bin Kinder-Korrespondent.“
„Was ist das?“
„Die Erwachsenen schreiben, was sie meinen, warum sollen wir nicht auch schreiben, was wir meinen.“
„Worüber schreibst du?“
„Über das, was mich interessiert, unsere Schule, unser Theater, unseren Klub, unsere Lehrer, unser Land. Ist das nicht interessant genug, oder gehörst du auch zu denen, die glauben, daß nur interessant ist, was die Erwachsenen schreiben?“

REDEN UND AUFSÄTZE

Einige Reden und Aufsätze wurden gekürzt

BRIEF AN GUSTAV LANDAUER

20. Dezember 1917

Morgen früh verlasse ich Heidelberg. Wer weiß, ob mir die Rückkehr gestattet ist — und nun soll ich noch heute Abend zu Ihnen sprechen, damit Sie zu unserem Wollen unbedingtes Vertrauen haben, denn ohne das, wie könnte ich mich da wohl mit der Bitte um Mitarbeit an Sie wenden?

Aber wie soll ich es nur ausdrücken? Was ich tue, tue ich nicht aus Not allein, nicht aus Leid am häßlichen Alltagsgeschehen allein, nicht aus Empörung über politische und wirtschaftliche Ordnung allein, das alles sind Gründe, aber nicht die einzigen. Aus der — ich kann es heute sagen, denn ich empfinde sie als beglückend — lebendigen Fülle heraus kämpfe ich, ich bin kein religiöser Ekstatiker, der nur sich und Gott und nicht die Menschen sieht, ich bin kein Opportunist, der nur äußerliche Einrichtungen bekämpft, ich bemitleide jene Verkrüppelten, die letzthin an sich, nur an sich, ihrem kleinen persönlichen Mangel leiden, ich bemitleide jene Verkümmerten, die aus Freude an der „Bewegung“ abwechselnd futuristische Kabaretts und Revolution fordern.

Ich will das Lebendige durchdringen, in welcher Gestalt es sich auch immer zeigt, ich will es mit Liebe umpflügen, aber ich will auch das Erstarrte, wenn es sein muß, umstürzen, um des Geistes willen. Ich will, daß niemand Einsatz des Lebens fordert, wenn er nicht selbst von sich weiß, daß er sein Leben einzusetzen willens ist, daß er es einsetzen wird. Ich fordere von denen, die mit uns gehen, daß sie sich nicht damit begnügen, ihr Leben entweder seelisch oder geistig oder körperlich einzusetzen, sie sollen wissen, daß sie es seelisch, geistig und körperlich als Einheit einsetzen werden.
Ich will nicht, daß jemand auch unsere Erkenntnis annehmen kann und darum zu uns kommt. Zu einer Erkenntnis, wie ich sie verstehe, muß man durch Not, Leiden an seiner Fülle gekommen sein, muß geglaubt haben „entwurzelt" zu sein, muß mit dem Leben gespielt und mit dem Tode getanzt, muß am Intellekt gelitten und ihn durch den Geist überwunden — muß mit dem Menschen gerungen haben.
Nicht Sekte gemeinsam Schöpferischer träume ich, das Schöpferische hat jeder als Eigenbesitz, das Schöpferische kann sich in seinem reinsten Ausdruck nur in der Arbeit des Einzelnen offenbaren — aber das Gefühl der Gemeinschaft ist beglückend und stärkend für jeden Schöpferischen.
Wenn wir „Zweckeinrichtungen" schaffen, Widerstand bekämpfen, können und müssen wir gemeinsam vorgehen und werden Arbeit leisten, da wir aus gleicher Menschheitsgesinnung vorgehen.

In letzten seelischen Dingen müssen wir unsere Einsamkeit nicht tragisch, sondern freudig empfinden.
Was könnte ich Ihnen noch sagen? Daß ich glaube, wir müssen vor allen Dingen den Krieg, die Armut und den Staat bekämpfen, der letzthin nur die Gewalt und nicht das Recht (als Besitz) kennt, und an seine Stelle die Gemeinschaft setzen, wirtschaftlich gebunden durch den friedlichen Tausch von Arbeitsprodukten gegen gleichwertige andere, die Gemeinschaft freier Menschen, die durch den Geist besteht.
Daß ich also weiß, welche Inhalte ich bekämpfe, daß ich auch zu wissen glaube, welche neuen Inhalte da sein müssen, daß ich aber noch keine Klarheit besitze, welche äußeren Bindungen, welche Formen diese neuen Inhalte haben müssen.
In meinem Innersten spüre ich eine Ruhe, die ist und mir Freiheit gibt. Ich weiß, daß ich in größter Unruhe leben, daß ich gegen Schmutz oder beschränkten Unverstand hitzig und erregt ankämpfen kann und mir diese innerste Ruhe doch bleibt.

DIE DEUTSCHE KONTERREVOLUTION *

In der 7. Sitzung des provisorischen Nationalrats
in München, am 30. 12. 18

Am 27. Dezember war an den Plakatsäulen der folgende Aufruf angeschlagen:

Aufruf zur Errichtung einer Bürgerwehr.

Zum Schutze von Leben und Eigentum gegen Gewalttätigkeiten ist die hiesige Schutzmannschaft verstärkt und sind Sicherheitstruppen aufgestellt worden. In der Annahme jedoch, daß das Bürgertum im weitesten Sinne sich nicht nur von anderen in dieser drangvollen Zeit beschützen lassen will, sondern gemäß der Aufforderung des Ministerpräsidenten Kurt Eisner zur freiwilligen Mitarbeit aller bereit ist, auch bei der Erfüllung dieser zur Zeit notwendigsten Aufgabe mitzuwirken und zu

---

* Die Bürgerwehr war der erste Bund, der die Kräfte der deutschen Konterrevolution organisierte. Sie war der Vorläufer der „Orgesch“ des „Stahlhelms“, der „Einwohnerwehr“, der „Nationalsozialistischen Sturmtruppen“ und der anderen „Bünde“, die in späteren Jahren gegen die deutsche Arbeiterschaft kämpften. Der illegale Aufbau wird heute straffer sein, aber in Art und Form, in seinen militärischen und industriellen Beziehungen sich kaum geändert haben. Die Personen, die in den zitierten Protokollen genannt werden, spielten später entscheidende Rollen. Herr Buttmann und Oberst (heute General) Epp sind nationalsozialistische Parteiführer.

Sonderblatt.

№ 53. München, 15. Mai 1919.

Bayerisches Polizeiblatt.

Herausgegeben von der Polizeidirektion München.

3040.

10000 Mark Belohnung.



Wegen Hochverrats

nach § 81 Ziff. 2 des RStGB. ist Haftbefehl erlassen gegen den hier abgebildeten Studenten der Rechte und der Philosophie

Ernst Toller.

Er ist geboren am 1. Dezember 1893 in Samotschin in Posen, Reg.-Bez. Bromberg, Kreis Kolmar, Amtsger. Margonin, als Sohn der Kaufmannseheleute Max u. Ida Toller, geb. Kohn.

Toller ist von schmächtiger Statur und lungenkrank; er ist etwa 1,65—1,68 m groß, hat mageres, blasses Gesicht, trägt keinen Bart, hat große braune Augen, scharfen Blick, schließt beim Nachdenken die Augen, hat dunkle, beinahe schwarze wellige Haare, spricht schriftdeutsch.

Für seine Ergreifung und für Mitteilungen, die zu seiner Ergreifung führen, ist eine Belohnung von

zehntausend Mark

ausgesetzt.

Solche Mitteilungen können an die Staatsanwaltschaft, die Polizeidirektion München oder an die Stadtkommandantur München — Fahndungsabteilung gerichtet werden.

Um eifrigste Fahndung, Drahtnachricht bei Festnahme und weitmöglichste Verbreitung dieses Ausschreibens wird ersucht.

Bei Aufgreifung im Auslande wird Auslieferungsantrag gestellt.

München, den 13. Mai 1919.

Der Staatsanwalt bei dem standrechtlichen Gerichte für München.



Antimilitärischer Kongreß in Brüssel
Münzenberg, Jawahalal Nehru, Nehrus Schwester, Toller, Ledebour,
Henriette Roland-Holst, Fimmen

diesem Zwecke die jetzt bestehende Staatsform gegen jeden Angriff zu verteidigen, rufen die Unterzeichneten zur Schaffung einer Bürgerwehr auf.
Die Bürgerwehr soll in einträchtigem und aufrichtigem Einvernehmen mit den berufenen Hütern der öffentlichen Ordnung zusammenstehen zum Schutze der Gesamtheit und des Staatswesens. Zuschriften werden an die Geschäftsstelle der Bürgerwehr, Salvatorstraße 3, eine Treppe, erbeten.

Erhard Auer, Minister des Innern,
Johannes Timm, Justizminister,
Dr. S. von Haller, Staatsrat,
Walter Hans, Rechtspraktikant usw.

Ich glaube, es gab keinen Sozialisten, den nicht Empörung befiel, als er die Namen Auer, Timm, von Haller unter diesem Aufrufe las. In einer Revolution, deren wesentlicher Inhalt Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus bedeutet, verbinden sich zwei revolutionäre Minister und ein revolutionärer hoher Beamter, alle drei Arbeitervertreter, mit Vertretern des Kapitalismus, die ihrem ganzen Wesen nach — es sind zum größten Teil alldeutsche Konterrevolutionäre — Gegner des Sozialismus sein müssen. Es gibt keine Gemeinschaft zwischen reaktionärer Bourgeoisie und dem Proletariat zum Schutze der Revolution. Wer diese Gemeinschaft für möglich oder nötig hält, ist entweder naiv oder dumm, auf keinen Fall bewußter Sozialist.
Wozu sollte die Bürgerwehr dienen? Dr. Buttmann,

der mich selbst zu sehr durchsichtigen Zwecken besuchte, sagte mir, es gelte den Kampf gegen alle üblen Elemente. Ich erwiderte darauf, die Front gegen üble Elemente umschließe alle Revolutionäre, auch Liebknecht. Aber den Kampf gegen Verbrecher und üble Elemente solle man doch lieber den Sicherheitstruppen und der Polizei überlassen. Es liegt in dieser Bürgerwehr eine Kränkung sondergleichen für unsere Soldaten. Wer hat bisher die Ordnung aufrecht erhalten? Nur unsere Soldaten. An Stelle des Kadavergehorsams trat freiwillige Disziplin, freudiges Mitarbeiten aller.

Unerhört ist es, daß zwei revolutionäre Minister, ohne Zustimmung des Ministerrats natürlich, dieses konterrevolutionäre Unternehmen einleiten und sich dabei in durchsichtig falscher Weise der Worte des Ministerpräsidenten Eisner bedienen. Denn Eisner meint mit der freiwilligen Mitarbeit nicht die Arbeit mit Maschinengewehren und Handgranaten, sondern die ernstliche, sachliche Arbeit aller, die am Bau der sozialistischen Gesellschaft mitschaffen wollen. Aber Herr Auer will vielleicht gar nicht die sozialistische Gesellschaft. Er sucht seinen festen Rückhalt, oder besser seine Rückendeckung, in der Bourgeoisie. Sein höchstes Ideal ist ja auch, wie er gestern sagte, daß alle Proletarier zu Bürgern erhoben, man bedenke, zu Bürgern e r h o b e n werden — nicht zu bewußten Sozialisten und revolutionären freien Menschen.

Herr Auer sagt oft, Personen spielen keine Rolle, die

Sache ist maßgebend. Er sagte das zum erstenmal in jener Sitzung der Frontdelegierten am 1. Dezember im Hotel „Deutscher Kaiser", nachmittags um 5 Uhr, als er erklärte, daß Eisners Politik nicht zum Frieden führe, daß im Gegenteil nach seinen bestimmten Informationen die Entente am 12. Dezember in Deutschland einmarschieren würde, wenn bis dahin die Verhältnisse sich nicht konsolidiert hätten. „Bringen Sie Ihre Meinung zum Ausdruck!" rief er damals voll Emphase aus, „Personen spielen keine Rolle, die Sache ist maßgebend."

Jawohl, die Sache ist maßgebend, denn die Sache wird gefährdet durch eine Organisation wie diese Bürgerwehr, die die schlimmste Provokation des Proletariats bedeutet, eine Provokation, die uns zu Bürgerkriegen, die uns in das Chaos führen kann, das gerade jene Gründer der Bürgerwehr angeblich vermieden wissen wollen. Der Bolschewismus ist für sie nur Popanz, Vorwand, nichts weiter. Das werden Sie aus dem Tatsachenmaterial ersehen, das ich Ihnen ausreichend vorlegen kann.

Was aber mag Auer bestimmt haben, sich der Bürgerwehr anzuschließen, gegen die sogar die Deutsche Demokratische Partei Stellung nimmt?

Auer unterschrieb den Aufruf zur Errichtung einer Bürgerwehr an dem Abend, da in Berlin Straßenkämpfe tobten. Das sei für ihn der Hauptgrund gewesen. Ja, Herr Auer, überlegten Sie sich denn nicht, daß gerade durch die Bürgerwehr die Straßenkämpfe herauf-

beschworen werden, von denen wir bis jetzt in München glücklich bewahrt blieben?

Auer sagt, er habe den Bolschewismus studiert und zwar an Hand des Materials des Herrn Burzew, über dessen Persönlichkeit Sie wohl alle Bescheid wissen. Also an Hand dieses Materials studierte er die Verhältnisse in Rußland, und das war für ihn ein anderer Grund, den Aufruf zur Bürgerwehr zu unterschreiben.

Nun will ich Ihnen einige zuverlässige Berichte geben, aus denen Sie ersehen werden, daß der Bolschewismus, ich sage nicht für Herrn Auer, wohl aber für die anderen Gründer, nur ein Vorwand war, und daß man etwas ganz anderes beabsichtigte. Ich lese einiges vor aus einer Sitzung der Frontdelegierten am 25. Dezember, nachmittags 2 Uhr 30 Minuten:

„Es erscheint Herr Dr. Buttmann, der Gründer der Bürgerwehr. Die Frontdelegierten selbst waren von diesem Besuch überrascht. Buttmann bittet, als Gast der Sitzung beiwohnen zu dürfen. Er greift dann in die Aussprache ein und berichtet über die bereits bestehende, geheim gebildete Bürgerwehr. Er versichert den Frontdelegierten, alles stehe bereit, um loszuschlagen. Das vereinbarte Zeichen sei Glockenläuten. Gewehr und Munition seien genügend vorhanden. Er bietet sich auch an, als Repräsentant der Bürgerlichen, zu jeder Zeit den Frontdelegierten, wenn sie die in München sich befindenden Soldaten hinter sich bringen, nötigenfalls mit Geldmitteln und

anderem beizustehen. Geld sei genügend vorhanden. Er fordert auf, über die Sache ehrenwörtlich Schweigen zu bewahren, und hofft, ein Rückgrat in den Frontsoldaten zu gewinnen. Dr. Buttmann bemerkt noch, es koste seinen Kopf, wenn die Sache an maßgebende Stelle käme.

Hauptmann von Zwehl sagt, daß das Offizierkorps nicht aktiv gegenrevolutionäre Bestrebungen unterstütze. Er erzählt unter anderem, daß das Offizierkorps eine Kandidatur des Exkronprinzen Rupprecht als zweiten Präsidenten des Parlaments erstrebe."

Nun komme ich zu einem ausführlichen authentischen Bericht. Die Gewährsmänner, die ich habe, sind zuverlässig. Ich bin jederzeit bereit, den amtlichen Stellen darüber Auskunft zu geben.

„Bericht über eine Sitzung der sogenannten Bürgerwehr in der Germanialoge im Hotel Vier Jahreszeiten vom 27. Dezember 1918. Oberleutnant Haack wird zum militärisch-taktischen Oberbefehlshaber ernannt. Er erklärt, daß er trotz der Ablehnung des Soldatenrates Inspektor der Inspektion des Luftfahrwesens geworden sei. Er nahm den Posten des Oberkommandierenden an. Oberstabsarzt Lion übernimmt den Posten des Schatzmeisters. Die Alpenvereinssektion und die Turner zu gewinnen sei bereits im besten Gange, auch die studentischen Korporationen seien teilweise gewonnen. Buttmann erklärte: Ein Kapitalist habe bereits

25000 Mark zur Verfügung gestellt. Eine Abrechnung darüber wird nicht verlangt. Weitere Gelder stehen in Aussicht. Von Auer, der das Ministerium des Innern und die Polizei hat, werden Waffen gegeben werden. Es werden Vorschläge gemacht, die Polizeireviere zu Waffendepots auszubauen. Endlich sei man so weit, an die Öffentlichkeit treten zu können. Es kommt zur Besprechung: Glocken- und Fliegeralarm für die Alarmierung der Bürgerwehr.

Lehmann

— der Verleger der alldeutschen Schriften, den Sie aus seiner unheilvollen Tätigkeit in der Vaterlandspartei kennen,

sprach selbst mit dem Erzbischof, der sagte: ‚Befehlen können wir das nicht, aber zwingen Sie uns doch dazu!‘ Dr. Buttmann gibt bekannt, daß eine gesinnungsverwandte Vereinigung bestehe, welche zum Sprengen, beziehungsweise zum Schutze der Versammlungen tätig sein will und hierzu Mittel benötigt.

Er schlägt vor, es müsse sofort aus den vielen Anmeldungen eine bezahlte Söldnerschar gebildet werden. Sie sei aber höher zu bezahlen als die Spartakusleute.

Das also ist der Idealismus der Angehörigen der Bürgerwehr!

Als militärischer Sachverständiger ergreift Oberstleutnant Haack das Wort: Wir werden im geeigneten Moment alle wichtigen Gebäude besetzen, sofern

sie von Bolschewisten verteidigt werden, erstürmen, hauptsächlich die Stadtkommandantur, die Polizeidirektion, das Landtagsgebäude, das Verkehrsministerium, das Ministerium des Äußeren, den Bahnhof, Telegraphen- und Telefonamt. Das Ministerium des Äußeren ist z. B. folgendermaßen zu nehmen: Von einem Maschinengewehr, das gegenüber aufgestellt wird,

— soviel ich weiß, handelt es sich um die Dresdner Bank —

wird das Matrosenpack so beschossen, daß es nach dem Stalle flieht. Dort wird es mit Handgranaten und Leuchtpatronen, die sehr blenden, unschädlich gemacht. Ähnlich ist bei den anderen Gebäuden zu verfahren. Man muß hauptsächlich von hinten kommen.

Von hinten kommen diese Herren immer. Sie kommen so sehr von hinten, daß Dr. Buttmann mich ohne Aufforderung besuchte und erklärte, alle Herren, die mit ihm der Bürgerwehr angehörten, hätten sich ehrenwörtlich verpflichtet, sie stünden auf dem Boden eines sozialistischen Programms. Ich habe meiner Verwunderung Ausdruck gegeben über die Charakterlosigkeit und Würdelosigkeit dieser Menschen, die gestern erklärten, sie wären alldeutsch und träten für ihre Ziele ein, und heute auf einmal versichern, sie stünden auf dem Boden eines sozialistischen Programms. Das ist ja überhaupt der Vorwand aller Leute, die irgendwie die Revolution sich zunutze machen wollen, zu

erklären, sie stehen auf dem Boden eines sozialistischen Programmes.

Oberstleutnant Haack fährt fort: ‚Ich habe hier einen Stadtplan, auf dem die Örtlichkeiten und Behörden, die lahmgelegt werden müssen, verzeichnet sind.‘

Oberleutnant Streck erklärt, daß das Feldartillerieregiment sicher sei. Zwei Geschütze stünden bereit, Bedienung durch Offiziere in Mannschaftsuniform. Leutnant Hirschberger meint: ‚Ich habe mir einen Wachsabdruck vom Munitionshause verschafft, meine zehn Maschinengewehre stehen eingeölt im Zimmer neben meiner Schreibstube und jederzeit zur Verfügung.‘

Ein Herr schlägt vor, im Prinz-Ernst-August-Palais, Leopoldstraße 3, wo man einen Stall erkundet habe, ein geheimes Waffendepot zu errichten.

Ein Herr erklärt sich bereit, jedes Quantum Waffen an Ort und Stelle zu bringen. Für Straßenkämpfe brauche man außerdem gummibereifte Autos, die bereits zur Stelle seien, und zwar aus Privatbesitz.

Herr Lehmann erklärt, daß er bisher Waffen, Revolver, ausgegeben habe, und zwar an Leute, die einen höchst soliden Eindruck gemacht hätten. Man hätte überhaupt sicher eine Menge Leute sofort zur Verfügung, Offiziere und Studenten, man müsse aber endlich Listen führen, bis jetzt habe er nur Quittungen von den Leuten, um sich im Ministerium auszuweisen. Herr Rasp und Kommerzienrat Seitz seien bisher seine einzigen bürgerlichen Mit-

arbeiter gewesen, man müsse deshalb im Bürgertum werben.

Herr Buttmann: ‚Unsere Bestrebungen müssen offiziell zum Schutze der bestehenden Staatsform gegen alle Putsche von links und rechts dienen. Allgemein ist aber die Auffassung, daß alle Putsche der Spartakusleute und Bolschewisten niedergeworfen werden müssen. Man habe bereits 70 abmontierte Fliegermaschinengewehre, Holzgestelle hierzu fabriziere ein unbekannter Fabrikant. Im Zeughause liegen für uns 3000 Gewehre, ferner liegen Waffen in Milbertshofen, die Pioniere und Luftschiffer hätten uns dieselben in der Nacht vom 23. auf 24. Dezember ohne weiteres verschafft.‘

Herr Buttmann gibt Bericht vom Spionagebüro, trotz Sträubens des Herrn Bankdirektor Seitz.

In der Adalbertstraße 92 bei Herrn Barth finden sich die Spionageorgane, alle Nachrichten sind dorthin zu leiten. Früher waren die Büros im Verbande der Grundstückinteressenten, Maximiliansplatz 22. Es werden Stichworte ausgemacht, Alarmbereitschaft — Theater, Alarm — Konzert, Glockenläuten. Den Leuten, die sich im Werbebüro melden, sage man, daß es sich um den Schutz der Wahlen zur Nationalversammlung handle. Es müsse ein Ausschuß gegründet werden, der bei Thomas Pschorr usw. Geld sammle, denn

— ich bitte aufzupassen —

wir handeln ja im Interesse der Kapitalisten.

> Ein anderer Herr, der auch durch Verlagsbuchhändler Lehmann eingeführt wurde, erzählt in der Versammlung: Auer wurde gewonnen, nachdem auf sein Verlangen im Aufruf ein Vermerk aufgenommen worden ist, die Bürgerwehr sei berufen, die gegenwärtige Staatsform zu schützen.

Also nur die Staatsform!

Ich glaube, dieses Tatsachenmaterial wird Ihnen genügen. Übrigens hat Herr Lehmann am 10. November ein Telegramm erhalten, 300 Pistolen würden an ihn zur Aufbewahrung geliefert. Der Unterzeichner war ein Hauptmann Bärenreuther.

Sie wissen zum Teil aus Zeitungsnotizen, zum Teil aus unserer Interpellation, daß an einer ganzen Reihe von Orten, Ingolstadt, Reichenhall, Baierbrunn usw. Waffen, Maschinengewehre, Munition an die städtische und ländliche Bevölkerung verteilt worden sind, und zwar haben sich die Bezirksämter auf einen Erlaß von Minister Auer berufen, der vom 21. November, glaube ich, stammt, und in dem er die Errichtung einer Bürgerwehr zum Schutze gegen plündernde Banden empfiehlt. Es ist doch bezeichnend, daß alle Konterrevolutionäre, alle Reaktionäre sich immer auf Auer beziehen. Ich habe z. B. hier einen Regimentsbefehl des Obersten und Regimentskommandeurs Epp. Da steht unter anderem:

> Das Erscheinen des Staatsministers des Innern Auer am 16. Dezember beim Regiment bezeugt, daß die Regierung an die Aufrichtigkeit der Gesinnung des

Regiments glaubt, und seine Worte ließen erkennen, daß das vom Regiment Gewollte in den Werkplan der Regierung paßt."

Warum tun diese Kreise das, warum nehmen sie Auer immer für sich in Anspruch? Weil sie glauben, er sei für ihre Zwecke zu brauchen. Und weshalb? Auf Grund seiner Haltung, auf Grund seiner Regierungstätigkeit, auf Grund seiner Reden und Verordnungen. Wir können nicht dulden, daß Minister, die sich an einer ausgesprochen konterrevolutionären Organisation wie der Bürgerwehr beteiligen, noch länger in der Regierung bleiben.

Die Revolution ist in Gefahr, Einigung der sozialistischen Massen ist notwendig!

Ich rufe alle Proletarier, alle, die sich als bewußte revolutionäre Sozialisten fühlen, auf, die Verteidigung der Revolution zu übernehmen.

Es gilt die Befreiung des Menschen von jeder kapitalistischen, von jeder geistigen Unterdrückung.

Wir müssen zusammenstehen, wir müssen bewußt den Kampf gegen die Gegner der Revolution aufnehmen.

Es handelt sich nicht um Personen, es handelt sich um die Sache. Ich rufe allen Genossen von der Mehrheitssozialdemokratie zu: Befreien Sie sich von traditioneller Anhänglichkeit, von blindem Autoritätsglauben!

Geben Sie die Leute, die durch ihr Verhalten nachweisen, daß sie keine Führereignung besitzen, auf. Präsentieren Sie uns Führer, zu denen wir mehr Ver-

trauen haben, und wir wollen ihnen gern zustimmen. Der höchste Sinn wahrer Demokratie ist, daß alle zu Führern werden.

Wir wünschen nicht den Bruderkampf. Wir wünschen ein neues Deutschland, ein sozialistisches Deutschland, ein freies Volk, geachtet in der Gemeinschaft der Völker.

DIE FRIEDENSKONFERENZ ZU VERSAILLES

Erschienen in der „Neuen Zeitung", München, 1. April 1919

Mit Recht wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Parteien, die den Frieden von Brest-Litowsk, daß die Mehrheitler, die den Frieden von Bukarest unterzeichnet haben, der unter anderem Rumänien für 99½ Jahre sämtlicher Petroleumquellen beraubte, um sie den deutschen Schwerkapitalisten auszuliefern, nicht die geringste Legitimation besitzen, gegen den imperialistischen Frieden moralisch zu zetern. Lange genug haben sie das Prinzip der Machtpolitik unterstützt und Kriegskredite für Methoden bewilligt, die darauf ausgingen, die französische Industrie planvoll zu zerstören, um der deutschen mehr Profit zuzuführen. Sie sollten lieber konsequent sein.

Was täten wir, wenn wir die Macht besäßen? Es wäre unser Wunsch, nicht mit den kapitalistischen Ententeregierungen Frieden zu schließen, sondern mit den werktätigen Massen der Ententeländer. Da die Sozialisten auf Grund der besonderen ökonomischen und politischen Umstände drüben heute noch nicht die Macht besitzen, ist die Frage aufzuwerfen, ob wir trotzdem mit den Regierungen Frieden schließen

würden. Diese Frage ist bedingt zu bejahen. Wir wären dazu aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen. Außerdem kommen noch wesentliche taktische Momente hinzu.

Bei dem gesamten Fragenkomplex, der zur Verhandlung steht, kann es sich nur um vorläufige Lösungen handeln. Die endgültige wird einmal von den werktätigen Völkern selbst vorgenommen werden.

Aber würden wir einen Frieden, der von kapitalistisch-imperialistischer Raubgier diktiert ist, unterzeichnen? Nein. Ebensowenig, wie Trotzki den Raubfrieden mit Deutschland unterzeichnete. Wir würden uns gegen einen solchen Frieden wehren, wie wir auch heute schon uns aus menschlichen Gründen, trotz alles Wissens und aller Scham über die Grausamkeit der deutschen Methoden, uns wehren müssen gegen die Behandlung, die man unseren Gefangenen wieder neuerdings in England und Frankreich zuteil werden läßt. Nachrichten, die herüberkommen, rufen in jedem menschlich Denkenden Empörung hervor.

Bernard Shaw schreibt: „Die Legende von den deutschen Verbrechen, wodurch Millionen von Engländern, Amerikanern, Franzosen und Italienern dazu gebracht wurden, sich für die Vernichtung des deutschen Reiches aufzuopfern, enthält nicht mehr Wahrheit, als die gegenübergestellte Legende, die im deutschen Volk verbreitet wurde. Nun der Kampf zu Ende gekämpft ist, haben alle diese Erzählungen ihren Dienst getan, sie müssen nun beseitigt werden.“

In Amerika machen sich gegen Wilsons Pläne bei den Chauvinisten und Gegnern Japans Widerstände geltend. Der Widerstand ist am stärksten bei jenen, die „fleißig ihre Einnahmen durch Munitionslieferungen verbesserten."

Mit dieser Bemerkung beklagen wir uns nicht darüber, daß die berufsmäßigen amerikanischen Munitionsfabriken, als die Vereinigten Staaten noch neutral waren, an die Kriegführenden Kanonen und Munition lieferten. Das haben früher viele Fabriken getan, auch deutsche. Aber Amerika hat, und das ist zum erstenmal in der Weltgeschichte geschehen, obwohl nicht am Kriege beteiligt, Industrien, die der friedlichen Betätigung bestimmt waren, in gigantischem Maßstabe in Werkstätten des Todes umgewandelt und damit Geld verdient. Die amerikanischen Friedensindustrien haben Hunderttausende von Männern getötet und verstümmelt und damit Geld verdient. Hat das amerikanische Gewissen sich nie gefragt, wie das wieder gutgemacht werden kann? Es sind im Kriege viele Greuel begangen worden, aber es geschah von Völkern, die sich im Kriege befanden. Unsere Hoffnung liegt darin, daß es nur Zehntausende waren, die in Amerika durch Munitionslieferungen reich wurden, und daß Millionen mit ihnen abrechnen werden.

Die Erörterung der Schuldfrage wird in Versailles voraussichtlich einen wichtigen Bestandteil der Verhandlungen bilden. So sehr wir von der schweren Schuld

der deutschen Regierung am unmittelbaren Ausbruch des Krieges überzeugt sind, dürfen wir nie vergessen, daß die tiefere Schuld des Krieges im Kapitalismus und Imperialismus, also auch bei den Regierungen der Ententeländer liegt.

Die Ideale, die da heißen: bürgerlich-kapitalistische Demokratie, formaler Parlamentarismus, haben Fiasko erlitten und bieten sich in schonungsloser Nacktheit als Stützen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung dar.

Ihnen gegenüber stehen die östlichen Ideale, die Ideen der Rätedemokratie, der Verwaltung durch das werktätige Volk, der ständigen aktiven Teilnahme aller am öffentlichen Leben, die Vereinigung der Legislative und Exekutive in der Hand des werktätigen Volkes, der gegenseitigen Hilfe, der Möglichkeit der Zertrümmerung der heutigen Staatsgerüste und ihre Aufteilung in zusammenhängende Wirtschaftskomplexe, also der Befreiung der Völker von den Berufspolitikern und der Berufspolitik. Den westlichen Zivilisationsidealen stehen gegenüber die östlichen Kulturinhalte, die an geistiger und sittlicher Tiefe und Menschlichkeit mit ihrem gläubigen Feuer die westlichen flammend überstrahlen. Des Machtkampfes Ausgang ist kaum mehr ungewiß, und vielleicht ist es das tragische Schicksal Deutschlands und seine tragische Sühne, daß in diesem Lande der Mitte der Kampf noch einmal entschieden wird.

Der Kampf der Ideale ist aber heute schon entschieden. Gesiegt haben die östlichen.

Um den Ententemächten kraftvoller gegenüberzutreten, muß sofort ein Bündnis mit Rußland geschlossen werden.

Es ist ein Verbrechen am deutschen werktätigen Volk, daß die Regierung in Weimar die Beziehungen zu Rußland, deren politische und ökonomische Notwendigkeit oft genug bewiesen wurde, nicht aufnimmt und statt dessen Armeen gegen Rußland mobilisiert, unter dem Vorwand, Rußland wolle uns überfallen. Warum hat die Weimarer Regierung nicht die Botschaft Tschitscherins der Öffentlichkeit mitgeteilt, die russische Regierung denke nicht daran, in Deutschland einzufallen?

Man hütet sich davor und überflutet lieber die baltischen Provinzen, deren Bewohner, durch Invasion auf brutale Weise wehrlos gemacht, nicht die Möglichkeit haben, in Deutschland so scharf zu protestieren, wie sie das im neutralen Ausland tun.

An dieser Stelle sei an die bayerische Regierung noch einmal das dringende Ersuchen gestellt, selbständig zu handeln und durch die Errichtung von Gesandtschaften die Beziehungen zu Rußland sofort aufzunehmen.

Auch Wilsons Völkerbund hat sich als Trugbild und letzter Hort der Bourgeoisie entpuppt. Befreien von wirtschaftlichem Elend, von der Unkultur des Kapitalismus wird uns nur die Revolution des Weltproletariats. Und nur durch diese Revolution werden die fundamentalen sittlichen Beziehungen, die zwischen Völkern herrschen müssen, und die die alten

Regierungen als Fetzen Papier ansahen, organisch wachsen.

Nicht den Bund der Regierungen, als der sich der englische Völkerbundsplan herausstellt, erstreben wir, sondern die sozialistische Gemeinschaft der Menschheit, vereint durch eine Wirtschaftsordnung, die jedem Volk und jedem Einzelnen ein Existenzmaximum gibt, vereint durch den Geist der Verantwortlichkeit und der gegenseitigen Hilfe.

GEGEN DEN JUSTIZMORD AN EUGEN LEVINÉ

Einen Tag nach meiner Verhaftung im Polizeigefängnis München am 6. Juni 1919

An die Bayerische Regierung

Das Urteil gegen Eugen Leviné und seine Begründung hat meine Anschauung bestätigt, daß das Standgericht ein Klassengericht ist, in dem die Richter, wenn auch unbewußt, Klasseninteressen vertreten.

Gerade ich, der mit Leviné heftige politische Kämpfe geführt hat, habe das Recht zu der Behauptung, daß meine Beurteilung objektiv ist: Leviné war nicht ehr- und charakterlos, darum ist eine Strafe, die ihm die Ehre aberkennt, niemals zu rechtfertigen. Dieses Todesurteil, vollstreckt an einem politischen Führer, bedeutet die Erklärung der Vogelfreiheit für jenen Teil des werktätigen Volkes, der den Ideen dieses Mannes unbedingt folgte.

Durch das vollstreckte Todesurteil wird eine Atmosphäre der Rache und des Hasses geschaffen, die die Gegner fürchten müssen. Denn es werden Kräfte frei und wirksam, die von keinem mehr gelenkt werden können.

Die Regierung Hoffmann hat sich durch die Vollstreckungsgenehmigung das Urteil zu eigen gemacht

und trägt die volle Verantwortung. Glauben Sie eine revolutionäre Bewegung von europäischen Dimensionen, die in bestimmten ökonomischen und politischen Voraussetzungen wurzelt, durch ein Todesurteil einzudämmen?

Empörung und Trauer zwingen mich, den schärfsten Protest gegen das Verhalten der Machthaber von heute zum Ausdruck zu bringen.

SCHLUSSWORT VOR DEM MÜNCHNER STANDGERICHT

16. Juli 1919

Der Staatsanwalt betonte mit Recht, daß ich seine Argumentation, es könne sich bei der Beurteilung dieses Falles um psychiatrische Momente handeln, zurückweisen werde. Es ist klar erwiesen, daß es sich bei mir weder um eine psychopathische noch um eine hysterische Konstitution handelt, die mildernde Umstände beansprucht.

Ich habe all meine Handlungen aus sachlichen Gründen, mit kühler Überlegung, begangen und beanspruche, daß Sie mich für diese Handlungen verantwortlich machen.

Ich würde mich nicht Revolutionär nennen, wenn ich sagte, niemals kann es für mich in Frage kommen, bestehende Zustände mit Gewalt zu ändern. Wir Revolutionäre anerkennen das Recht zur Revolution, wenn wir einsehen, daß Zustände nach ihren Gesamtbedingungen nicht mehr zu ertragen, daß sie erstarrt sind. Dann haben wir das Recht, sie umzustürzen.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich nach meinen Anschauungen vom Standgericht Gnade erbitte.

Ich frage mich, warum setzt man Standgerichte ein?

Glaubt man dadurch, daß man einige Führer erschießt oder ins Gefängnis schickt, die gewaltige, revolutionäre Bewegung der ausgebeuteten werktätigen Bevölkerung der Erde eindämmen zu können? Welche Unterschätzung dieser elementaren Massenbewegung, welche Überschätzung von uns Führern!

Das werktätige Volk macht nicht eher halt, bis der Sozialismus verwirklicht ist. Es weiß, daß angesichts der zerrütteten wirtschaftlichen Zustände kleinbürgerliche Reformen das Chaos nicht mehr aufhalten können, daß wir zum Chaos kommen, wenn wir nicht einschneidende wirtschaftliche Umgestaltungen vornehmen.

Diese gigantische Bewegung des werktätigen Volkes wird auch nicht haltmachen vor dem Völkerbund von Versailles, der nichts weiter bedeutet als eine Vereinigung des Prinzips der Lohnarbeit und der Ausbeutung durch die vereinigten kapitalistischen Regierungen der ganzen Welt.

Die Revolution gleicht einem Gefäß, gefüllt mit dem pulsierenden Herzschlag der Millionen arbeitender Menschen. Nicht eher wird der revolutionäre Geist tot sein, als bis die Herzen dieser Menschen aufgehört haben zu schlagen.

Wir, die wir die Verhältnisse kennen, versprechen dem werktätigen Volk kein Paradies. Wir wissen, daß die nächsten Jahrzehnte uns entsetzliche Zustände bringen werden, daß es der angestrengtesten Arbeit und des Verantwortlichkeitsgefühls jedes einzelnen bedarf. Aber wir wissen auch, daß, wenn wir über diese Zeit

hinweggekommen sind, die kommenden Generationen ernten werden.

Die Revolution wird nicht haltmachen vor den veralteten Parteischablonen, auch nicht vor den Staaten in ihrer heutigen Form. An Stelle dieser Staaten wird die Erdgemeinschaft aufgerichtet werden, äußerlich gebunden durch ein Minimum von Gewalt, innerlich gebunden durch den Geist der Achtung vor jedem einzelnen, durch den Geist des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls, durch den Geist der Liebe.

Man sagt von der Revolution, sie sei eine Lohnbewegung des Proletariats und will sie damit verächtlich machen.

Meine Herren Richter! Wenn Sie einmal zu den Arbeitern gehen, dann werden Sie begreifen, warum diese Menschen vor allen Dingen ihre materielle Notdurft befriedigen müssen.

Aber in diesen Menschen lebt auch ein tiefes Sehnen nach Kunst und Kultur, ein tiefes Ringen um geistige Befreiung. Dieser Prozeß hat begonnen, und er wird nicht niedergehalten werden durch die Bajonette und Standgerichte der vereinigten kapitalistischen Regierungen der ganzen Welt.

Meine Herren! Ich bin überzeugt, daß Sie von Ihrem Standpunkt aus nach bestem Recht und Gewissen das Urteil sprechen. Aber nach meinen Anschauungen müssen Sie mir zugestehen, daß ich dieses Urteil nicht als ein Urteil des Rechts, sondern als ein Urteil der Macht hinnehmen werde.

WELTREVOLUTION

Geschrieben im Gefängnis Stadelheim. Erschienen im „Kampf", München, 9. August 1919

Viele von uns haben die Tragik der europäischen Revolution übersehen, die darin liegt, daß die ökonomischen und politischen Bedingungen Westeuropas von denen Mittel- und Osteuropas gegenwärtig in hohem Maße verschieden sind. Und wer da glaubt, diese Differenz könne durch intensive Agitation einer kleinen Schar zielbewußter Revolutionäre, die imstande sind, von heute auf morgen die betreffenden Länder zu revolutionieren, ausgeglichen werden, der kann für sich in Anspruch nehmen, hierin ein gutgläubiger Anhänger Bakunins zu sein — mehr aber nicht. Heute, wo die marxistische Theorie der revolutionären Bedingungen von Tag zu Tag ihre plastische Bestätigung findet, wird diese Anschauung durch die Wucht der Geschehnisse widerlegt. Denn es genügt nicht, eine geistige revolutionäre Atmosphäre bei wenigen zu schaffen, die notwendige geistige Atmosphäre und Zielklarheit bei den Massen wird erst hervorgerufen, wenn die entsprechenden ökonomischen und politischen Voraussetzungen bestehen. Blindes Nachäffen russischer Taktik bei völliger Wesensverschiedenheit

wurde gerade von Lenin verworfen. Deutlicher denn je erinnert man sich heute des Telegramms von Lenin an Bela Kun, in dem er davor mit Hinweis auf die ganz anders gearteten Verhältnisse Ungarns warnt.

Wir können nicht, schrieb Albert Winter vor einigen Tagen, unsere Politik allein nach Moskau richten, wir müssen, wenn wir internationale Politik treiben wollen, sie ebenso nach Paris und London orientieren. Mit diesem Satz ist zweierlei gesagt: Erstens unsere Abhängigkeit in Deutschland von der Machtentwicklung des Proletariats in England und Frankreich, zweitens der deutliche Hinweis, daß diese Machtentwicklung in den westlichen Ländern sich noch nicht in dem Stadium befindet, das wir wünschten. Wir haben in der Gewißheit des Endsieges nicht nötig, eine Politik des revolutionären Rauschs und der revolutionären Romantik zu treiben. Und darum können wir ohne Einbuße an innerer Geschlossenheit und Kraft jede Illusion zerstören.

Der 21. Juli in den Ententeländern, insbesondere in Frankreich, war für das deutsche Proletariat — es kann ruhig ausgesprochen werden — eine Enttäuschung. Wochen vorher hörten wir von dem Entschluß, für internationale proletarische Ziele, zu deren wichtigsten der Protest gegen die Intervention der kapitalistischen Regierungen in Rußland und der Protest gegen den Frieden von Versailles gehörten, zu demonstrieren. Am Vorabend wird bekannt, daß Jouhaux, der Führer des französischen Comité Général de Travail,

erklärt hätte, der Streik würde aufgeschoben, weil man ein wesentliches Ziel, den Sturz des französischen Ernährungsministers, erreicht habe.

Wir in Deutschland verkennen keineswegs die Schwierigkeiten der französischen Arbeiterklasse, auf die der Sieg der kapitalistischen Reaktion und die „großen Heldentaten" unserer Obersten Heeresleitung in Nordfrankreich eben doch nicht ganz ohne Einfluß blieben. Daß es in Frankreich ebenso wie bei uns an revolutionären großen Führern fehlt, wie wir sie zum Beispiel in Rosa Luxemburg besaßen, die auch überragende geistige Theoretiker sind, ist bekannt. Von Rußland gar nicht zu reden. Historiker mit individualistischer Geschichtsauffassung mögen mit Recht sagen, es sei das Mißgeschick Lenins, daß in andern Ländern ihm Wesensgleiche fehlen.

Sicherlich werden die Demobilisation in Frankreich und die damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Probleme den Entwicklungsprozeß beschleunigen, wahrscheinlich auch die Schicht der kleinbürgerlichen Bauern revolutionärem Kampf geneigter machen. Aber die Kraft des Proletariats darf nicht erlahmen, und die französischen Führer tragen heute die schwerste internationale Verantwortung.

Die Arbeiterbewegung in England ist bedeutend stärker als die in Frankreich, stellt auch im politischen Leben einen viel höheren Machtfaktor dar. Trotzdem muß gesagt werden, daß die meisten Streiks einen rein wirtschaftlichen Charakter tragen, wenn auch poli-

tische Ansätze, hauptsächlich in Schottland, zu verspüren sind. Gerade in England, dem Land des Ursprungs der wirtschaftlich begrenzten Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, faßt der politisch revolutionäre Gedanke viel schwerer Fuß. Im Orient, zum Beispiel in Ägypten, mehren sich die Unruhen gegen England und untergraben die Basis der englischen Imperialisten.

Die italienische Arbeiterbewegung nötigt uns Achtung ab, besonders durch ihre Haltung während des Krieges. Aber wir dürfen revolutionäre Formen nicht überschätzen und glauben, daß wir in jeder Stunde den Ausbruch der Revolution in Italien erwarten können. Wir müssen die oft grandiose revolutionäre Geste, deren Ursache in einer bestimmten romanischen Geistesart liegt, würdigen, sie jedoch nur im Gesamtzusammenhang werten.

Es wäre töricht, das Proletariat eines andern Landes mit Anklagen zu überhäufen, weil es nicht ein bestimmtes Tempo in seinem Kampf aufweist. Der Rhythmus und das Tempo des revolutionären Kampfes richten sich nach einer Fülle von komplizierten realen Faktoren und Imponderabilien, die von Außenstehenden nicht in jedem Augenblick genügend erkannt werden können.

Und die russische Revolution? Diese bange Frage wird in jedem wach. Wir müssen aus tiefster Seele hoffen, daß die Sowjetrepublik sich aus eigener Kraft hält, müssen alles tun, um sie zu unterstützen, dürfen aber

nicht die Illusion erwecken, daß sie schon heute oder morgen ausreichende Unterstützung vom Ententeproletariat erfährt. Lenin weiß das nur zu gut.

Noch einmal: wir haben es nicht nötig, uns mit Illusionen zu umgeben. Der revolutionäre Prozeß der werktätigen Völker ist nicht aufzuhalten — weder durch Belagerungszustand und Standgerichte, weder durch die Herren von Versailles, noch durch Koltschak, dem ja sogar, wie der „Vorwärts“ meldete, General v. d. Goltz, durch seine Taten in Finnland unrühmlich bekannt, seine Hilfe geliehen haben soll.

Die Lage der Menschheit zwingt mit elementarer Kraft zu politischer, wirtschaftlicher und kultureller Erneuerung der Formen und des geistigen Inhalts.

ZENSUR

Eingabe an den Deutschen Reichstag

Festung Niederschönenfeld, 19. September 1923

Am 15. September übergab ich der Verwaltung der Festungsanstalt zur Weiterbeförderung drei Manuskripte meines letzten Werkes „Das Schwalbenbuch". Das eine Exemplar war für meinen Verleger Gustav Kiepenheuer, Potsdam, die beiden anderen Exemplare waren für Freunde bestimmt.

Am 17. September las mir der Festungsvorstand, Herr Oberregierungsrat Hoffmann, eine „Eröffnung" vor, die ich, da ich trotz ausdrücklichen Ersuchens keine Abschrift erhielt, mich bemühe dem Sinn nach wiederzugeben.

Nach § 22 der Hausordnung werde das „Schwalbenbuch" beschlagnahmt, da es eine Reihe von Stellen enthalte, deren Verbreitung dem Strafvollzug Nachteile bereiten würde.

Das erste Gedicht „Ein Freund starb in der Nacht" stelle eine agitatorische Benutzung des Todes des früheren Festungsgefangenen Hagemeister dar.*

---

* Das Gedicht heißt im Wortlaut:

Ein Freund starb in der Nacht
Allein.
Die Gitter halten Totenwacht.
Bald kommt der Herbst.
Es brennt, es brennt ein tiefes Weh.
Verlassenheit.

In einem Gedicht sei von „Gitterloch“ und ähnlichem die Rede. Das wirke agitatorisch.

In einem Gedicht werde eine entstellte Darstellung der üblichen Säuberung der Dachrinnen vom Schmutz gegeben. Gleichzeitig werde das Verhalten der Aufsichtsbeamten herabgesetzt, indem es als gefühlsroh bei der Säuberung der Dachrinnen hingestellt werde. („Menschen, Menschen.“)

In einem Gedicht komme die Zeile vor:

„Opfernd
Im todnahen Kampf heroischer Fahne.“

Das sei politische Hetze.

Mündlich sagte mir Herr Oberregierungsrat Hoffmann:

Das Buch enthalte agitatorische Stellen in solcher Häufung, daß es auch als Ganzes als „Hetze“ wirke.

Auf meinen Einwurf, wer zum Beispiel draußen beim Lesen des ersten Gedichtes wohl an Hagemeister denke, antwortete er:

Ich (der Verfasser T.) wäre bei den Beschwerden, die nach dem Tode Hagemeisters einsetzten, einer der „Rädelsführer“ gewesen, und darum würde jeder draußen wissen, welche Agitation ich damit bezwecke.

Dies der Tatbestand, den ich, beschwerdeführend, dem Reichstag unterbreite.

Wäre der Vorfall nicht so ernst in seinen Folgen für mich, würde durch den Entscheid nicht eine empfindliche Schädigung meiner beruflichen Aufgaben eintreten, ich wäre geneigt, ihn kopfschüttelnd hinzu-

nehmen, wie so viele ähnliche. Um die Willkür deutlich zu machen, ist es vielleicht angebracht, darauf hinzuweisen, daß ich das Gedicht, in dem die „hetzerische Stelle“: „Opfernd im todnahen Kampf heroischer Fahne“ vorkommt, noch vor zwei Wochen „unbeanstandet“ an Dr. E. Jahn, Leipzig, senden durfte!

An den deutschen Reichstag richte ich das Ersuchen, dahin zu wirken, daß die gesetzwidrige Beschlagnahme meines Werkes aufgehoben werde, ferner, Normen zu beschließen, die künftig Beschlagnahmen literarischer Werke in Haftanstalten unmöglich machen.

Ich habe nie um Gnade für mich gebeten, ich will auch heute keine Gnade von Ihnen. Ich erwarte, daß Sie mir zu dem Recht verhelfen, das ich als politischer „Ehrenhäftling“ beanspruchen darf. Unter dem barbarischen Regime der Zarenknute war es in Rußland eingekerkerten Schriftstellern möglich, sich die Freiheit des Geistes zu retten. Im Freistaat Bayern wird im Jahre 1923 die Freiheit des Geistes als Verbrechen geahndet.

Ich habe geschwiegen, als der Festungsvorstand mir vor einigen Monaten, in gesetzwidriger Weise, verbot, mit einer Verwandten, die Ärztin ist, und die mich besuchte, über meinen gesundheitlichen Zustand auch nur mit einem Satz zu sprechen.

Ich habe, aus dem Gefühl der Verachtung, bei Vorfällen geschwiegen, die ebenso eindeutig das vollkommene Fehlen jeper Rechtsnorm im Strafvollzug für bayrische sozialistische Gefangene dartun.

Ich habe aus dem Gefühl der Verachtung geschwiegen, als bayrische Behörden von der Tribüne des Landtags herab und in der Presse mich, den Wehrlosen, mit Schmutz bewarfen.

Ich habe aus dem Gefühl der Verachtung geschwiegen, als die Festungsverwaltung durch Beschlagnahme der Zeitungen verhinderte, daß ich wenigstens von dem Inhalt der Anwürfe Kenntnis bekäme.

Ich habe mich darauf beschränkt, die unzähligen Eingaben zu unterstützen, die von den Festungsgefangenen bei den verschiedenen Landes- und Reichsstellen eingereicht wurden.

Einmal allerdings schwieg ich nicht: als ich nach dem entsetzlichen Tod August Hagemeisters den Anstaltsarzt beim Ersten Staatsanwalt in Neuburg wegen fahrlässiger Tötung anzeigte. Damals mußte ich erkennen, daß es für den sozialistischen Gefangenen in Bayern kein geschriebenes Recht gibt. Ich, als Anzeigender, wurde nicht einmal vernommen.

Heute wende ich mich an den Deutschen Reichstag.

Wollen Sie dulden, daß einem Strafvollzugsbeamten das Recht zugesprochen wird, Werke der deutschen Literatur nach Belieben zu unterdrücken? Wollen Sie dulden, daß ein Gefangener, nur weil er revolutionärer Sozialist ist, in der Republik Deutschland außerhalb des Gesetzes steht?

1. AUGUST 1914 — 1. AUGUST 1924

Auf der Antikriegskundgebung der deutschen Gewerkschaften in Leipzig

Genossen! Genossinnen!

Revolutionäre Jugend!

In diesen Tagen ward schreckhaft mir Erlebnis, das aufriß zum Gleichnis das Antlitz dieser Zeiten. Ich stand auf einem abendlichen Feld im Palmengarten. In den Lüften, knatternd und prasselnd, im Farbenspiel kreisender Lichtgestalten, zerstoben flirrend Raketen. Eine Stimme neben mir, selig verzückt, sprach vor sich hin: Wie an der Front! Und einer Frau Echo, träumerisch: Wie an der Front!

Da krampften sich meine Hände zusammen, da wollte ich schreien: Ihr lügt! Ihr lügt! Erinnert euch! Erinnert euch! Von Blendlichtern seid ihr berauscht, wieder berauscht. Erinnert euch doch! Erinnert euch!

Schon war ich fortgerissen im Strudel der Menge, und es wölbte sich in unendlicher Stille der Himmel.

Sei nicht stolz, Mann, daß du hier stehst und deine Fäuste ballst wider den Krieg. Was tatest du vor zehn Jahren? Was tatest du wider den Krieg? Ob du Deutscher oder Franzose, Engländer oder Amerikaner, was

tatest du wider den Krieg? Hurra! schriest du, Hussa! Eljen! Eviva la guerra! Das tatest du.
Sei nicht stolz Frau, daß du hier stehst, wissender als deine blinden Schwestern, und den Krieg anklagst, der dir Mann nahm und Bruder und Sohn. Ob du Deutsche, Französin, Engländerin oder Amerikanerin, was tatest du wider den Krieg? Mit sommerlichen Blumen schmücktest du Mann und Geliebten, Sohn und Bruder, beschwingt aufleuchteten deine Augen, und schwer von schmerzlich süßer Trunkenheit ließest du ihn ziehen!
Du warfst dich nicht vor die Züge, du ließest ihn ziehen!
Was tatest du, Jugend? Dein Wort war Jubel, dein Schritt Trommelklang und: Auf in den Krieg!
Ihr alle werdet mir antworten, man hat uns gezwungen.
Wer kann den Menschen zwingen?
Niemand!
Verblendete waren wir, Knechte! Wir waren es, die Granaten schmiedeten und brauten die giftigen Gase des Mordes! Wir waren es, die Bomben warfen auf wehrlose Städte!
Kameraden! Denkt zurück! Hört ihr im Drahtverhau schreien den hilflos Sterbenden? Fühlt ihr die klagende Stille gemordeter Wälder? Hört ihr das dumpfe Gebrüll verlassener Tiere?
Menschen, Tiere, Wälder gemordet!
Ihr Millionen Tote des Weltkrieges! Euch rufe ich an

in dieser Stunde. Feinde? Arme geopferte Menschen! O Umarmung geschändeter Leiber im Massengrab Europas, Asiens, Afrikas!

Genossen, die Stunde fand eine Generation, die versagte. Ja, alle haben wir versagt. Das Proletariat der Welt, es hat versagt. Möge dieses Wort eure Herzen krallen mit den Millionen Händen der auf allen Schlachtfeldern der Welt sinnlos Geopferten. Wir haben versagt!

Eine Generation versagte, in der der Geist der Internationale hätte glühen sollen! Genosse kämpfte gegen den Genossen, Genossin verfluchte die Genossin. Und nicht verfinsterte sich der Himmel in uns. Und nicht stockte der Herzschlag unsres Blutes.

Da stand ein Mann auf: Karl Liebknecht. Da standen auf die namenlosen Rebellen, erschossen, füsiliert an Gräben und Mauern.

Sie blieben allein.

Der Krieg starb. An sich selbst starb er, nicht am Willen der Völker. Nur Rußland gab uns ein anderes Beispiel.

Und das, ihr werktätigen Völker, war euer zweites Verbrechen wider den Geist der Internationale. Ihr hättet den Krieg töten können nach dem Rausch der ersten Monate. Ihr tatet es nicht. Ihr ließet ihn leben, fünf Jahre lang, bis er an sich selbst starb.

Nun lasten fünf Jahre des Friedens auf uns. Friede? Gigantisches Drahtverhau, gespannt über die Felder der Welt. Darin krümmen sich die Völker, darin stöh-

nen sie, darin ächzen sie, suchend den Traum des Friedens, der sie beglückte.
Friede?
Gelächter — woher?
Aus Gefängnissen, Zuchthäusern, Gelächter gekettet-ter Revolutionäre.
Friede?
Führen die Mächtigen nicht Tag um Tag Krieg gegen die proletarischen Völker? Einen zähen, unendlichen Krieg!
Wacht auf, ihr Völker, wacht auf!
Es gibt einen Weg!
Werktätige Völker der Erde, bündet euch!
Zerreißt die Toga vaterländischer Prunkworte:
Das Fundament, das euch trägt, baut sich auf den Leibern, die geopfert wurden nacktem Profit.
Völker der Erde: schafft ein neues Fundament!
Ihr könntet es schaffen! Ihr könntet es schaffen!
Nieder der Krieg!
Es lebe der revolutionäre Bund freier, befreiter Völker!
Es lebe die künftige, geeinigte Internationale!

DEUTSCHE REVOLUTION

Vor Berliner Arbeitern am 8. November 1925

Aus Fabriken und Werkstätten, aus Schreibstuben und Mietskasernen marschieren Millionen, um zu feiern den Jahrestag deutscher Revolution.
Mit welchem Recht?
Mit dem Recht der Vergangenheit?
Was haben wir gewirkt?
Mit dem Recht der Zukunft?
Was werden wir wirken?
Tag des Gerichts ist dieser Tag eher denn Tag der Feier.
Ermordet Eure Besten: Liebknecht, Landauer, Luxemburg, Eisner, Haase — all die namenlosen Scharen derer, die die Fahne der Revolution umklammerten mit gläubiger Faust. In Zuchthäusern und Gefängnissen Eure Tapfersten.
Erloschen der Atem Eures kurzen allzukurzen Aufschwungs.
Gelähmt, mutlos, ohne Vertrauen trottet Ihr — und Sozialismus, Revolution wurden bunte Flitter, die den Festtag verschönen, hinwelkend schon in der Nacht zum Alltag.

Rechte, die Ihr erkämpftet, wo sind sie heute?
Macht, die Ihr truget, wer trägt sie heute?

1918: In Vorzimmern sozialistischer Regierungsmänner die völkischen Helden, buckelnd, und, auf dem Boden der Tatsachen, nicht den Parademarsch, sondern den Ämtermarsch stechend.

Heute: Feme über Deutschland. Arbeiter die Opfer.

1918: Werktätiges Volk, bewaffnet, am Arm die rote Binde, schützt die Städte.

Heute: Vor brotlosen Generalen, auf dem Kopf den kaiserlichen Pickelhelm, die Brust geschwellt unter Ordenstand Wilhelms II., defilieren die Truppen der Konterrevolution.

1918: Her mit der Sozialisierung!

Heute: Fort mit dem 8-Stunden-Tag!

1918: Alle Macht den Arbeitern und Bauern!

Heute: Alle Macht den Industriellen und Agrariern!

Freunde, richtiger wäre, die deutsche Revolution, die, allen Höhnenden zum Trotz, gelebt hat, zu betrauern, als sie zu feiern.

Ja, eine Mumie ward diese Revolution, deren Schaustellung heute noch, wer weiß ob morgen, die Regierer dulden.

Warum erlosch so jämmerlich die Flamme von 1918?

Das Proletariat hatte die Macht.

Aber hatte es den Willen zur Macht?

Euch, uns alle fand die Stunde unvorbereitet. Denn hätten wir gewußt das Entscheidende zu tun, keiner wäre so mächtig gewesen, wider unsern Willen zu han-

deln, die Revolution preiszugeben den alten Gewalten.

Was verstanden wir vom Kreis der Aufgaben?

Wir wußten keinen Bescheid über den Gegner und die Art seiner Mittel.

Das deutsche Proletariat hatte kein Vertrauen zu sich, wie auch die Führer, die schwächlich waren, kein Vertrauen zu ihm hatten.

Selten getraute sich der deutsche Arbeiter zu verantwortlichem Führertum.

Immer war er bereit, Führung und Ämter dem ersten Besten, dem ersten Schlechtesten zu übertragen — aus Furcht vor Verantwortung. Der deutsche Arbeiter hatte Mut, für die Revolution zu sterben, aber die Barrikade revolutionären Lebens fand ihn kleinmütig und furchtsam.

Uns fehlte die Kühnheit,

Wir hatten Angst.

Auf dem Götzenberg verkalkter Gewohnheit saß eine furchtbar dreinschauende Vogelscheuche, und die alte Dame drohte mit dem Finger und schrie:

„Ich bin das Chaos! Hütet euch!“

Und wir hüteten uns. Wir hüteten uns so sehr, daß wir unsere Gegner baten, sie möchten um der allgeliebten Ruhe und Ordnung willen die Revolution doch ja ins rechte Geleise führen. Was sie dann auch taten.

Von hunderten ein Beispiel: den Fuchsbau der Bürokratie, anstatt ihn zu zerstören, wir haben ihn gehätschelt und gepflegt. Heut pfeift aus ihm die Antwort!

So blind, so unwissend waren wir, daß wir kaum uns getrauten, alte Symbole zu zerstören und neue Symbole zu setzen an Stelle der alten.

Denn Farben und Lieder, Fahnen und Denkmale sind keine bloßen Merkzeichen, sie sind Gefäße, darin eingefangen sind Traditionen, Gefühle und Wünsche der herrschenden Klasse, sie sind magische, gewaltige Kräfte, die das Alte beschwören in dem, der ihnen dient.

Und etliche von uns, ihre größte Angst hieß:

Das Bürgertum zu erschrecken.

Sie glaubten, man könne eine Klasse, die auf ihre Macht verzichten soll, durch Worte überzeugen. Die Menschen lassen sich selten durch Worte überzeugen, und wenn sie sich überzeugen lassen, bleiben sie selten bei ihrer Überzeugung. Nicht einmal grausamste Erfahrung überzeugt die Menschen, das hat der Krieg uns gelehrt.

Nur durch Tat und Tun kann man überzeugen, durch Tat, die sich nicht wegdisputieren läßt in Leitartikeln, durch Tun, das alle, auch die Widerstrebenden, bindet in sinnvoller Arbeit.

Tat und Tun — Einmaliges und Mannigfaltiges — so deuten wir das Wesen der Revolution.

Tat wirkt Macht. Die Mittel der Tat werden nicht allein von uns gewählt. Wer heute auf der Ebene der Politik, im Miteinander ökonomischer und menschlicher Interessen kämpfen will, muß klar wissen, daß Gesetz und Folgen seines Kampfes von anderen Mächten be-

stimmt werden als seinen guten Absichten, daß ihm oft Art der Wehr und Gegenwehr aufgezwungen werden, die er als tragisch empfinden muß, an denen er, im tiefen Sinn des Wortes, verbluten kann.

Tat ist Einmaliges.

Tun aber ist Mannigfaltiges, ist Bauen, ist Bewährung.

Wer tun will, muß Kraft und Willen zu neuer Bindung, neuer Bündung besitzen, muß Bereitschaft für Jahre und Jahrzehnte mitbringen aus seiner menschlichen Fülle.

Zum Tun, zum Bauen genügt nicht Macht. Als Schöpferisches muß hinzukommen Geist der Gemeinschaft.

Hatten wir den ? Hat die deutsche Arbeiterschaft ihre Macht nicht mitzerstören helfen durch den Egoismus der Parteien, der Gruppen, der Personen?

Eine Revolution, der der Geist fehlt, gleicht einer Flamme, die jäh auflodert, um ziellos zu verflackern, weil ihr die nährende Kraft mangelt.

Geist der Gemeinschaft: das ist zerstörende und schaffende Liebe, gebunden in Freiheit, frei in Gebundenheit.

Geist: das ist von Gefühl und Erkenntnis zugleich besessen sein, skeptisches Wissen haben und trotzdem die unbedingte Hingabe, die Kühnheit des Gläubigen, in heller Entschlossenheit Dennoch! sagen, Grenzen sehen, alle und noch die grauesten Wirklichkeiten tragen und ertragen können und sich nicht lähmen lassen.

Gemeinschaft: das ist aus Einheit des Wesens kämpfen.

Aber wir?

Wir sahen mit sozialistischen Augen, wir handelten aus unsozialistischen Instinkten. Lernen wir, in uns, in unsern Kindern sozialistische Instinkte züchten — man kann Instinkte züchten — so lösen wir uns von Vergangenem und binden uns an Zukunftsträchtiges.

Heute sind wir: Spießbürger am Alltag, Spießbürger als Ehemänner, Spießbürger als Väter —

Revolutionäre im Feuilleton der Tageszeitung, Revolutionäre bestenfalls in der Proletarischen Feierstunde.

Knechte der Vergangenheit aus Unfreiheit.

Wie wir Knechte der Gegenwart, der herrschenden Mächte sind aus Unfreiheit.

Denn könnten sie über uns herrschen, gäben wir ihnen nicht die Freiheit zu herrschen?

Was ist zu tun?

Betrachten wir nur die Dinge in den mittel- und westeuropäischen Staaten, mancher hätte das Scheinrecht, den Kopf hängen zu lassen.

1918, nach dem verlorenen Kriege, fürchtete sich in Deutschland die herrschende Klasse vor der Verantwortung, es war ihr gar nicht so unlieb, daß die Arbeiterschaft die Verantwortung ihr abnahm.

Heute sehen wir ein willenstarkes, seiner Ziele bewußtes, organisiertes Bürgertum und eine Arbeiterschaft, die Enttäuschungen, Not, Verrat lähmten, die nicht mehr ihren Willen spannt, die in gefährlicher Lethargie sich Recht um Recht nehmen läßt, die ihre eigenen Organisationen schwächt.

In Italien, in Spanien, in Rumänien, in Bulgarien — die Arbeiterschaft entmachtet, das Bürgertum stark.
In welchem mittel- oder westeuropäischen Land ist die Arbeiterschaft so mächtig, um politische Wege zu bestimmen, in welchem so kraftvoll, um politische Wege der Herrschenden zu verhindern?
Die kapitalistische Wirtschaft Europas eng vertrustet und versippt, das will heißen, es entstand die organisierte, armeengestützte Front des europäischen Bürgertums, die den sozialen Bau jeden Landes, mit dem Interesse des eigenen Geldbeutels, wachsam verfolgt.
Wo aber blieb die innerlich starke Front der europäischen Arbeiterklasse?
Wir werden neue Formen internationaler Verbündung finden müssen, um die Stärke zu gewinnen, die not tut. Das Wort „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ darf nicht länger Gespött bleiben, muß wieder Blut und Wirklichkeit werden.
Aber haben wir als Sozialisten, die wir behaupten, umfassenderen Einblick in geschichtliches Werden zu besitzen, das Recht, nur die Dinge in einigen Staaten zu sehen?
Die Erde ist das Kampffeld des Sozialismus, nicht ein Staat!
Ist die Revolution auf der Erde gestorben?
Nein!
Sie lebt!
Sie lebt in Rußland, sie fegt über den Erdball, sie weckt die Herzen der Völker, die, Jahrhunderte träu-

mend, von Europas Imperialismus versklavt und geschändet wurden.
Sie regt sich überall, trotz Galgen, Zuchthaus und auf der Flucht-erschossen-werden.
Sie wartet in Euch, in Dir, Jugend!
Ermattet nicht in den Zeiten, da das Kummet der Not Euch drückt und sehr einsam macht.
Lasset euch nicht einschläfern von taubem Geschrei, es könnte der Welt ewiger Friede, ewiges Recht werden, solange die Garanten das Unrecht, Klassenunrecht und nationales Unrecht, mit Giftgasen und Schlachtschiffen schützen. Ihr allein könnt den Krieg, der, täuschen wir uns nicht, sich wieder vorbereitet, der die Revolution, den Sozialismus treffen, die Fundamente des Imperialismus härten soll, verhindern.
Mit der „freien Republik" allein ist es nicht getan.
„Wer ist frei in einer Republik ohne Sozialismus?" schrieb 1848 Kürnberger. „Bloß der Bürger, nicht der Mensch. Bloß der Besitz, nicht die Arbeit. Bloß eine Partei, nicht die Gesellschaft. Die Republik ist nicht träge Ruhe. Die Republik ist erst der rechte Ausgangspunkt für Kämpfe und Stürme der Sozialisten."
Wähle, Proletariat!
Du bist die Knechtschaft: schwach und verblendet.
Du bist die Freiheit: wissend, wollend, gläubig.
Entscheide dich!

GEGEN KOLONIALIMPERIALISMUS

Auf dem ersten Kongreß der Liga gegen Imperialismus Brüssel 1927

Vor einigen Tagen sprach hier ein Kamerad aus Afrika die Worte: „Wir haben genug von der Zivilisation!“ Gestern schilderte uns ein Negerkamerad mit erschütternden Worten die Lage seines Volkes, die schlimmer ist als Sklaverei, denn für die wirklichen Sklaven sorgte der Eigentümer, für den Kolonialmenschen sorgt niemand. Der Kolonialmensch ist nur Ware, die der Imperialismus verschleißt und wegwirft.

Auch die Blindesten begreifen, was die Zivilisation den kolonialen Völkern gebracht hat, was sie für sie bedeutet. Die Zivilisation hat ihnen Maschinengewehre und Syphilis, Alkohol und Giftgas geschenkt.

In den Händen der Mächtigen wurde die Zivilisation zum barbarischsten aller Götzen, dem man Hekatomben von Menschenleibern opfert. Im Namen der Zivilisation wird ein neuer Krieg vorbereitet, ein Verbrechen, noch furchtbarer als das Verbrechen des Weltkrieges.

Aber wir, die wir das Blutantlitz des Krieges nicht vergessen haben, rufen den Mächtigen der Erde zu:

Genug!

Wir sind nicht mehr eure Schachfiguren, unsere Länder sind nicht mehr bunte Atlasfetzen, die man aufteilen kann nach politischen und wirtschaftlichen Interessen, nach militär-taktischer Laune. Ihr gebt vor, die Zivilisation zu verteidigen, aber Ihr habt noch immer und überall die wahre Zivilisation verfolgt, im Orient und in Europa. Ihr habt seit Jahrtausenden alle Menschen, die für die Wahrheit, für den Geist fochten, verfolgt, eingekerkert, hingerichtet, auf der Flucht erschossen. Ihr habt gar keinen Anspruch darauf, euch mit patriarchalischer Geste als Heilsbringer zu fühlen. Viele seiner tiefsten Ideen hat Europa vom Orient als Geschenk empfangen.

Wir sind keine Romantiker. Wir wissen genau — das hat uns die grausame Erfahrung des Krieges gezeigt—, daß der Geist blinden Gehorsams, der Geist der Knechtsseligkeit die Völker regiert, daß im Rausche des Tages, im Taumel der Hetzlügen, die Menschen sich betäuben lassen und dem Rufe ihrer verbrecherischen Regierungen folgen und wahrscheinlich weiter folgen werden. Aber wie einst in Deutschland Karl Liebknecht, als er seine Stimme gegen den Krieg erhob, ein Einzelner war, den man verlachte, und dessen Stimme anwuchs zum drohenden Ruf und zur Tat der Millionen, so wird in einem neuen Krieg, wenn Ihr ihn wagt, Ihr Mächtigen der Erde, die Stimme der Wenigen, die sehend sind im Beginn, zur Stimme und Tat der Millionen werden und euren Untergang um so rascher herbeiführen!

Ja, seien wir uns dessen bewußt: der Geist der Knechtseligkeit regiert ebenso Europa, wie er heute den Orient regiert. Wie in europäischen Ländern proletarische Soldaten es waren, die proletarische Rebellen erschossen haben, so waren Neger und Chinesen, Ägypter und Anamiten noch immer die gefügigsten Werkzeuge des Imperialismus gegen ihre revolutionären Brüder.

Aber dieser Kongreß ist eine Verpflichtung für alle, die daran teilnehmen, für alle, die davon hören. Dieser Kongreß, diese Tagung muß wie eine ewige Flamme Europa und dem Orient leuchten. Er muß die Verachtung des Mexikaners gegen den Chinesen, die Verachtung des Ägypters gegen den Neger, die Verachtung des Arabers gegen den Juden zerstören.

Würde die Befreiung der Völker nur dazu dienen, daß an Stelle der Kriege der Imperialisten die Kriege der Nationen untereinander begännen, dann wäre die Welt nicht vorwärts gekommen.

Es gibt einen Imperialismus des Geistes, den auch wir wollen. Wir wollen, daß unsere Idee der Gleichheit der Rasse, der Freiheit der Völker, der Brüderlichkeit der Menschen, die Welt erobert.

Ich spreche hier als Deutscher, also für ein Land, das gegenwärtig keine Kolonien besitzt. Aber diese Tatsache ist wahrlich keine Tugend Deutschlands. Die deutschen Imperialisten waren gezwungen, ihre Kolonien aufzugeben. Schon morgen wären sie mit Freuden bereit, über den kleinsten Kolonialfetzen zu jubeln

und Tausende von Soldaten in die Armee des Imperialismus gegen den Orient einzureihen. Aber das werktätige Volk Deutschlands wird die Pläne der deutschen Imperialisten durchkreuzen. Wenn es seine Kämpfer stellt, so stellt es sie für die Befreiung der Welt von allem politischen und sozialen Unrecht, nicht für ihre Unterdrückung.

Es ist unverständlich, daß unsere deutschen Sozialisten, daß unsere deutschen Gewerkschaften nicht die Bedeutung dieses Kongresses erkennen und einen Vertreter hierher gesandt haben. Es ist unverständlich, daß die Internationale von Amsterdam, daß die Gewerkschafts-Internationale die Bedeutung dieses Kongresses so verkannt hat, daß sie sich nicht einmal offiziell hier vertreten ließ.

Kameraden, im Namen der deutschen Delegation habe ich folgende Erklärung vorzulesen:

„Die auf dem ersten Kongreß der Liga gegen koloniale Unterdrückung in Brüssel versammelte deutsche Delegation kam zu folgender Entschließung:

Wir verfolgen den in der ganzen Welt vor sich gehenden Freiheitskampf der unterdrückten kolonialen Völker mit tiefer Bewunderung und in der Hoffnung auf den Endsieg ihres Kampfes für die Sache der ganzen arbeitenden Menschheit.

Die heute in Deutschland immer mehr wachsende Propaganda für die Wiedererwerbung von Kolonialbesitz halten wir für falsch und gefährlich. Eine neue Kolonialpolitik, einerlei in welcher Form, wird

das deutsche Volk unweigerlich in die bevorstehenden blutigen imperialistischen Kriegskonflikte hineintreiben. Die Zeit der Kolonialpolitik ist vorüber.

Selbst wenn Deutschland wieder Kolonien erhielte, würde damit an der schweren wirtschaftlichen Lage seiner arbeitenden Bevölkerung nicht das Mindeste geändert. Die um ihre Befreiung kämpfenden Kolonialvölker sind auch die Bundesgenossen der schaffenden Bevölkerung Deutschlands.

Wir rufen das gesamte arbeitende Volk auf, von seinen wirtschaftlichen und politischen Organisationen eine entschiedene Stellungnahme gegen jede neue Kolonialpolitik zu fordern."

Dieser Kongreß hat als demonstrativer Akt einer Milliarde Menschen eine immense Bedeutung. Morgen wird dieser Kongreß eine Weltmacht sein. Was hier geschieht, wird den Schlummer der Herren Mussolini und Primo de Rivera, der Herren Chamberlain und Poincaré empfindlich stören.

Hier wird der wahre Völkerbund geschaffen, in dem es weder Herren noch Knechte, weder Ausbeuter noch Ausgebeutete, weder weltpolitische Subjekte noch weltpolitische Objekte gibt.

Es lebe der Völkerbund von Brüssel!

DIE DEBATTE IST NICHT GESCHLOSSEN

In der „Welt am Montag" 1928

Es ist merkwürdig ruhig geworden in den Zeitungen. Die Panzerkreuzeraffäre, die eben noch die Spalten füllte, ist zum Grad nebensächlichen Ereignisses herabgesunken. Ministerreden, afghanische Reformen, Heiratsschwindel sind wieder Brennpunkte öffentlichen Interesses. Aber die Erregung im Volk ist nicht abgeklungen. Sie täuschen sich, meine Herren, wenn Sie glauben, die Debatte wäre geschlossen. Wir, Bürger und Steuerzahler dieses Reiches, Friedenskrieger und Wehrpflichtige z. D., versprechen Ihnen, nicht zu schweigen und in unserem Parlament, dem Parlament der freien Geister, Ihre Entscheidungen zu mißachten.

Machen wir uns klar, was geschehen ist. Am 1. August hat das Reichskabinett beschlossen, die erste Rate für den vom vorigen Reichstag bewilligten Panzerkreuzer bereitzustellen. Der sozialdemokratische Finanzminister hat von seinem verfassungsmäßigen Einspruchsrecht keinen Gebrauch gemacht. Die sozialdemokratischen Minister haben nicht gegen die Rate gestimmt, obwohl ihnen bekannt war, daß die Demo-

kraten, noch unter dem Eindruck der Wahlatmosphäre, bereit waren, sich ihrem ablehnenden Votum anzuschließen. Sie, die die Chance hatten, in Majorität zu — geraten, waren der Überzeugung, daß dieser Beschluß keinen materiellen, sondern einen formalen darstelle. Es wäre leicht, diese Überzeugung mit Ironie zu zerfetzen, wir wollen es uns ersparen. Millionen Arbeiter waren durch den Beschluß aufs leidenschaftlichste erregt, die Kommunisten leiteten eine Volksabstimmung ein, die aus mannigfaltigen Gründen mit einem Fiasko endete. Da wurde bekannt, daß die sozialdemokratische Fraktion, gedrängt von den Arbeitermassen der Partei, im Reichstag einen Antrag einbrachte, der die Einstellung des Panzerkreuzerbaues forderte. Lieber zehn Millionen verloren als hundert. Kaum war der Antrag eingebracht, wurden die großen Gegenminen gelegt. Im Reichswehrministerium ging es zu. Was da an Betriebsamkeit und Pressionen geleistet wurde, geht, mit einem derben deutschen Wort, auf keine Kuhhaut.

Der Präsident der Republik, Herr von Hindenburg, der schon einmal bei der Fürstenabstimmung in peinlicher Form hervorgetreten war, tat es aufs neue und drohte — womit eigentlich? Herr Gröner, das Paradepferd der Republikaner, zeigte, daß die militaristische Kandare ihm noch immer lieber ist als die leichte zivile Trense. Vielleicht hat er es nötig, sich vor seinen alten Kameraden zu rehabilitieren. Seine offene Losung hieß: Panzerkreuzer, oder ich demissioniere. Aber

dieses Oder hat etwas Ominöses, enthielt eine Drohung, die politische Wirklichkeit werden konnte. Hinter Gröner standen in diesem Fall die Schwerindustrie, die großen militärischen Verbände, standen all jene reaktionären Kräfte, die bewußt, in irgendeiner Form, den Machtkampf mit den Republikanern austragen wollen. Diesem Machtkampf sind, was den Wissenden nicht zu verwundern braucht, Zentrum und Demokraten ausgewichen. Daß die sozialdemokratischen Führer es taten, ist für das Volk unbegreiflich. Man wird mir die Frage entgegenhalten, was sie denn anderes hätten tun sollen, wird auf ihr Verantwortungsgefühl hinweisen, auf ihre Pflicht, „Schlimmeres zu verhüten". Die Politik des kleineren Übels ist die dümmste Politik, die seit zehn Jahren in Deutschland getrieben wird. Ihr Effekt ist einzig, daß notwendige Machtkämpfe für den Moment hinausgeschoben werden, und daß den Zeitpunkt der Entscheidung eines Tages der Gegner bestimmt. Für wenige Wochen mag man einige Verwaltungsposten sichern, auf die Dauer verliert man das Spiel.

Von Beginn des parlamentarischen Kampfes an haben die sozialdemokratischen Minister, die sozialdemokratischen Fraktionsführer und der „Vorwärts" jene Energie vermissen lassen, die den anderen Parteien ihr Entweder—Oder entgegensetzte. Sie haben durchblicken lassen, daß sie sich jeder Entscheidung des Parlaments beugen würden, daß die Ablehnung des Antrags nicht zum Austritt aus der Regierung führen

müsse. Sie haben also die Herbeiführung einer politischen Situation gefördert, aus der sie dann nicht die Konsequenzen zogen.

Was würde denn geschehen? Außenpolitisch können heute die bürgerlichen Führer eine nur im Zungenschlag andere Politik führen als die Sozialdemokraten. Innenpolitisch werden diese Niederlage auf Niederlage erleiden, wenn sie nicht endlich gradlinige Arbeiterpolitik treiben. Aber sie glauben „Realpolitiker" zu sein und vergessen, daß der reine „Realpolitiker" in neun von zehn Fällen Situationen richtig einschätzt, im zehnten Falle blind ist, nicht erkennt, daß relativ nebensächliche Fragen die Bedeutung von Symbolen bekommen, also außerordentliche politische Faktoren werden.

Noch einige Worte zu Herrn Gröner. Hält man die Abgeordneten oder die deutschen Zeitungsleser für Idioten, daß ohne Widerspruch die Möglichkeit eines lokalen Konfliktes zwischen Deutschland und Polen aufgeworfen werden kann? Hat man die österreichisch-serbische Situation von 1914 vergessen, hat man vergessen, daß es ein polnisch-französisches Bündnis gibt, daß die deutsche Liliputflotte der großen französischen Kriegsflotte gegenüberstände? Wenn Herr Gröner darauf hinwies, daß einige Tausend Arbeiter durch den Panzerkreuzerbau beschäftigt werden, so erinnert diese Geschichte an die von Münchhausen, der sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zog.

Was ist der Erfolg der Reichtagsdebatte?

Anstatt eines Panzerkreuzers werden wir ein halbes Dutzend bekommen! Parteien, die eben noch pazifistisch agierten, fordern jetzt, zur diebischen Freude der Herren des Reichswehrministeriums, ein neues Flottenbauprogramm. Merkwürdig, daß niemand nach den Fabriken gefragt hat, an die die Aufträge vergeben werden.

Die Krönung der parlamentarischen Debatte bedeutet die Nachricht aus Amerika, daß es in Nebelwolken heranfliegenden Aeroplanen möglich ist, mit wenigen Bombenwürfen Panzerschiffe in die Luft fliegen zu lassen.

Wir habens ja nötig. Das Reichsbudget weist ein Defizit von 600 Millionen auf, im Ruhrgebiet kämpfen Hunderttausende von Bergarbeitern um Pfennige Stundenlohnerhöhung, in Waldenburg hungern (das hat sogar der Herr Reichspräsident gemerkt) Männer, Frauen und Kinder.

Es lebe der zehnte Jahrestag der deutschen Revolution!

RECHTSBEUGUNG

Vor Berliner Arbeitern am 10. 5. 1928

Rechtsanwalt Apfel nannte in dieser Versammlung den Namen des hingerichteten Landarbeiters Jakubowski. Als man in der Presse darauf hinwies, daß hier ein Justizmord begangen sei, antwortete derselbe Oberstaatsanwalt, der das Todesurteil gegen Jakubowski beantragt hatte: „Die in unverantwortlicher Weise einzelne Sätze aus dem Zusammenhang herausreißenden Bemängelungen des Schwurgerichtsurteils sind lediglich gewissenlose, die Ehre ihrer Mitmenschen in leichtfertiger Weise verunglimpfende und die Justiz herabsetzende Klatschereien.“ Und heute erfahren wir, daß man bei neuer, ernsthafter Untersuchung die wahren Täter ermittelt hat. Der Justizmord an Jakubowski ist nicht mehr gutzumachen. Erinnern Sie sich daran, daß diesem der deutschen Sprache nicht kundigen Mann sogar der Dolmetscher verweigert wurde, den er notwendiger als seinen Anwalt gebraucht hätte, um sich zu verteidigen. Als wir das lasen, dachten wir erbittert an die zahllosen Justizvergehen in Deutschland, dachten an unseren Freund

Max Hölz, der seit Jahren im Zuchthaus sitzt, seit Jahren vergeblich um Wiederaufnahme seines Prozesses kämpft.

Hölz übernahm die Verantwortung für seine Handlungen. Nur für eine lehnte er sie ab — für die Erschießung des Gutsbesitzers Heß. Aber gerade deren Urheberschaft wurde er bezichtigt. Die Frau des Erschossenen, die im Untersuchungsverfahren Hölz nicht wiedererkannte, glaubte während der Verhandlung, in ihm den Täter zu erkennen, und ein anderer Belastungszeuge namens Übe, über dessen Glaubwürdigkeit schon damals ernsteste Zweifel bestanden, gab die Entscheidung. Der Staatsanwalt beantragte die Todesstrafe. Hölz verteidigte sich in einer ausgezeichneten Rede, die sich zu einer großen Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft steigerte. Nichts half, das Gericht hielt ihn für überführt, Hölz wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Schwere Zuchthausjahre kamen für ihn, der unaufhörlich um die Revision des Urteils kämpfte. Zu Unrecht fühlte er sich verurteilt, zu Unrecht behandelt. Je stärker der Charakter eines Menschen ist, desto schwerer trifft ihn die Knute des Zuchthauses. Die europäischen Zuchthäuser machen es sich zur Aufgabe, den Willen des Gefangenen zu brechen. Zeigt einer Rückgrat, also Charakter, wehe ihm. Und Hölz zeigte Rückgrat. Merkwürdig, der Bürger besingt in seinen Geschichtsbüchern jene Männer, die trotz Übermacht des Gegners sich nicht ducken lassen.

Aber begegnet ihm ein Arbeiter mit gleicher Haltung, mangelt ihm jegliches Verständnis.

Ich habe vor einigen Monaten den Arbeiter Friehe getroffen, der sich bezichtigt, den Gutsbesitzer Heß erschossen zu haben. Ich gewann keineswegs den Eindruck eines Menschen, der aus Sensation vor die Öffentlichkeit tritt und sich der Tat bezichtigt. Ich gewann vielmehr den Eindruck, daß vor mir ein Mensch steht, dem sein Gewissen keine Ruhe läßt, der es nicht länger ertragen kann, daß ein Unschuldiger für ihn im Zuchthaus leidet, der bekennt: „Ich habe die Tat begangen, ich will die Verantwortung auf mich nehmen."

Wir dürfen nicht vergessen, daß es fünf Monate gedauert hat, bis man diesen Friehe überhaupt vernahm. Wo gibt es in der Justiz ein anderes Beispiel, daß ein Mensch sich des Mordes bezichtigt, und der Staatsanwalt ihn nicht einmal vernimmt? Fünf Monate ließ man ihn unbehelligt, drei Monate dauerte es, bis man die Voruntersuchung gegen ihn eröffnete, nach acht Monaten kam man schließlich zu dem Resultat, er sei nicht glaubwürdig. Er sei nicht glaubwürdig! Das Gericht stellte das Verfahren gegen ihn mit dieser unzureichenden Begründung ein.

Die Begründung ist eine Herausforderung der deutschen Öffentlichkeit, der Welt-Öffentlichkeit. Das Gericht mußte wissen, daß alle Menschen, in denen auch nur ein Funken Rechtsgefühl lebt, ob in Europa oder in Amerika, der Fall Hölz bewegt, und das Gericht

hatte kein Recht, mit wenigen, platten Sätzen das Verfahren einzustellen, ohne zu erklären, warum der Zeuge nicht glaubwürdig sei.

Ich wiederhole: Dieser Beschluß ist eine Herausforderung, die wir nicht hinnehmen können. Aber Schlimmeres ist passiert. Derselbe Oberstaatsanwalt, der dem Gericht im Ermittlungsverfahren gegen Max Hölz eine den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende Skizze überreicht hat, der also fürchten muß, daß dieses Faktum bei einem neuen Verfahren nachzuweisen wäre, stellt den Antrag auf Einstellung des Verfahrens, und das Gericht nimmt diesen Antrag an. Es war imstande, in drei Tagen die Fülle des Materials zu überprüfen, die Aktenstellen des Wiederaufnahmeantrags mit den Aktenstellen der Prozeßakten zu vergleichen. In drei Tagen!

Ich erkläre hier vor aller Öffentlichkeit:

Der Antrag des Oberstaatsanwalts ist so einseitig und tendenziös, daß man dem Verfasser nicht mehr den guten Glauben bei der Einreichung des Schriftstückes zugestehen kann. Ich erhebe gegen ihn und die Richter, die ohne ernsthafte Prüfung des Wiederaufnahmeantrages, insbesondere ohne Vergleich der im Wiederaufnahmeantrag zitierten Aktenstellen mit den von dem Oberstaatsanwalt in seinem Antrag zitierten ihren Beschluß gefaßt haben, den Vorwurf der Rechtsbeugung.

Ich bin mir wohl bewußt, daß dieser Vorwurf eine schwerwiegende, materielle Beleidigung darstellt, und

daß das Gericht, um ihn zu widerlegen, den Beleidigungsprozeß gegen mich anstrengen muß. Ich warte darauf, um endlich den „Fall Hölz“ zu klären, den das Gericht nicht geklärt hat.

Wer darf es ertragen, ob er hüben oder drüben stehe, daß ein Mensch für ein Verbrechen, das er nie begangen, im Zuchthaus auch nur einen Tag länger bleibe. Müßte nicht die öffentliche Meinung mit leidenschaftlichem Ruf Gerechtigkeit fordern? Ringsherum Schweigen.

Aber Hölz braucht nicht zu fürchten, daß er vergessen wird. Nicht die schlechtesten Deutschen haben erkannt, daß es sich hier um keine private Angelegenheit handelt, daß es Gebot verpflichtender Sittlichkeit sei, den Mann aus der lastenden Bürde des Zellengevierts zu befreien. Und hunderttausende Arbeiter ohne Unterschied der Parteirichtung haben die Forderung der Freilassung von Hölz zu ihrer politischen Forderung gemacht. Das ist gut so, denn ein Prozeß wie der gegen Hölz ist niemals rein juristischer Art. Prozeß und Urteil bestätigen die Auswirkung politischer Machtkämpfe.

Ehrhardt, Hitler, alle, alle, die auf Seiten der deutschen Reaktion wegen Hochverrats verurteilt wurden, erfreuen sich der Freiheit, und Hölz, die andern Gefangenen, die immer noch in deutschen Gefängnissen gekerkert sind, sollen weiter gesargt bleiben, zermürbt werden? Nein, Freiheit für alle politischen Gefangenen!

IN MEMORIAM KURT EISNER

Anläßlich des zehnten Todestages

in der Liga für Menschenrechte Berlin 1929

Am 21. Februar 1919 fuhr ich, zurückkehrend vom internationalen Kongreß in Bern, nach Bayern. Auf einer Station hörte ich draußen erregtes Rufen des Schweizer Bahnschaffners, drinnen kräftiges Bravo eines deutschen Mitreisenden, verstand die Worte nicht, die an meine Ohren drangen und mußte endlich begreifen: Kurt Eisner ist ermordet. Was sich in diesen Minuten abspielte, war Gleichnis. Die Ergriffenheit des schweizer Arbeiters, der wußte, hier fiel einer der Vorkämpfer seiner eigenen Sache, der Triumpf des deutschen Bürgers, der den Mörder feierte.

Eisners Politik in der Revolution war ganz gewiß nicht unantastbar. Auch er hat, wie alle deutschen Politiker jener Zeit, manchen verhängnisvollen Irrtum begangen, nicht zuletzt jenen, daß er glaubte, den Partikularismus Bayerns seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen. In einer Zeit, wo es darauf ankam, unter Wahrung der kulturellen Autonomie der einzelnen Staaten die Vereinheitlichung der deutschen Verwaltung und Wirtschaft zu erreichen, hat er dem poli-

tischen Föderalismus seine propagandistischen Kräfte geliehen. Verhängnisvoll war gewiß auch der Irrtum, die Räte, auf die die Revolution sich stützte, und die vom beruflichen Fundament organisiert und ausgebaut werden mußten, in ihrer Wirksamkeit zu beschränken und an ihre Stelle die alte Bürokratie zu setzen. Denn die kleinen und großen Fehler, die die Räte gemacht hätten, sind unbedeutend gegenüber jenem, der mit der Wiedereinsetzung der natürlichen Feinde der Republik begangen wurde. Aber diese und andere Irrtümer, die man Kurt Eisner vorwarf, beging er auf der linken Seite der Barrikade. Denn Kurt Eisner wollte die Revolution.

„Die Wahrheit", schreibt er während des Krieges in einer Eingabe an das Münchener Generalkommando, „ist das höchste aller nationalen Güter. Ein Staat, ein Volk, ein System, in dem die Wahrheit unterdrückt wird oder sich nicht hervorwagt, ist wert, so rasch und so endgültig wie möglich zugrunde zu gehen."

Was scheidet Eisner von allen republikanischen Männern, die nach ihm die Regierung führten? Er hatte, ungleich jenen, den Mut zur Verantwortung, zur politischen Tat, zur sozialistischen Verwirklichung. Er hatte auch den Mut zu seinen Fehlern. Denn besser ist, daß Fehler gemacht werden, als daß gar nichts geschieht außer jenem Hin- und Herlavieren, das sich „Realpolitik" nennt und doch nur letzte politische Hilflosigkeit ausdrückt. Er war ein Mann, der nur eine Bindung kannte, die Bindung zum Sozialismus, die

Bindung zur Arbeitersache, der um keines Tagesvorteils willen mit dem Gegner paktierte, der wußte, daß es in der Politik kein absolut giltiges System gibt. Daß auch ein durchweg sozialistisches Ministerium, durch den Zufall einer augenblicklichen Parteikonstellation berufen, noch keine Eroberung der politischen Macht bedeutet, geschweige der Eintritt von Sozialisten in ein bürgerliches Ministerium. „Die Eroberung der politischen Macht vollzieht sich in der Eroberung des Volkes für den klarbewußten Sozialismus." Wenn heute gesagt wird, daß am Vorabend der Ermordung Eisner von seinem revolutionären Wollen endgiltig Abschied genommen hatte, als er in die Hände des Landtags seine Macht als Ministerpräsident zurückgeben wollte, so ist das ein Mißverständnis. Eisner hat uns Freunden nie ein Hehl daraus gemacht, daß sein Rücktritt Wiedersicheinreihen in die Front der Arbeiterschaft bedeuten würde, ein Versuch zur Neuorganisierung aller zielbewußten Kräfte. Jener Kräfte, die erkannt hatten, daß der Weg der deutschen Revolution zum Abgrund, zur Wiedererhebung der alten Mächte führen mußte. Der Schuß eines jungen betörten Menschen, der wahrlich nicht der einzige Mörder war, der aufgeputscht und aufgestachelt wurde von Presseleuten, die heute, da sie sich sicher fühlen, frech und feige den Mord verherrlichen, der aber auch in manchen republikanischen Blättern, die am 21. Februar Eisners ehrend gedachten, Sätze las, die ihm den Weg zur Tat erleichterten, hat seiner revolutio-

nären Wirksamkeit ein Ende gesetzt. Wie fehlt er uns heute, wie fehlen uns all jene geistigen Führer, die der Revolution vorangingen, wie fehlen uns Gustav Landauer, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg: Sozialisten, die im Taktischen geschieden, doch einig waren in ihrer großen und unbedingten Hingabe an die Idee und ihre Verwirklichung.

Die deutsche Revolution ist nicht daran zugrunde gegangen, daß das Volk nicht reif war. Jenes Wort von der notwendigen Reife eines Volkes zum Sozialismus ist dialektischer Seiltanz. Reif werden kann man nur in stündlicher und täglicher Arbeit, aber nicht, wenn eine Mauer zwischen Leben und Tat gesetzt ist. Kein Mensch wird reif allein durch Wissen, man muß ihm die Möglichkeit zum Marschieren geben, dann wird er, trotz Schwankens, trotz hemmender Nebenwege, zum Ziel kommen. Die deutsche Revolution ist gescheitert am Versagen der überlebenden Führer, an der Unzulänglichkeit von uns Jungen, die den Fanatismus hatten, aber nicht genügende Einsicht und Erfahrung. Heute stehen wir vor einem Schutthaufen der Revolution. Haben wir den Mut zur Wahrheit! Der mittel- und westeuropäische Sozialismus hat sich nicht von seinem Zusammenbruch bei Kriegsbeginn erholt. Da, wo er nicht bei Kriegsbeginn versagte, in Italien, erlebte er die schwerste Schlappe in der Nachkriegszeit. In sieben europäischen Staaten regiert heute der Faschismus. Keiner von uns darf die Anziehungskraft dieses Sieges unterschätzen. Die Reaktion, die

1918 das Vertrauen zu sich verloren hatte, hat dieses Vertrauen dank der leichtsinnigen und geradezu verbrecherischen Fehler der sozialistischen und republikanischen Regierungen wiedergewonnen. Ein fundamentaler gesellschaftlicher Umschwung, hervorgerufen durch bestimmte ökonomische Bedingungen, findet seinen Ausdruck in bestimmter seelischer Haltung der Klassen: jener, die den Umschwung will und jener, die ihn erleidet. Die Erschütterung des Selbstvertrauens der bürgerlichen Mächte ging im Jahre 1918 Hand in Hand mit der Weckung des Selbstvertrauens in der Arbeiterschaft. Heute haben sich die Dinge gründlich geändert. Die Arbeiterschaft, 1918 im Entscheidenden einig, ist zersplittert und trotz zahlenmäßiger Organisationsstärke nicht kraftvoll genug. Die Republik hat alles vergessen und nichts gelernt. Die Reaktion hat nichts vergessen und alles gelernt. Man täusche sich nicht, die Reaktionäre sind heute klüger als ehemals, sind einiger als die Linke. Was ihnen damals fehlte, Selbstvertrauen, Organisation, Wille zur Macht, intellektuelle Kräfte, haben sie gewonnen. Wie sich die Dinge in den nächsten Jahren in Deutschland entwickeln werden, ob in legalen oder illegalen Bahnen, wissen wir nicht. Aber eines wissen wir: wir stehen vor einer Herrschaftsperiode der Reaktion. Glaube keiner, die Periode eines noch so gemäßigten, noch so schlauen Faschismus werde eine sehr kurze Übergangsperiode sein. Was jenes System an revolutionärer, sozialistischer, republikanischer

Energie zerstört, ist kaum in Jahren wieder aufzubauen.

Das Volk hat feinen Instinkt für Mut und Unbedingtheit, für Wahrheit und Glauben an die Sache. Wo es diese Kräfte nicht sieht, erlahmt es.

Möge nicht der Tag kommen, da das Volk seinen Führern nicht mehr folgt, weil es ihnen nicht mehr glaubt.

KONFLIKTE DER JUGEND IN DEUTSCHLAND

Vor amerikanischen Studenten 1929

Wir haben in der deutschen Sprache einen Begriff, den man in anderen Sprachen nicht kennt: „Jugendbewegung“. Die deutsche Jugendbewegung ist etwa fünfunddreißig Jahre alt. Mitte der neunziger Jahre entstanden die ersten Gruppen. Jungen und Mädchen brachen mit der Tradition ihrer Eltern. Die Zivilisation war eine Welt reiner Zweckmäßigkeit geworden, der bürgerliche Individualismus zum Programm aller, die den Satz: „Bereichern wir uns!“ auf ihre Fahne geschrieben hatten.

Der junge Mensch strebt zum Unbedingten. Er verglich das in der Schule verkündete Ideal mit der Wirklichkeit der Welt der Väter, und er fühlte das Unüberbrückbare. Er empörte sich, er empfand Haß gegen Schule und Elternhaus.

Wie konnte man beidem entrinnen? Junge Menschen schlossen sich zusammen und gründeten den Wandervogel. Sonntags, da die Fesseln der Schule, die Autorität der Eltern abgeschüttelt waren, zog man in Scharen in die deutschen Wälder, sang und tanzte, kehrte zurück zur Quelle „natürlichen“

Lebens und glaubte, in dieser romantischen Flucht das Fundament für eine von Grund auf neue, reinere Gemeinschaft zu finden. Diese jungen Menschen hatten eine vage Sehnsucht nach einem anderen und besseren Dasein. Auch in allen äußeren Lebensformen wollten sie sich bewußt von den Eltern unterscheiden. Alkohol und Nikotin waren verpönt. Spottlieder wurden gesungen auf die Spießbürger, die in ihren Erholungsstunden nichts anderes wußten als Bier zu trinken und Skat zu spielen. Die Tradition der zur Norm gewordenen bürgerlichen Kleidung wurde durchbrochen, die langen Hosen, das gebügelte Hemd und der steife Kragen galten als Ausdruck einer erstarrten, geistlosen Welt. An ihrer Stelle trug man kurze Hosen, die das Knie frei ließen, weiche Hemden mit offenem Umlegekragen, die die Brust der Luft, dem Wind darboten.

Diese Jugend bekämpfte mehr einzelne Erscheinungen der Welt der Eltern als das Fundament der Gesellschaft. Sie wußte nur mangelhaft, was sie bekämpfte, und noch weniger, für welches Ziel sie sich einsetzte. Die Bewegung wuchs, beschränkte sich aber im wesentlichen auf bürgerliche Schichten, die in Deutschland Gymnasien und Realschulen besuchen. Die Arbeiterjugend hatte ihre eigenen Schulen, sogenannte Volksschulen. Auch auf den Universitäten begann der Kampf gegen die Studentenverbände, die die alten feudalen Sitten und Unsitten, wie Trinken und Duellzwang, verteidigten.

Die ersten vagen Gefühle und Anschauungen, die diese Jugend beherrschten, begannen sich zu kristallisieren. Anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr der Völkerschlacht zu Leipzig versammelte sich die freideutsche Jugend, wie sie sich jetzt nannte, auf dem Hohen Meißner und einigte sich auf folgende Formel:

„Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein."

Auch diese Worte sind noch kein Programm, aber sie sind ein Schritt weiter gegenüber dem romantischen Beginn.

Schüler und Schülerinnen waren Studenten geworden. In endlosen Diskussionen versuchte man die positiven Ziele der Bewegung zu erkennen und zu klären, versuchte auch in Beziehung zu kommen zu jener anderen Jugendbewegung, die ihr vollkommen eigenes Leben führte: den Bünden jugendlicher Arbeiter. Diese Bünde waren geschaffen worden im Anschluß an die großen Arbeiterparteien und Gewerkschaften. Die versuchten hier, sich das Reservoir zu schaffen, aus der später die Kaders der politischen und wirtschaftlichen Verbände aufgefüllt werden konnten.

Etwas unterschied das Leben der jugendlichen Arbeiter grundsätzlich vom Leben der bürgerlichen Jugend. Diese hatte bis zum achtzehnten Lebensjahr auf den Gymnasien ein sorgenfreies Leben, jene muß-

ten sich vom vierzehnten Jahr an um die Existenz herumschlagen, mußten unter drückenden Bedingungen den ökonomischen Lebenskampf führen. Darum waren die Ziele der Arbeiterjugend von vornherein klarer. Schutz der Arbeitskraft, Schutz vor ausbeuterischen Bestrebungen der Unternehmer und Meister, geringere Arbeitszeit, höhere Löhne, Möglichkeit zu geistiger Fortbildung.

Die eigene Jugend als Selbstwert, der sich abhob von der anders gearteten Welt der älteren Arbeiter, wurde weniger betont und akzentuiert. Aber im Laufe der Jahre wurden gewisse Lebensformen der sonntäglichen Erholung, der Kleidung und des Miteinander der Geschlechter von der freideutschen Jugend übernommen.

Allen Jugendbünden ward eine Anschauung gemeinsam: der junge Mensch ist kein werdender Erwachsener, der sich allmählich in die reale und gedankliche Welt der Väter hineinzufinden hat. Jugend an sich hat eigenen Wert, eigene Gesetze, eigene Gedanken, eigene Erfüllungen, eigene Vollkommenheit.

Ähnliches zeigte sich in der jungen Literatur. Durch einen Abgrund, unüberbrückbar, fühlten sich die jungen Schriftsteller, auf die es ankam, von der alten Generation geschieden. Der Kampf der Generationen, das Vater-Sohn-Problem, der Kampf zwischen Kompromiß und Unbedingtheit, Bürgerlichkeit und Unbürgerlichkeit bewegte die jungen Gemüter aufs heftigste. In den ersten Dramen des

Jungen Deutschland tobte wütender Haß gegen die Väter. In Walter Hasenclevers Drama „Der Sohn“ richtet der junge Mensch den Revolver gegen den Vater, in Sorges ersten Dramen lösen sich die Kinder von der Welt der Väter, in Werfels großen Hymnen leben Zorn und Haß gegen die Welt der Alten, in Bronnens Drama „Vatermord“ erschlägt der Sohn den Vater.

Auch die Erotik der älteren Generation wurde als verlogen, als unecht, als unwürdig abgelehnt. Die einen forderten an Stelle des „Flirtens“, des „Poussierens“, an Stelle der „Geldheirat“ kameradschaftliches Miteinanderleben der Geschlechter, unter Ausschaltung erotischer Beziehungen, die andern forderten die sexuelle Freiheit auch für die Jugendlichen.

Der Krieg kam, und mit einem Schlag zerstörte er die Diskussionen und Kämpfe der Jugend. In dem großen Rausch, der im August 1914 das deutsche Volk gepackt hatte, einem Rausch, von dem nur wenige sich freizumachen wußten, schienen alle Abgründe zwischen Alten und Jungen überbrückt. Ein Volk, ein Land, eine Verteidigung, hieß die große Illusion. Sechzehn-, Siebzehnjährige meldeten sich freiwillig zur Armee. Das Blut junger Menschen wurde maßlos und verbrecherisch vergossen, Regimenter von blühenden jungen Menschen wurden singend gegen den Feind geschickt, fielen oder kehrten als Krüppel in die Heimat zurück.

Jahre dauerte der Krieg. Was die jungen Menschen

erhofft hatten, kam nicht: geistige Wiedergeburt, Erneuerung des Volkes. Der Krieg sah anders aus, als ihn die Schulbücher gemalt hatten, er war kein romantisches Heldenepos, er war eine graue, monotone, alltägliche Schlächterei, in der die Maschine den Menschen beherrschte, und persönliche Tapferkeit, Kampf von Mann zu Mann unwichtiger waren als die Erfindung weittragender Kanonen oder besonders zerstörerisch wirkenden Giftgase.

Und wieder war es die Jugend, die zuerst ihre Stimme gegen den Völkermord erhob, die sich um jene wenigen Männer scharte, die in der Zeit allgemeiner Verfinsterung und geistiger Blindheit ihre Klarheit und ihr Wissen vom wahren Gesicht des Krieges bewahrt hatten. „Der Krieg, das sind unsre Eltern", sagt später Gläser in seinem Buch. Im Jahre 1917 wurde an der Universität Heidelberg ein kulturpolitischer Bund deutscher Jugend geschaffen, der den Kampf gegen die imperialistischen und alldeutschen Ziele aufnahm, Verständigungsfrieden und wahren Völkerbund forderte. Bald folgten an anderen Universitäten ähnliche Gruppen. Der Bund wurde heftig bekämpft. Professoren griffen ein, die Mitglieder des Bundes wurden, obwohl kriegsverletzt, wieder zum Militär eingezogen und an die Front geschickt, oder man sperrte sie ins Gefängnis.

Aber die Bewegung war nicht mehr zu unterdrücken. Junge Arbeiter scharten sich um die Ideen Karl Liebknechts, der im Zuchthaus saß, trieben Friedenspro-

paganda, beteiligten sich mit Hingabe an dem großen Streik gegen den Krieg, der im Januar 1918 Hunderttausende von deutschen Arbeitern aus den Fabriken trieb. Die geistige Wandlung dieser jungen Menschen fand ihren ersten literarischen Ausdruck in meinem Drama „Die Wandlung".

Als dann die Revolution kam, waren es wieder junge Menschen aus bürgerlichem und proletarischem Lager, die überall an erster Stelle mitkämpften, in den verantwortlichen Ämtern für die Revolution wirkten.

In den Jahren nach dem Krieg hat sich die Jugendbewegung in viele politische und weltanschauliche Gruppen gespalten. Wir haben in Deutschland nationalistische, faschistische, christliche, zionistische, sozialistische, anarchistische und kommunistische Jugendverbände. Die Republik schuf, stärker als das bisher der Fall war, Politisierung des gesamten Volkes. Diesem Prozeß entzog sich auch die Jugend nicht. Überall, wo es zu Aufständen oder Attentaten kam, immer waren junge Menschen darin verwickelt. Auf beiden Seiten der Barrikade. Ein beträchtlicher Teil der bürgerlichen Jugend war ins nationale Lager übergegangen. Sie, die keine Ahnung von den Zusammenhängen des Krieges hatte, die annahm, daß die Niederlage Deutschlands und der schwere Friede von Versailles verschuldet wären durch die demokratischen und sozialistischen Parteien, glaubte, die Erneuerung Deutschlands könne nur erfolgen durch die

Ausmerzung der „verräterischen Führer“ und den Zusammenschluß der Jugend in Wehrverbänden. Nicht mehr den Idealen der Menschheit wandte man sich zu, „das Volk“, „der Krieg“, „das Blut“ wurden zu mystischen Ideen.

Jugendliche waren die Mörder Kurt Eisners, Erzbergers, Rathenaus, Jugendliche zogen ins Baltikum, Jugendliche schlossen sich zu Freischaren zusammen, die gegen die revolutionären Arbeiter kämpften. Jugendliche beteiligten sich an den Aufständen in Oberschlesien, Jugendliche waren es schließlich, die zum furchtbarsten Mittel gegen vermeintliche Verräter griffen, zum Fememord.

Wie konnte es so weit kommen? Diese Jugend war zum Werkzeug geworden in den Händen all jener, die durch den Krieg ihren Halt, durch die Republik ihre Machtstellung und ihr Brot verloren hatten. Ihre Ideale entstammten der Epoche von Landsknechten. Sie wollten Deutschland neue Kraft bringen und machten es noch ohnmächtiger, als es war. Und sie selbst führten sich in Wirrnis und seelische Not.

Neben den politischen Kämpfen begann wieder der Kampf um neue geistige und sittliche Lebensformen. Was noch als Wert galt, war durch den Krieg zertrümmert. Das Fundament war morsch geworden. In den ersten Jahren nach dem Krieg zerbrach die Jugend jede Bindung, glaubte, daß nur in bindungsloser Freiheit Neues geschaffen werden könnte. Die Jahre der deutschen Inflation mit ihrer ins Höchste

gesteigerten wirtschaftlichen Labilität unterstützten diese Entwicklung. Die Ehe als Lebensform wurde negiert. Das Verhältnis zwischen Student und Studentin, früher verpönt, setzte sich durch. Es wurde üblich, daß beide gemeinsame Wohnungen bezogen. Auch Schüler und Schülerinnen traten in sexuelle Beziehungen. Die Eltern ahnten nichts, die Kinder verschlossen sich ihnen. Zwei Welten lebten nebeneinander. Erst als eine Reihe von Tragödien bekannt wurden, begannen die Eltern aufzuhorchen. Fassungslos begriffen sie nicht, daß, während sie in den traditionellen Geleisen der Vergangenheit lebten, ihre Kinder neue Wege gegangen waren. Während sie noch diskutierten, ob man die Jugend sexuell aufklären solle oder nicht, mußten sie plötzlich sehen, daß ihre fünfzehnjährigen Töchter sich darüber unterhielten, welche Verhütungsmittel nützlicher wären. Sechzehnjährige Schüler erschossen einander aus Eifersucht, ein Knabe tötete seinen Bruder, weil er sich von ihm unterdrückt fühlte. Sexualverbrechen wurden entdeckt, die Urheber waren Jugendliche.

Und doch waren auch diese furchtbaren Erscheinungen nicht Symptome des Niedergangs, sondern Symptome tiefgreifender Gärung und beginnender Wandlung. Immer bildet Neues sich in der Geschichte auf qualvollen Abwegen.

Die Zeiten der Aufgabe aller Bindungen hat die deutsche Jugend überwunden. Sie weiß, daß bindungslos keiner leben kann, sie weiß zu unterscheiden zwischen

jenen Bindungen, die Knechtsfesseln autoritativer und ökonomischer Gewalt sind, und jenen, die die Menschen aus Freiheit schaffen und in freier Verantwortung bewahren.

Deutschland kennt Schulen, in denen die Schüler Selbstverwaltung sich errungen haben, viele Häuser, in denen das frühere Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, als Befehlenden und Gehorchenden, nicht mehr existiert. Wie in der Schule, erstrebt man auch im Elternhaus Kameradschaftlichkeit und Gleichberechtigung. Aber diese Gleichberechtigung verlangt vom jungen Menschen größere Wahrhaftigkeit und das Aufsichnehmen stärkerer Verantwortung.

HENRI BARBUSSE

Vor Berliner Arbeitern 1928

Nicht Deutung des Lebens und Werkes von Henri Barbusse will ich geben, dazu bedürfte es Stunden, nicht Minuten. Was ich geben will, ist Bekenntnis zu einem Menschen, der Millionen erscheint als Sinnbild und Vorbild des revolutionären Dichters, als Stimme der Wahrheit, als Stimme des Geistes, die, aller Verfolgung zum Trotz, über die Grenzen zu den Völkern dringt.

Ich erinnere mich, als in den Jahren der großen Schlächterei ein Buch zu uns kam: Le feu, das Feuer. Wie es unsere Herzen ergriff, wie es Menschen, die verwirrt und ohnmächtig, nicht den Weg fanden im künstlich erzeugten Nebel der Sinne, über alles tiefe Ergreifen hinweg die Schleier von den Augen riß, daß die Fratze der großen Zeit unverhüllt sichtbar ward. Ein Feind war es, der rief: So sieht der Krieg aus, so und nicht anders. Was ihr in den Heeresberichten der Generalstäbe, was ihr in den Feuilletons verschmokter Journalisten lest, ist Lüge. So und nicht anders sieht der Krieg aus: Die frierenden, armseligen, getriebenen Millionen Opfer, die einander zu Krüppeln

schießen, die einander morden, die glauben, für Vaterländer zu kämpfen, und die doch nur kämpfen für die erbärmlichen Begierden einer Handvoll Parasiten in allen Staaten. Opfer, die, wären sie sehend, aufständen und einander brüderlich umarmten und sich wendeten gegen den wirklichen Feind, wie es ein Mann tat, dessen Stimme auch das Grab des Zuchthauses nicht zum Schweigen brachte: Karl Liebknecht.

Seit jenen Tagen ist uns der Name Barbusse teuer.

Barbusse, geboren am 17. Mai 1875 in Asnières, begann als „reiner" Dichter. Er schrieb Verse, die ihm Ruhm und Ehre eintrugen, aber bald erkannte er, daß niemand das Recht hat, das trostlose Leben von Millionen Menschen mit der phantastischen Gewissenlosigkeit des absoluten Dichters zu behandeln. Auch in ihm wohnte der Blick für die Nüance, auf den der Ästhet so stolz ist, aber er erkannte, daß es Zeiten gibt, in denen es verbrecherisch ist, nur Nüancen zu sehen und zu formen, die das Leben illuminieren, die mit den rosigen Lichtern des Vormorgen, mit den falben Schatten der Dämmerung die unerbittliche und häßliche Klarheit des Alltags verschönen. Aus Verantwortung hörte er auf, ästhetisierender Literat zu sein. Ihm bedeutete Literatur nicht nur spielerisches Bilden, ihm ward sie kämpferische Verpflichtung, weil das Wort, vom Geiste erzeugt, höchstes Mittel ist, auf Menschen zu wirken und die Wege der Verwirklichung zu ebnen. Komme doch

keiner und sage, er habe seine Kunst erniedert, das reine Antlitz der Dichtung beschmutzt, dadurch daß er Parteimann geworden sei. In dieser Zeit, da sich die meisten Intellektuellen vor einfachem Stellungnehmen drücken, hat man vergessen, daß große Werke der Literatur von Parteimännern geschaffen wurden. Nicht darauf kommt es an, daß der Dichter Parteimann ist, sondern daß der Parteimann Dichter bleibe.

Auch Barbusse liebt die vielfältige Schönheit der Natur, auch er liebt inbrünstig die Fülle des Lebens, aber ebenso stark lebt in ihm das Wissen um den Tod. Um den Tod, der uns gesetzt ist als kosmisches Schicksal und um jenen, der an uns verübt wird durch die Verbrechen der Herrschenden. Ja, er kannte und kennt den Tod, immer wieder wird es spürbar in seinem Werk.

Auf ihm lastet die Melancholie des um Menschenhistorie Wissenden, der irdische Grenze und Frist schmerzhaft empfindet. Aber nur wer nahe dem Tod ist, ist nahe dem Leben. Und so ringt er sich in jedem seiner Werke durch zum Dennoch, zum Trotzdem, zum Glauben, daß eine sinnvollere Gesellschaftsordnung, die aufzubauen des Menschen Vernunft kraftvoll genug ist, imstande sein wird, die ungeheuren Leiden der Menschheit auf einen winzigen Bruchteil zu beschränken. Nicht umsonst heißt einer seiner Romane: Klarheit. Klarheit will er vor allem finden, und er glaubt anfangs, die geistigen Men-

schen, die Intellektuellen müßten die Berufenen sein. Aber bald sieht er ihre Halbheiten, ihre Torheiten, ihren Selbstbetrug. Sie geben vor, den Krieg zu bekämpfen und wollen seine sozialen Ursachen nicht bekämpfen, sie möchten zum Volk sprechen und sprechen in einer Sprache, die das Volk nicht versteht, ja, sie wenden sich naserümpfend ab von Einfachheit und Vereinfachung, die Barbusse, wie jeder mit ihm verwandte Künstler, bewußt erstrebt. Und weiter sieht er, daß die meisten Intellektuellen im Bodenlosen leben, daß sie nur geringe und oberflächliche Kenntnisse von sozialen Dingen besitzen, daß sie, die glauben, das Sein zu erfassen, nur das Vergangene umtasten. Denn nur was leben wird, ist. Und so wendet er sich von den Intellektuellen ab und findet den Weg zum arbeitenden Volke, zu jener Minderheit, die hell, bewußt und gläubig eine neue Ordnung aufbauen will. Mögen die Intellektuellen, sagt er, die Letzten sein, die begreifen, wie vernünftig und moralisch, wie gewaltig und heilsam die gänzliche Erneuerung ist, die in diesem Augenblick eine Minderheit plant, die darum nicht weniger Geist, nicht weniger Kraft ist. Endlich sieht er Klarheit und Wissen. Das Volk hat die größten Verbrechen als solche erkannt, jene, durch die die Menschheit an Niedrigkeit stirbt, und die heißen: nicht verstehen, vergessen, sich täuschen lassen. Es hat alles verstanden, was verstehen heißt. Die Intellektuellen glauben, sie sind ehrlich. Um ehrlich zu sein, muß man wissen. Das Gesetz

des Vorrechtes beginnt mit dem Ende, man muß mit dem Anfang anfangen.

Aber Barbusse trennt ein Abgrund von jenen sich proletarisch heißenden Schriftstellern, die sich selbst, sich selbst berauschen als kultische Priester des Proletariats, weil sie nicht die Kraft besitzen, die Menschen von heute zu sehen, wie sie sind, und dennoch mit ihnen in einer Front zu marschieren. Er brandmarkt den Knechtssinn der nicht wachen Proletarier, er brandmarkt ihre Dummheit, immer wieder ruft er sie auf: Hab Erbarmen, Volk, mit dir. Sei dein Herz, dein Genie, erhebe dich, schüttle ab die niedrige Unterwürfigkeit, die dich mit deinem Leiden zugleich im Innersten gefangenhält. Werde der gewaltige Vernichter und laß die Welt nicht mehr los. Bezwinge die Herde in dir. Ihr, die ihr die Zahl seid, eure Schuld ist, was geschah. Was die Herrschenden getan haben, erkennt es als das, was ihr getan habt, da sie es mit euren Händen taten.

Barbusse ist wahrhaft ein revolutionärer Dichter, denn dieses zeichnet den revolutionären Dichter aus: in jedem entscheidenden Augenblick vom Schreibtisch aufzustehen und sich einzusetzen mit der Stimme und mit der Tat gegen Unrecht und Vergewaltigung. Inmitten des chauvinistisch beeinflußten Frankreich schrieb er sein Manifest gegen den Marokko-Krieg, als die bulgarische Reaktion Arbeiter, Sozialisten zu Tausenden einkerkerte und marterte, eilte er dorthin, fuhr von Gefängnis zu Gefängnis und ver-

suchte das Weltgewissen zu wecken, als ein Giftschwarm von Verleumdungen Sowjetrußland verdunkelte, war er da, im Kampf der kolonialen Völker gegen den Imperialismus gehört er zur Avantgarde.

Wir, die wir Barbusse lieben und grüßen, wir wollen ihm danken, indem wir unsere Welt nicht mehr loslassen, wir wollen sie packen und sie aufbauen nach neuem Gesetz. Was jeder einzelne tut, zählt nicht, und man weiß nicht, was man tut, und trotzdem vollendet sich alles.

A R B E I T E N

ARBEITEN

Das erste Drama, das ich veröffentlichte, schrieb ich im Jahre 1917, es heißt „Die Wandlung“. Seine endgiltige Buchform bekam es im Militärgefängnis. Später, in den Festungsgefängnissen Stadelheim, Eichstädt, Niederschönenfeld schrieb ich die Stücke: „Masse Mensch“, „Hinkemann“, „Die Maschinenstürmer“, „Der entfesselte Wotan“, die Gedichtbücher „Vormorgen“, „Tag des Proletariats“, und „Das Schwalbenbuch“. Es war bei der strengen Anstaltsordnung nicht immer leicht, diese Bücher zu schreiben. Da wir abends kein Licht brennen durften, kam es vor, daß ich mit einer Decke das Tischgestell abblendete, unter den Tisch kroch und dort bei dem Licht einer geschmuggelten Kerze meine Szenen schrieb. Es kam auch vor, daß der Vorstand Bücher beschlagnahmte. Am seltsamsten mag heute scheinen, daß das „Schwalbenbuch“ zurückgehalten wurde mit der Begründung, seine Verbreitung würde dem Strafvollzug „Nachteile bereiten“. Mit allen möglichen, nicht immer ästhetischen Mitteln, schmuggelte ich beschlagnahmte Arbeiten hinaus.

Nachdem das „Schwalbenbuch“ gedruckt war, rächte sich der Festungsvorstand an den Schwalben, indem er systematisch ihre Nester zerstörte, bis die Schwälbin einging.

Von meinen Stücken hat man oft gesagt, sie seien nicht tendenzlos, nicht überparteilich. Was nennt der bürgerliche Kritiker tendenzlos, überparteilich? Jenes Gesamt von Betrachtungsarten und Erkenntnissen, in dessen traditionellen Geleisen er kutschiert, und die in Wahrheit die geistige Legitimierung des bürgerlichen Herrschaftsverhältnisses bedeuten. Gerade dieses Herrschaftsverhältnis will revolutionäre Kunst erschüttern. Was das werktätige Volk braucht, ist ein Theater, das im innigsten Kontakt zu unserer Zeit steht. Nie war große Kunst zeitlos. Ob wir Sophokles, Aristophanes, Dante, Shakespeare, Kleist, Büchner, Schiller betrachten, es waren „aktuelle“ Probleme, denen jene Dichter künstlerisch „ewige“ Deutung zu geben versuchten, sie waren Sprachrohr der aus der Zeit wirkenden Idee, der in der Zeit kämpfenden Gemeinschaft.

Viele ihrer Werke haben die gleiche Kritik erfahren, die heute Gegenwartsstücke zu zerfetzen sucht.

Daß es „zeitlose“ Elemente in der Kunst gibt, Ausdruck der kosmischen Beziehungen, die kaum merklich sich ändern, bestreitet kein ernsthafter Künstler.

Auch revolutionäre dramatische und epische Kunst wird neben Zeitaktivität Besinnung auf jenes Letzte

in uns wecken, das Angelus Silesius „Unio Mystica“ nannte, und das ich nennen möchte: Stille des All. Von sinnlicher Gegenwart erfüllt, wird der kämpfende Künstler sie ahnend gestalten.

Der Lyriker, der das private Alleinsein des Menschen, seine naturseligen und erkenntnistraurigen Beziehungen formend übermächtigt, folgt anderen Gesetzen.

Leider haben wir heute keine zeitgiltige Dramaturgie, wie Lessing sie für seine Epoche geschaffen hat. Nicht die Fülle verschiedenartiger Kunstgestalten schafft Verwirrung, sondern das Fehlen klarer kritischer Begriffe.

Die große „reine Form“ ist in der Theorie immer das „Ewige“. Aber wie der Ton eine bestimmte Höhe oder Tiefe erreichen muß, damit das menschliche Ohr ihn vernehme, muß auch das dichterische Werk in bestimmter Höhen- oder Tiefenlage klingen, damit die Zeit es vernehme. Man verstehe mich recht: für ein großes Dichtwerk können wir heute taub sein, morgen werden wir es hören. Wie oft sind Bücher ohne sonderlichen Eindruck an uns vorübergegangen, die wir nach Jahren wieder in die Hand nehmen, um zu entdecken, daß sie uns wahrhaft angehen. Hüten wir uns vor geistigem Pharisäertum, das Trotzki „Patriotismus der Epoche“ nennt. Wenn wir künstlerische Werke für uns ablehnen, müssen wir genug geistiges Distanzgefühl besitzen, um nicht die Möglichkeit der Beziehung zu andern Epochen, andern Kulturen zuzugeben. Keine Zeit birgt das Maß aller Dinge.

Auch Schönheit hat als Begriff verschiedene Inhalte. Das formal Schöne erstrebt jeder Künstler zu jeder Zeit, um das Schöne als Wirklichkeit kämpft der Revolutionär, der Sozialist im Künstler.

Die „Wandlung" schrieb ich mitten im Krieg. Ich vervielfältigte die Szenen im Militärlazarett und drückte sie während des Streiks Anfang 1918 Frauen in die Hand. Nur auf eines kam es mir damals bei meinem Schaffen an: für den Frieden zu wirken.
Man nennt dieses Stück expressionistisch. Szenen der Wirklichkeit und Traumszenen wechseln miteinander ab. Heute lächeln viele über den Expressionismus, damals war er eine notwendige künstlerische Form. Er wandte sich gegen jene Kunstrichtung, der es genügte, Eindrücke nebeneinander zu reihen, ohne die Frage nach dem Wesen, nach der Verantwortung, nach der Idee zu stellen. Der Expressionist wollte mehr als Bilder photographieren, aus der Erkenntnis, daß die Umwelt gleichsam in den Künstler hineinsinkt, in seinem seelischen Spiegel facettiert wird, wollte er diese Umwelt vom Wesen her neu gestalten. Denn auf diese Umwelt einzuwirken war die Absicht des Expressionismus, sie wollte er ändern, ihr ein gerechteres, helleres Gesicht geben. Die Realität sollte vom Strahl der Idee erfaßt werden.
Alles Geschehen löste sich auf in äußeres und inneres Geschehen, die beide gleich wichtig, als bewegende Kräfte gleich stark waren. Im Stil war der Expressio-

nismus, ich spreche nur von Gekonntem, prägnant, fast telegrammhaft, Peripheres vermeidend, immer ins Zentrum der Dinge vorstoßend. Der Mensch im expressionistischen Drama war keine zufällige Privatperson. Er war ein Typus. Gesetzt für viele unter Fortlassung ihrer Oberflächenzüge. Man enthäutete den Menschen und glaubte, unter der Haut seine Seele zu finden.

Die Fülle des Tatsächlichen war damals so vielfältig und stark, daß keiner sie überwältigen konnte. Er vermochte ihrer nur Herr zu werden durch Abstraktion, durch die Auflichtung jener Linien, die den Grund der Dinge bestimmten.

Die Epoche des Expressionismus wurde abgelöst durch die Neue Sachlichkeit und jene Kunstform, die man Reportage nennt. Ich glaube, daß die Neue Sachlichkeit eine Form modernen Biedermeiertums war, nicht den Menschen und Dingen war der Künstler der Neuen Sachlichkeit nahe, nur ihrer Photographie.

Heute, da wir zu den einzelnen Geschehnissen Distanz gewonnen haben, da Wichtiges sich von Unwichtigem scheidet, da tausend Einzelheiten vergessen sind, kommen wir zu einem Stil, der gesättigt ist von Realität, und der doch die Idee als Fundament trägt. Erlebnis und Distanz binden sich wieder.

Ob der Expressionismus Werke, die die Zeit überdauern, geschaffen hat, wird man erst in fünfzig Jahren wissen. Man darf aber nicht vergessen, daß er, aus der Zeit geboren, in die Zeit wirken wollte. Seit Schillers

„Räubern“, seit „Kabale und Liebe“ war das Theater nie mehr so Tribüne zeitlichen Geschehens, so umwogt vom Streit und Widerstreit der Öffentlichen Meinung. Leidenschaftliche Anteilnahme auf der einen Seite, heftige Vorwürfe einseitiger Tendenz auf der anderen.

Jeder Autor will in sein erstes Werk alles, was er weiß, alles, was er je erlebt hat, hineindrängen. Das tat auch ich. Und so ist es nicht verwunderlich, daß das Private, das Lyrische, sich stärker hervordrängt, als dramatische Architektonik es zulassen darf.

Schon in „Masse Mensch“ ist die Form reiner. Es war sehr merkwürdig: nach der Aufführung des Stückes sagten die einen, es sei konterrevolutionär, weil es jede Gewalt verwerfe, die andern, es sei bolschewistisch, weil die Trägerin der Gewaltlosigkeit untergehe, und die Masse zwar im Moment unterliege, aber auf die Dauer Sieger bleibe. Nur wenige erkannten, daß der Kampf zwischen Individuum und Masse sich nicht nur draußen abspielt, daß jeder in seinem Innern Individuum und Masse zugleich ist. Als Individuum handelt er nach der als recht erkannten moralischen Idee. Ihr will er leben, und wenn die Welt dabei untergeht. Als Masse wird er getrieben von sozialen Impulsen und Situationen, das Ziel will er erreichen, auch wenn er die moralische Idee aufgeben muß. Dieser Widerspruch ist heute noch für den politisch Handelnden unlöslich, und gerade seine Unlöslichkeit wollte ich zeigen.

Das Stadttheater in Nürnberg wagte die Uraufführung von „Masse Mensch“. Bald wurden alle öffentlichen und sogar alle geschlossenen Aufführungen des Werkes durch den Ministerpräsidenten Herrn von Kahr verboten, der diese verfassungswidrige Maßnahme im Landtag begründete. Er stützte sich hierbei unter anderem auf eine Beschwerde des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der an der Börsenszene „Anstoß nahm“.

Je mehr ich mich mit sozialen Problemen befaßte, je entschiedener ich Sozialist wurde, desto stärker erkannte ich die Grenzen aller Glücksmöglichkeiten, die durch individuelle und soziale Willenskraft erkämpft werden können. Der revolutionäre Dichter des 19. Jahrhunderts glaubte an das romantische Paradies auf Erden. Wir wissen, daß auch der Sozialismus nur jenes Leid lösen wird, das herrührt aus der Unzulänglichkeit sozialer Systeme, daß ein Rest bleibt von unlöslicher Tragik, bestimmt durch den Einbruch kosmischer Kräfte. Solange wir nicht Blitz und Erdbeben, Feuersbrünste und Hagelschauer, Menschenbuckel und häßliche Gesichter, blinde Augen und krumme Seelen, Unfruchtbarkeit und Tod bezwingen können, sollten wir bescheidener werden.

Wir wissen, daß uns nicht so sehr die Schönheit bewegt als die Not. Wir wissen, daß es unsere Aufgabe ist, diese Not im Kunstwerk zu gestalten und uns in der Wirklichkeit von ihr zu lösen. Unsere so-

ziale Tragödie ist eine andere Tragödie als die der Griechen, die das Leid, die Not als etwas Unabwendbares gestaltete, unter das man sich schicksalhaft ducken mußte. Unsere Tragödie ist eine andere als die christliche Tragödie des Mittelalters, die die Not darstellte als den Weg zur himmlischen Erlösung. Wir wollen keine himmlische Erlösung, wir haben erkannt, daß zweierlei Not drückt: die Not, die gegeben ist durch das menschliche Leben und die Not, die gegeben ist durch die Ungerechtigkeit des gesellschaftlichen Systems.

Dennoch und trotzdem müssen wir kämpfen, und wir werden es mit um so größerer Ausdauer, je hellsichtiger wir sind. Ist es nicht schon viel, wenn das soziale Leid getilgt und dem alten Adam, der alten Eva, wie man in Amerika zu sagen pflegt, eine Chance geboten wird? Aus diesem Erlebnis entstand „Hinkemann". Manche Ultralinken lehnen das Werk ab, sie fordern in revolutionären Werken einen Banal-Optimismus, der in seiner Unzulänglichkeit den deutschen Heeresberichten gleicht, die das Volk so lange im unklaren ließen, bis Klarheit nicht mehr helfen konnte, sondern zum Zusammenbruch führte.

Gelegentlich der Erstaufführung des „Hinkemann" im Dresdner Staatstheater kam es zu wüsten Tumulten, die in Vorbereitung und Verlauf ein typisches Bild vom „Geist der Zeit" geben. Einem organisierten Kreis reaktionärer Herren gefiel das Stück nicht. Sie kauften vor der Premiere achthundert Eintrittskarten

und verteilten sie an völkische Studenten, Handlungsgehilfen, Schüler. Ihr Patriotismus ging allerdings nicht so weit, die Karten zu bezahlen. Das Geld war, wie sich bei einer späteren Gerichtsverhandlung herausstellte, einer Wohlfahrtskasse entnommen, aus der Bedürftige unterstützt werden sollten. Jedem dieser achthundert Schau- und Radaulustigen war ein Zettel mit jenen Sätzen in die Hand gesteckt, die Anstoß erregen und das Signal zum Krach geben sollten. Die erste Szene wurde gespielt, die Achthundert sahen sich konsterniert an, die Stichworte fielen nicht — der Regisseur hatte sie nämlich gestrichen. In der zweiten Szene aber konnte sich der Trupp austoben. Und von da an war kein Halten mehr. Stundenlang zog sich die Aufführung hin, selbst des alten königlichen Intendanten, Grafen Seebach Rede für die Schauspieler prallte an den Trillerpfeifen und dem Gesang des Deutschlandliedes ab.

In einer Loge des ersten Ranges saß ein Herr, der, empört über die kulturlose Haltung junger Menschen, sich so aufregte, daß er, von einem Herzschlag getroffen, zusammenbrach. Und nun ereignete sich eine Szene, die vorwegnahm, was später auf der Bühne sich abspielen sollte. Dort ruft im vorletzten Bild ein Zeitungsjunge die sensationelle Schlagzeile seines Blattes: „Judenpogrome in Galizien, tausend Juden bei lebendigem Leibe verbrannt“, und ein Vorübergehender sagt „Bravo!“

Als die Nachbarn des erkrankten Herrn den Rowdis

zuriefen, sie möchten doch auf den Sterbenden Rücksicht nehmen und ihn nicht umbrüllen, neigte sich einer zu ihm, sah ihn sachkundig an und wandte sich zu seinen Kumpanen: „Es ist nur ein Jud."

In Perioden schärfster sozialer Kämpfe wird das Theater diese Kämpfe widerspiegeln. Der Proletarier, der heute im Drama auftritt, ist nicht mehr der Proletarier des 19. Jahrhunderts. Die Luft des „Nachtasyls", jene stagnierende, hoffnungslose, die gewiß erschüttert, ist nicht mehr die seine. Der Proletarier des 19. Jahrhunderts litt dumpf unter der Last seines Geschicks, unter Not, Ausbeutung, übermäßiger Arbeit, geringer Bezahlung. Der Proletarier des 20. Jahrhunderts wurde bewußter Kämpfer, Verfechter einer Idee. Er übt nicht nur Kritik, er schafft Bilder von neuen Wirklichkeiten, die er bauen will. Seine Sprache ist beeinflußt vom Leitartikel der Parteizeitung, ärmer an starken Bildern, reicher an dialektischer Schärfe. Wen wundert es, wenn er von der Bühne herab die abstößt, die ihn auch im Leben befehden.

In den „Maschinenstürmern" versuchte ich, das Heraufkommen dieses neuen Proletariertypus zu zeigen.

Bewußt lehne ich die Tendenz ab, den Proletarier zu vergotten, mit ihm einen umgekippten byzantinischen Kult zu treiben. Er ist der historische Träger einer neuen großen Idee, darauf kommt es an. Es ist möglich, daß in einem dichterischen Werk die zentrale Figur ein Bürger mit „reinem Herzen" ist, der

ideale, „gute" Mensch, trotzdem widerlegt er durch die Divergenz zwischen persönlichem Tun und dem Tun der herrschenden Mächte das System der Gesellschaft, in der er lebt, und ruft damit eine Wirkung auf den Hörer hervor, die wir als geistig revolutionierend bezeichnen können.

Es gibt nur eine Form der Tendenz, die dem Künstler nicht erlaubt ist, die Tendenz der Schwarz-Weiß-Zeichnung, die den Menschen der einen Seite als Teufel zeichnet, den der anderen Seite als Engel. Die Idee ist entscheidender als das Ineinander guter und schlechter Eigenschaften. Aber trotz des Gesetzes strenger Objektivation, das Gestalten aus den ihnen eingeborenen Notwendigkeiten formt, ist der Schaffende sich bewußt, daß gerade er zum kollektiv giltigen Subjektivismus gelangt. Er stellt Werte und Ideen nicht gleich. In ihm ist angelegt eine Hierarchie, die höhere Werte von minderwertigen sondert.

Man darf politische Dichtung nicht verwechseln mit Propoganda, die dichterische Mittel benutzt. Diese dient ausschließlich Tageszwecken, sie ist mehr und weniger als Dichtung. Mehr: weil sie die Möglichkeit birgt, im stärksten, im besten hypothetischen Fall den Hörer zu unmittelbarer Aktion zu treiben, weniger: weil sie nie die Tiefe auslotet, die Dichtung erreicht, dem Hörer die Ahnung vom tragisch-kosmischen Grund zu vermitteln. Mit anderen Worten: wenn Propoganda zehn „Probleme" zeigt, hat sie als psychologische Voraussetzung, daß alle zehn lösbar sind,

und sie hat das Recht, die Lösung aller zehn zu fordern. Dichtung wird, man kann es nur an einem vagen Beispiel ausdrücken, bei zehn Problemen die Lösbarkeit von neun gestalten und die tragische Unlösbarkeit des letzten aufzeigen. Ob sie das pathetisch, resigniert, pessimistisch oder mit der Forderung des Dennoch! tut, ist eine Frage der geistigen Haltung, des künstlerischen Temperaments, nicht des Kerns.

Politische Dichtung hat mit den täglichen Leitartikeln der Partei, mit taktischen Schlagworten nur mittelbar zu tun, sie ist geprägt durch die Forderung der Idee.

Alle Dramen, die ich im Gefängnis schrieb, leiden an einem Zuviel. Der Künstler „in Freiheit“ kann die oder jene Erregung, dies oder jenes Ressentiment, den oder jenen Gedanken darleben in außerkünstlerischer Form. Mir war der Mund gesperrt und die Feder durch die strenge Festungszensur gefesselt. Der einzige Ort, an dem ich mir einigermaßen Luft machen durfte, war das künstlerische Werk. Dort war die Zensur nicht so streng wie bei Briefen, so preßte ich in meine Dramen alle unterdrückten Gedanken und Gefühle, auch die, die nicht notwendig zum einzelnen Werk gehörten. Wenn heute von mir Dramen wieder aufgeführt werden, kürze ich sie stets und versuche, aus der Zufälligkeit der Situation entstandene Sätze zu kappen.

Oft mußte ich den Vorwurf lesen, daß meine Arbeiten nur bekannt seien, weil ich im Gefängnis saß. Wie lächerlich ist dieser Vorwurf! In Deutschland mag man vom Autor noch einiges wissen, aber wenn meine Dramen in Amerika, Argentinien, Japan, Rußland gespielt werden, weiß keiner mehr vom Autor, nur das Werk als künstlerische Leistung wirkt.

Es gibt auch „Freunde", die nehmen mir übel, daß ich „saß". Andere wieder sind gekränkt, wenn ich nicht immer „leide". Etliche verlangen, ich müsse in Manchesterhosen und Werkstattkitteln herumlaufen. Sie erinnern mich an jene skrupellosen Bourgeois, die einem Sozialisten ehrlose Gesinnung vorwerfen, wenn sie ihn einmal ein Glas Wein trinken sehen.

Ich habe manchmal aus spielerischer Laune Scherzdinge geschrieben. Daraus machte man mir die heftigsten Vorwürfe. Wie jedem Künstler prägt man auch mir eine Schablone auf, nach der ich bis an mein Lebensende mich richten soll. Ich denke gar nicht daran.

Ich möchte gerne einige Worte über das Verhältnis von Kritik und Kunst sagen. Es muß endlich ausgesprochen werden, daß der Hochmut gewisser Kritiker, die meinen, daß der Dichter vom Kritiker lebe, etwas Groteskes birgt. Neue künstlerische Gesetze und Formen werden nicht vom Kritiker er-

funden, sondern in künstlerischen Werken gefunden. In unserer Zeit wird die Rolle des Mittlers überschätzt. Nicht mehr ein Konzert von Bach oder eine Symphonie von Beethoven wird gespielt, sondern die Dirigentenleistung des Herrn X. betrachtet, nicht mehr eine Dichtung aufgenommen, sondern die Startechnik der Frau Y. begutachtet, nicht mehr ein dramatisches Werk im Raum der Bühne lebendig, sondern die Inszenierung des Herrn Z. auf ihre letzten technischen Sensationen hin geprüft.

Es gibt Kritik, seit Bücher geschrieben, Dramen aufgeführt werden. Erst in der Epoche des bürgerlichen Zeitalters bildete sich die Institution des Kritikers auf dem Fundament bürgerlicher Bildung. Der Kritiker übernahm die Funktion des Publikums, und darum meint er, er spreche für es. Er übersieht, daß kein geschlossenes Publikum, kein Volk heute mehr existiert. Der Kritiker wirkt durch das Mittel der Zeitung. Zeitungen aber sind Organe bestimmter Parteien, bestimmter Interessengruppen, bestimmter Kircheninstitutionen. Glauben Sie, daß der Kritiker stets seine eigene Meinung aussprechen darf? Wird der Kritiker einer rechtsradikalen Zeitung z. B. eine Meinung vertreten, die im Gegensatz steht zu der des Zeitungsbesitzers, des Aufsichtsrats? Und umgekehrt?

Ob, was heute sich entwickelt, proletarische Kunst ist, bleibe dahingestellt. Männer wie Trotzki behaupten, es könne keine proletarische Kunst geschaffen wer-

den, die Werke der Gegenwart seien mit bürgerlichen Elementen durchsetzt, die Werke im Zeitalter des Sozialismus würden klassenlos, allgemein-menschlich sein. Sehen wir von diesem Streit ab. Ich glaube, daß Dramen, die aus der Welt des proletarischen Menschen entstanden sind, sich in ihrer geistigen Haltung von bürgerlichen fundamental unterscheiden. Der bürgerliche Kritiker wird dem revolutionären Drama nicht mehr folgen, wenn ihm fremde Gesellschafts-, Gedanken-, Gefühls-, Empfindungswerte auftauchen. Sie fehlen ihm als eigene Möglichkeiten, er reagiert nur noch mit dem Zeigefinger des zerlegenden Beckmesser.

„Hoppla, wir leben" heißt das erste Stück, das ich „in Freiheit" schrieb. Wieder war es der Zusammenprall des Menschen, der das Absolute unbedingt, noch heute verwirklichen will, mit den Kräften der Zeit und den Zeitgenossen, die die Verwirklichung aus Schwäche, Verrat, Feigheit aufgeben oder aus Kraft, Treue, Tapferkeit für spätere Tage vorbereiten. Karl Thomas versteht beide nicht, setzt ihre Motive und Taten gleich und geht unter. Durch die kindische, amerikanische happy-end Mode wahrer Kunst entfremdet, verlangen heute viele Kritiker und Zuschauer vom Dramatiker, was gar nicht seine Aufgabe ist, er solle sie am Finale mit jenen albernen Haussprüchlein entlassen, die unsere Eltern, zur Nutzanwendung, auf Sofakissen, Tellern und Plaketten sich malen ließen,

etwa: „Üb immer Treu und Redlichkeit“, „Frage nicht, was andre machen, acht auf deine eignen Sachen“, „Hab Sonne im Herzen“, oder wie Durus in Nr. 134 der „Roten Fahne“, Jahrgang 1930, schrieb: „Hinein mit der frischen Luft des Klassenkampfes in die frische Luft der Natur.“ Beamte des Proletkults und Kritiker im Feuilleton kapitalistischer Zeitungen, die aus schlechtem Gewissen und der Sucht, als ewige Wandervögel durch die Zeitungsspalten zu rennen, revolutionspäpstlicher als revolutionär Handelnde sind, nannten den Ausgang des Dramas, der in der Wirklichkeit sich viele Male wiederholte und wiederholen wird, nicht „revolutionär“, weil er sie nicht mit moralischen Traktätchen und dem Ruf „Es lebe die politische Linie Nr. 73“ entließ. —

Ich bedaure heute, daß ich, von einer Zeitmode befangen, die Architektonik des ursprünglichen Werkes zugunsten der Architektonik der Regie zerbrach. Seine erstrebte Form war stärker als jene, die auf der Bühne gezeigt wurde. Verantwortlich dafür bin nur ich, aber ich habe gelernt, und es ist mir heute lieber, daß ein Regisseur zu wenig aus einem Werk herausholt, als daß er zuviel hineinlegt. Übrigens hat Piscator in Gasbarras Buch „Das politische Theater“ wirklich keinen Grund, sich über mich und meinen Stil zu beklagen.*

---

* Oder sind Sätze, die Piscator statt der von mir geschriebenen, vorschlug, „funktionell, die dramatische Handlung vorwärtstreibend, die geistige Spannung steigernd“, kurz, geben

Ich habe in der Zeit der Bearbeitung drei Schlüsse für möglich gehalten, niemals aber den der „Freiwilligen Rückkehr ins Gefängnis", der in dem Buch bedenkenlos mir unterschoben wird. In meiner ersten Fassung rannte Thomas, der die Welt von 1927 nicht verstand, ins Irrenhaus zum Psychiater, erkennt in der Unterredung mit dem Arzt, daß es zwei Arten von gefährlichen Narren gibt, die einen, die in Isolierzellen festgehalten werden, die andern, die als Politiker und Militärs gegen die Menschheit lostoben. Da begreift er die alten Kameraden, die in zäher Alltagsarbeit die Idee weiterführen, er will das Irrenhaus verlassen, aber, weil er begriffen, weil er zur Wirklichkeit die

---

sie „den realistischen Unterbau" und „ersetzen das Dichterisch-Lyrische" des Verfassers? (S. 147). Ich zitiere aus dem Manuskript Piscators:

Szene nach der Ermordung Wilhelm Kilmanns. Monolog Karl Thomas.

Thomas: „Man erschießt ihn, weil er ein Revolutionär sei, ich wollte ihn erschießen, weil er keiner sei und schieße nun auf seine Mörder, als verteidigte ich Kilmanns Handlanger und würde somit wieder zu seinem Freund, Bruder und Genossen... Es bedurfte nur einer Übertragung, ein kleiner Schritt nur, und der Befreiung der Welt von nationalem Haß, unwürdiger Klassenunterdrückung, fehlerhafter (Justiz) Gerechtigkeit wäre zum Sieg verholfen. (Mit etwas erhobener Stimme.) Daß es nicht ist, Wilhelm, mir ein furchtbares Schuldig. Albert Kroll, Mutter Meller, Eva, schuldig, schuldig. Du da, du da unten im Parkett, schuldig schuldig, wir und sie (er will fortfahren zu sprechen)..."

Oder:

Letzte Gefängnisszene. Monolog von Karl Thomas.

Thomas: „... Ich bin wach, so wach, daß ich durch euch hindurchsehen kann und doch nichts Neues erfahren würde...

Beziehung des reifen Menschen gewonnen hat, läßt ihn der psychiatrische Beamte nicht mehr hinaus, jetzt erst sei er „staatsgefährlich“ geworden, nicht vorher, da er ein unbequemer Träumer war.

Einige Worte noch von einem neuen Stück „Feuer aus den Kesseln!“ Es behandelt die Skagerrakschlacht, die deutsche Marinerebellion und den Prozeß gegen Köbis, Reichpietsch, Beckers, Sachse, Weber. Ich nenne dieses Stück ein historisches Schauspiel. Ich habe Schauplätze verändert, Ereignisse zeitlich verlegt, Personen erfunden, weil ich glaube, daß der Dramatiker aus dem Erlebnis einer Epoche ihr Bild geben, nicht jede historische Einzelheit photographieren soll. Künstlerische Wahrheit mag sich mit der historischen

---

Ach, das Karussell dreht sich, und alles beginnt von neuem. Ja, ihr Lieben, und ihr meine Feinde, merkt ihr denn nicht, wie der Boden birst unter euren Füßen? Kilmann, Toter, gefeiert vielleicht von deinen Mördern... wenn du lebtest, Genosse, würdest du nicht wieder von neuem beginnen. Du, mach ungeschehen, mach ungeschehen: Taktik, Verrat. Vulkane, feurige Augen der Erde tun sich auf, bersten vor euch auf. Ihr steht am Rande des Kraters. Welcher Wahnsinn hat euch gepackt, daran zu hocken und in die Weißglut zu starren! Rettet euch! Rettet euch! Sie steigt! Die Lava formt sich in brodelndem Grund zu furchtbarem Werkzeug der Zerstörung! Steigt unaufhaltsam herauf! Ihr Zischen ein höhnisches Gelächter über eure Dummheit, die ihre Lösung nicht sieht: divide et impera...“

Gar nicht zu reden von der Szene, die eines Tages probiert wurde, und die, wie ich an den Figurennamen zu meinem Schrecken erkennen mußte, über Nacht, ohne mich auch nur zu fragen, „hineingedichtet“ war.

decken, braucht ihr aber nicht in jeder Einzelheit zu gleichen.

Die Frage nach der formalen Kraft des neuen Dramas darf nicht übersehen werden, aber wie schwer ist es in unserer Zeit der Zertrümmerung ästhetischer Gesetze, da alte Werte und Normen ihre bindende Giltigkeit verloren haben, über Neues, Problematisches Urteile zu fällen. Wir wissen, daß wir keine klassische Kunst schaffen. Klassik ist der Ausdruck in sich kreisender, überlegener Ruhe. Wir aber wollen nicht ruhig sein, wir wollen keine Elfenbeintürmchen bauen, in die wir uns zurückziehen, wir wollen teilnehmen an den Kämpfen unserer Epoche, und wir fürchten uns nicht vor dem Vorwurf, daß unser Werk ebenso zerklüftet ist wie das Leben draußen. Unsere Kunst will keine bloße Mitleidskunst sein, sie ist geboren aus Mitkämpferschaft. Auch wir fragen uns oft: kann Kunst die Wirklichkeit beeinflussen? Kann der Dichter vom Schreibtisch her Einfluß auf die Politik seiner Zeit gewinnen? Es gibt Autoren, die diese Frage verneinen, ich bejahe sie. Alle Kunst hat magische Wirkung. Worin unterscheidet sich Kunst-Wirkung von der Wirkung etwa einer Versammlungsrede? Eine Versammlungsrede macht im besten Fall dem Hörer ein Problem „verständlich“, „bildet“ ihn. (Hat Bildung den Weltkrieg verhindert?)

Kunst erreicht mehr als den Verstand, sie verankert sein Gefühl. Sie gibt dem verankerten Gefühl geistige

Legitimation. Ich glaube darum, daß der Künstler nicht Thesen begründen, sondern Beispiele gestalten soll. Kunst gehört zu jenen seltenen geistigen Mitteln, verschüttete Instinkte zu erhellen, tapfere Haltungen zu schulen, spontanes Gefühl für Menschlichkeit, Freiheit und Schönheit zu vertiefen.

In unserer Zeit wird eine Fülle von Begriffen gebraucht, deren Inhalte nicht mehr übereinstimmen mit unserer Erkenntnis und unserem Wissen. Sie aufzulösen und von der neuen Nähe, die wir zu Dingen und Menschen gewonnen haben, zu gestalten und ehrlicher zu benennen, ist notwendig. Auch in der Begriffswelt der Revolution, der Arbeiterschaft dürfen wir pharisäische Phrasen, unechte Scheidemünzen, verlogene Zerrbilder nicht zulassen.

Äußere Erfolge haben mir wenig genützt, vor jedem neuen Werk glaubte ich, ich stehe am Anfang. Und wenn monatelang die Schaffenskraft versagte, fürchtete ich, sie hätte mich für immer verlassen. Nur der Schaffende kennt die furchtbaren Krisen, die dann einsetzen.

Arbeite ich, bin ich von der Arbeit besessen, aber ich weiß, daß wieder Entscheidungen fallen können, in denen persönlicher Einsatz wichtiger ist als Kunst.

Die Klischees dieses Buches wurden angefertigt nach Vorlagen der Firmen:

1. „WIDE WORLD PHOTOS", Bild-Dienst von The New York Times G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 28/29:

Abbildungen neben Seite 17, 32 oben, 36 oben, 37 oben, 52 oben und unten, 61 oben, 65 oben, Mitte und unten, 80 oben und unten, 81 oben, 144 oben, 145 oben und unten.

2. PACIFIC- UND ATLANTIC-PHOTOS G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 70:

Abbildungen neben Seite 32 unten, 33 oben und unten, 36 unten, 64 oben und unten, 128 oben und unten, 129 oben und unten.

3. NEUER DEUTSCHER VERLAG, Berlin SW, Wilhelmstraße 48:

Abbildungen neben Seite 53 unten, 60 oben und unten.

4. KEYSTONE VIEW COMPANY, Berlin SW 68, Zimmerstraße 29:

Abbildungen neben Seite 44, 45, 53 oben.

5. ELLI MARCUS, Berlin-Charlottenburg, Niebuhrstraße 64:

Abbildungen neben Seite 37 unten.

6. FOTO-SEMO, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 45 zu dem Bilde Ernst Toller.

Krefeld, den 28.6.55

Sehr geehrter Herr Mann!

Beiliegend übersenden wir Ihnen Ihr
Eigentum wieder zurück.
Nach der 12 jährigen Haftentlassung aus
dem K-Z wohnte mein Mann einige
Tage in einer SS Villa. Dort fand er

dem 14. 3 wohnte mein Mann einige
Tage in einer SS Villa. Dort fand er
eine große Bibliothek vor. Leider konnte
nicht festgestellt werden wo man all
diese Bücher gestohlen hatte. „Hier durch"
nahm mein Mann mit, nun überzeu-
den wir es Ihnen.

Wir wünschen Ihnen alles Gute und

60/10

Lag bei TM 3423

THOMAS MANN
BIBLIOTHEK
ETH
3423

ARCHIV THOMAS MANN HB ETH

THOMAS MANN
BIBLIOTHEK
ETH
3423

recht viel Schaffensfreude.

Mit den freundlichsten Grüße
verbleibe ich Ihr
gez. Ernst Mönkemöller

3423
THOMAS MANN
BIBLIOTHEK
ETH

THOMAS MANN
BIBLIOTHEK
ETH
3423

sto. Kat.

ERNST
TOLLER

QUER
DURCH